

JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK
2012

JANUARY 1972
FOR INFORMATION (1972)
1972

JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2012

herausgegeben von
Dorothea Böhme und Zoltán Szendi



R II 5/69

37.591

/2013

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leitender Redakteur

Lehel Sata

Literaturwissenschaft

Erika Hammer

Johanna Backes

Szilvia Ritz

Zsuzsa Bognár

Sprachwissenschaft

Attila Péteri

Petra Szatmári

Deutsch als Fremdsprache

Dorothea Böhme

Anna Reder

Susanne Ufer

Wissenschaftlicher Beirat

Michael Haase (Budapest)

András Masát (Budapest)

Peter Canisius (Pécs)

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Csaba Földes (Veszprém)

Géza Horváth (Szeged)

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Piroska Kocsány (Debrecen)

Hans Jürgen Krumm (Wien)

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Dietmar Rösler (Gießen)

Hartmut Steinecke (Paderborn)

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik

z. Hd. v. Lehel Sata

Pécsi Egyetem Bölcsészettudományi Kar

Germanisztikai Intézet

Ifjúság u. 6.

H-7624 Pécs

jug.redaktion@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden.

© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Verlag: Gondolat Kiadói Kör Budapest

Auflage: 700 Exemplare

Budapest/Bonn 2013

ISSN 1217-0216

Hergestellt mit der Unterstützung durch den DAAD, aus Mitteln,
die das Auswärtige Amt bereitstellt.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	9
 Plenarvorträge der Jahrestagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG) am Institut für Germanistik der Universität Szeged mit dem Titel „Germanistik nach der Jahrtausendwende“ (1.-2. Juni 2012)	
<i>Wolfgang Hackl (Innsbruck):</i> Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Zeitschriftenforschung am Beispiel der österreichischen Zeitschriftenlandschaft	13
<i>Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-Landau):</i> Journalistisches Kommentieren gestern und heute	33
 „Soziale/Gesellschaftliche Rollen“ in der Literatur	
<i>Kristina Bieber (Dresden):</i> Gesellschaftliche Theatralität in den Romanen Theodor Fontanes. Eine exemplarische Re-Lektüre	61
<i>Robert Forkel (Halle-Wittenberg):</i> Autorität in der Erinnerungskultur. Zur narrativen Konstruktion sozialer Rollen im Medium der Literatur	85
<i>Ulrike Koch (Wien):</i> „Ni un corps de femme – ni un corps d’homme“ – Die Herstellung des Geschlechts und das Leben im Dazwischen in Tahar Ben Jellouns „L ’enfant de sable“ und „La nuit sacrée“	105
 „Soziale/Gesellschaftliche Rollen“ in der Sprachwissenschaft	
<i>Kirsten Sobotta (Magdeburg):</i> Identitätskonstruktion und Rollenerwartung in Tagebuchaufzeichnungen der Helene Hildebrandt aus den Jahren 1888/89 – eine pragmalinguistische Analyse.....	125
<i>Katalin Horváth (Budapest):</i> Funktionale Faktoren bei der Wahl von epistemischen Adjektivengegenüber Satzadverbien im Deutschen.....	145
<i>Orsolya Rauzs (Szeged):</i> Aspekte der Negation in der linguistischen Literatur des letzten Jahrzehnts: neue Thesen, alte Probleme, weitere Forschungsdesiderate	165

Die gesellschaftliche Rolle/Soziale Rollen im Fremdsprachenunterricht

- Andrea Bicsár (Wien)*: Kribbeln im Bauch: Emotionen im Deutschen
als Fremdsprache. Eine empirische Studie 179
- Zoltán Csörgő (Budapest)*: Getrennt durch die gemeinsame Sprache.
Der plurizentrische Ansatz im DaF-Unterricht 205

Rezensionen

- Barkhoff, Jürgen; Heffeman, Valerie (Hrsg.)*: Schweiz schreiben:
Zur Konstruktion und Dekonstruktion des Mythos Schweiz
in der Gegenwartsliteratur. Berlin et al.: De Gruyter, 2010. 321 S.
(*Eszter Pabis*) 225
- Bohušová, Zuzana; Hut'ková, Anita; Małgorzewicz, Anna; Szczyk,
Joanna (Hrsg.)*: Translationswissenschaft und ihre Zusammenhänge 4.
Dresden-Wroclaw: ATUT-Neisse Verlag, 2011. 201 S.
(*Krisztina Mujzer-Varga*) 229
- Erb, Maria (Hg.)*, in Zusammenarbeit mit Heinrich J. Dingeldein:
Ungarndeutscher Sprachatlas (ÜDSA). Südungarn.
Zweiter Halbband. Budapest: ELTE Germanistisches Institut,
2012. 459 S. (*Márta Müller*) 233
- Feld-Knapp, Ilona (Hrsg.)*: Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer
in Ungarn. Typotex Kiadó. Eötvös-József-Collegium Budapest,
2012. 361 S. (*Ellen Tichy*) 236
- Fenyves, Miklós; Kerekes, Amália; Kovács, Bálint;
Orosz, Magdolna (Hrsg.)*: Habsburg bewegt. Topographien
der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Frankfurt a. M.:
Peter Lang (= Budapest Studien zur Literaturwissenschaft 17),
2013. 293 S. (*Karl Katschthaler*) 239
- Foschi Albert, Marina / Hepp, Marianne / Neuland, Eva / Dalmas, Martine
(Hrsg.)*: Text und Stil im Kulturvergleich. Pisaner Fachtagung
2009 zu interkulturellen Wegen Germanistischer Kooperation
(Hrsg. von). Iudicium. München, 2010. 529 S. (*Ilona Feld-Knapp*) 243
- Gombocz, Eszter*: Kontrastive Wortfamilienanalyse Deutsch-Ungarisch.
Wortfamilien unter didaktischem und lexikographischem Aspekt
(Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache, Band 44).
Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2013. 254 S.
+ CD-Rom. (*Julia Haussmann*) 247

Hodgin, Nick und Pearce, Caroline (Hrsg.): The GDR Remembered- Representations of the East German State since 1989. New York: Camden House, 2011. 310 S. (<i>Sándor Trippó</i>)	249
Kocziszky, Éva; Lang, Jörn (Hrsg.): Tiefenwärts. Archäologische Imaginationen von Dichtern. Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der „Antiken Welt“. Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern, 2013. 172 S. (<i>Imre Kurdi</i>)	253
Tichy, Ellen: Regionale Lehrwerkforschung – Deutsch als Fremdsprache in Ungarn von der Wende bis 2010. LINGUA - Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis, Band 21. Hamburg: Dr. Kovač, 2012. 190 S. (<i>Viktoria Ilse</i>)	256
Berichte der Institute 2012	261
Doktorandenkollegs 2012	283
Jahresbibliografie 2012	291
Autorinnen und Autoren	321

[The text in this section is extremely faint and illegible due to low contrast and blurring. It appears to be a multi-paragraph document.]

Vorwort der Herausgeber

Es ist immer ein erfreuliches Ereignis für uns ungarische Germanisten, wenn unser Jahrbuch im Herbst erscheint, auch wenn wir wissen, dass die meisten unserer Arbeiten anderswo veröffentlicht werden. Das Jahrbuch ist ja unsere wichtigste Fachzeitschrift, die nicht nur die Einzelergebnisse sondern auch die produktive Zusammenarbeit mit ausländischen Germanisten dokumentiert. Dies Letztere beweisen gleich die zwei Plenarvorträge der Jahrestagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG), die 2012 am Institut für Germanistik der Universität Szeged gehalten wurden und jetzt unserem neu erschienen Band vorangestellt sind. Die beiden Beiträge stellen Ergebnisse aus dem Bereich der Zeitschriftenforschung dar. Wolfgang Hackls „Streifzug durch die Zeitschriftenforschung“ im Aufsatz *Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Zeitschriftenforschung am Beispiel der österreichischen Zeitschriftenlandschaft* verweist auch auf die noch immer vorhandenen vielen Lücken in der diesbezüglichen Forschung. Umso mehr verdienen die literarischen Zeitschriften größere Aufmerksamkeit, weil sie sowohl aus literatur- als auch kulturgeschichtlicher Sicht überraschend reichhaltige Fundgruben sind. Heinz-Helmut Lüger hebt die meinungsformenden Aspekte, die Bewertungsfunktionen in der massenmedialen Kommunikation hervor. Seine Untersuchung *Journalistisches Kommentieren gestern und heute* fokussiert nicht nur auf spezifische sprachliche Verfahrensweisen sondern auch auf „paratextuelle Merkmale“.

„Soziale Rollen“, dieses Thema bildet den Mittelpunkt des diesjährigen Jahrbuchs darauf verweisend, welches Gewicht ihm in der modernen Gesellschaft zugeschrieben wird. Die Bedeutung und die Aktualität dieses Fragenkomplexes bestehen hauptsächlich darin, dass die sozialen Rollen – allen voran die Geschlechterrollen – einem anscheinend immer schneller werdenden Wandel ausgesetzt sind. Auch in der germanistischen Forschung gewinnt das Thema an Relevanz, wie unsere Beiträge aus den unterschiedlichen Disziplinen zeigen. Die hier veröffentlichten drei literaturwissenschaftlichen Abhandlungen beinhalten ganz andersartige Themen und Annäherungsweisen in Bezug auf die gesellschaftlichen Rollen in der Literatur. Während Kristina Bieber den „theatralen Charakter“ in den Gesellschaftsromanen Fontanes behandelt, untersucht Robert Forkel die verschiedenen Formen der Erinnerung im Bereich der Holocaustliteratur. Ulrike Koch schildert die skurril-traumatischen Erlebnisse der behinderten Geschlechteridentität anhand von zwei Romanen des französisch schreibenden marokkanischen Schriftstellers Tahar Ben Jelloun. Ein ganz ähnliches Thema – Identitätskonstruktion und Rollenerwartung – erörtert auch Kirsten Sobotta – allerdings aus sprachlicher, bzw. sprachwissenschaftlicher Sicht. Während im Beitrag von Katalin Horváth die gesellschaftliche Komponente – wegen ihrer ganz spezifischen sprachwissenschaftlichen Fragestellung – wohl schwieriger

herauszufinden ist, dominiert sie eindeutig in der Untersuchung von Orsolya Rauzs (*Aspekte der Negation in der linguistischen Literatur des letzten Jahrzehnts*). Welche große Bedeutung die gesellschaftlichen Momente im Fremdsprachenunterricht haben, das beweisen die beiden zu diesem Fachbereich gehörenden Untersuchungen. Andrea Bicsár belegt mit zahlreichen Hinweisen, wie wichtig es im Fremdsprachenunterricht ist, „einen realitätsnahen und authentischen Aneignungs- und Verwendungskontext für die zielsprachige Emotionslexik zu schaffen“. Zoltán Csörgő setzt sich „mit der praktischen Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes im DaF-Unterricht auseinander“, indem er auf notwendige Berücksichtigung der sprachlichen Vielfalt der deutschsprachigen Regionen hinweist.

Auch in den darauf folgenden Rezensionen sind die drei Fachbereiche – ebenfalls auf wohltuend ausgewogene Weise – vertreten. Was wir dieses Mal vielleicht eher bemängeln können, ist die geringere Anzahl der ungarischen Beiträge. Umso wichtiger sind deshalb die sich im abschließenden Teil befindenden Institutsberichte, Informationen über die Doktorandenkollegs sowie die Jahresberichte, welche die Ergebnisse der intensiven wissenschaftlichen Arbeit der ungarischen Germanistik bezeugen.

Besonderer Dank in der Entstehung des Jahrbuchs gebührt den einzelnen Redaktionen, die durch ihre wertvolle Mitarbeit erst dazu beitrugen, dass der Band erscheinen konnte. Allen voran möchten wir jedoch Lehel Sata unseren Dank aussprechen, der als Chefredakteur auch dieses Mal für einen reibungslosen Ablauf von den ersten Redaktionssitzungen bis zum Erscheinen des Bandes sorgte.

Dorothea Böhme

Zoltán Szendi

**Plenarvorträge der Jahrestagung
der Gesellschaft ungarischer
Germanisten (GuG) am Institut
für Germanistik der Universität Szeged
mit dem Titel „Germanistik nach
der Jahrtausendwende“ (1.-2. Juni 2012)**

Wolfgang Hackl (Innsbruck)

Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Zeitschriftenforschung am Beispiel der österreichischen Zeitschriftenlandschaft

Zeitschriftenforschung ist ein eigenständiges Fachgebiet innerhalb der breiten Palette literaturwissenschaftlicher Fragestellungen, weil Literaturzeitschriften selbstverständlicher Teil des literarischen Lebens eines Landes, einer Region oder einer Epoche sind. Meist ist der erste Publikationsort angehender Schriftstellerinnen und Schriftsteller eine Zeitschrift, häufig ist sie Ort der Erstveröffentlichung später kanonisierter Texte: So erschien z.B. die im Trentiner Fersental angesiedelte Novelle „Grigia“ von Robert Musil zuerst 1921 in der Zeitschrift „Der neue Merkur“ von Ephraim Frisch, dann 1923 in einer bibliophilen Ausgabe mit Illustrationen von Alfred Zangerl als Band 8 der von Franz Blei herausgegebenen Reihe „Sanssouci-Bücher“ und erst 1924 im Ernst Rowohlt Verlag unter dem Titel „Drei Frauen“ ebenfalls in bibliophiler Ausstattung in einem Zyklus mit zwei weiteren Novellen: „Die Portugiesin“ und „Tonka“.¹

Als Rezensionsorgan vermittelt die Zeitschrift aktuelle oder wiederentdeckte Bücher und dient damit als wichtige Orientierungshilfe in einem zunehmend unüberschaubaren Markt. Eine regionale Zeitschrift ist zudem ein notwendiges Verbindungselement von überregionalem Literaturbetrieb und Peripherie, aber auch ein wichtiger Faktor im Wechselspiel von Mainstream, Marketing und Kanonisierung, von Trend und Gegentrend. Denn eine Literaturzeitschrift trägt fast immer die Handschrift der Herausgeber und einer Handvoll von prägenden Autorinnen und Autoren und bietet damit ein hilfreiches Orientierungsangebot.

Als Publikationsorgan von Primärliteratur ist die Literaturzeitschrift nicht nur ein Experimentierfeld im Spannungsfeld von Avantgarde und Tradition, von Bewahren und Innovation, sie ist auch Forum für den intellektuellen Diskurs

¹ Musil, Robert: „Grigia“. In: Der Neue Merkur – Monatsschrift für geistiges Leben. 5 (1921), H. 8/9, S. 587ff.; Musil, Robert: „Grigia“. Mit 6 Originalradierungen von Alfred Zangerl. Potsdam: Müller 1923 (= Sanssouci-Bücher 8); Musil, Robert: Drei Frauen. Berlin: Rowohlt 1924.

oder die mehr oder weniger heftig ausgetragene Literaturdebatte² und kann dazu beitragen, den Mangel eines anspruchsvollen Feuilletons im nationalen oder regionalen Kontext zu kompensieren.

Betrachten wir eine Literaturzeitschrift als Gesamttext, so ist sie in der Produktion ein *work in progress* mit einer charakteristischen Mischung von Einheitlichkeit im Erscheinungsbild und der Rekurrenz von Reihen, Kolumnen und Rubriken sowie literarischer Abwechslung und inhaltlicher, manchmal auch medialer Vielfalt. Andererseits erlauben Literaturzeitschriften als abgeschlossenes Dokument den Blick auf literaturgeschichtliche Entwicklungslinien, auf kulturgeschichtliche Prozesse oder auf die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Denn sie sind oft ein *Who is Who* der Literaturgeschichte und fungieren als literarische Anthologie oder als ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Literaturzeitschrift ist vielfältig wie das Objekt selbst und wird zusätzlich ausdifferenziert durch die unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen. Das bedeutet, dass der Forschungsgegenstand weder abgegrenzt ist, noch dass es eine genuine Methode dafür gibt und wir nicht von einer eigenständigen literaturwissenschaftlichen Disziplin sprechen können.

Erstaunlich wenig beschäftigt sich aktuell die Publizistik bzw. Medien- und Kommunikationswissenschaft mit dem Gegenstand Zeitschrift, sodass Peter Lutz 2010 in seiner Magisterarbeit von der Zeitschriftenforschung als einem „Trümmerfeld“ spricht.³

Dabei stand seit Beginn des Faches als eigenständige wissenschaftliche Disziplin die Frage nach der Definition des Gegenstandes, nach dem Wesen

² Vgl. z.B.: Hackl, Wolfgang: Die Zeitschrift als Seismograph. Der Streit um die moderne Literatur in der österreichischen Literaturzeitschrift „Wort in der Zeit“. In: W. H., Kurt Krolop (Hg.): Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studienverlag, 2001. S. 273-285.

³ Lutz, Peter: „Trümmerfeld“ Zeitschriftenforschung. Rekonstruktion einer Theorie und Fachgeschichte für das Untersuchungsfeld Zeitschriftenforschung anhand der Analyse der bisher erfolgten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen, beginnend mit den ersten veröffentlichten pressekundlichen Arbeiten im 17. Jahrhundert bis zum aktuellen theoretischen und methodischen Ist-Zustand, sowie die Entwicklung und Formulierung eines theoretischen Modells für zukünftige Zeitschriftenuntersuchungen im Sinne der sozialwissenschaftlich orientierten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Wien (Magisterarbeit) 2010.

einer Zeitschrift lange Zeit im Mittelpunkt des Interesses des Faches, wobei die Abgrenzung von der tagesaktuellen Zeitung lange das wichtigste Definitionsmerkmal war.

Den [...] Definitionsversuchen der Zeitschrift ist gemeinsam, daß ein Gebilde mit etwa folgenden Eigenschaften: periodisch-regelmäßigem Erscheinen, Zeitnähe (Aktualität), universaler oder auch fachlich-spezialer Thematik, allgemein-öffentlichem Interesse oder auch nur fachlich, beruflich oder gruppenmäßig begrenztem Wirkenwollen unter Umständen Zeitschrift sein kann. Das bedeutet im Hinblick auf die Geschichte der definitorischen Bemühungen: man experimentierte mit den Definitionsmerkmalen weiter, die früher schon für das Medium Zeitung gefunden worden waren, also mit der Periodizität [regelmäßig, immer wiederkehrend], der Aktualität [auf die Gegenwart bezogen], der Publizität [Öffentlichkeit] und der Universalität [kein Thema ist ausgenommen], und man erkennt, daß bei dem so vielgestaltigen Kommunikationsgebilde [...] nicht alle Zeitschriftenmerkmale in reiner Form verwirklicht sind; populär gesagt: der Zeitschrift fehlt etwas, was die Zeitung mehr hat.⁴

Heute dagegen wird die Zeitschrift „pragmatisch als bloßer Sammelbegriff genutzt für eine Vielfalt von Publikationen, die zu rubrizieren unter den unterschiedlichsten Gesichtspunkten versucht wurde“⁵ und die in ihrer Vielfalt vor allem nach ihrer Funktion oder Typisierung eingeordnet werden.

Für die Definitionsversuche der Literaturwissenschaft sei auf die Dissertation von Ursula Weyrer zur österreichischen Literaturzeitschrift „Das Silberboot“ verwiesen. Sie grenzt den Gegenstand ihrer Arbeit zunächst mit Hans Bender, dem Gründer und langjährigen Herausgeber der Gruppe-47-Zeitschrift „Akzente“ ab, der eine Verszeile von Gertrude Stein variiert: „Eine Zeitschrift ist eine Zeitschrift ist eine Zeitschrift...“⁶ Weyrer referiert zwar die Definitionsbemühungen Kieslichs ausführlich, versucht jedoch ihr Forschungsobjekt unter texttheoretischem Aspekt abzugrenzen, um die Zeitschrift „als funktionalen,

⁴ Kieslich, Günter: Zur Definition der Zeitschrift. In: Publizistik 10 (1965). S. 314-319, hier S. 315f.; vgl. Duchkowitsch, Wolfgang: Um zu erfassen, was schwer zu fassen ist. Zur Bilanz der Mühe, Zeitschrift zu definieren. In: W. H., Kurt Krolop (Hg.): Wortverbunden – Zeitbedingt (Anm. 2). S. 11-20.

⁵ Winter, Carsten: Zeitschrift. In: Faulstich, Werner (Hg.): Grundwissen Medien. München: Fink, 2000 (= UTB 8169). S. 423-433, hier S. 414.

⁶ Weyrer, Ursula: „das silberboot“. Eine österreichische Literaturzeitschrift (1935-36, 1946-52). Innsbruck: Institut für Germanistik, 1984. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germ. Reihe 22).

prozessualen Text in einem umfassenden Zusammenhang einzuordnen und methodisch abgesichert darzustellen.“⁷

Einen ähnlich pragmatischen Zugang hat Gerhard Seidel schon 1966 gegeben, wenn er Zeitschriften als „kollektive publizistische Unternehmungen mit bestimmten Zielen und Wirkungen, mit einem mehr oder weniger festen Mitarbeiterkreis und einem spezifischen Publikum, mit Profil und Geschichte“ versteht, die es verdienen, zum Gegenstand spezieller Untersuchungen gemacht zu werden. Und er betont, dass die „literaturhistorische Betrachtung einer Epoche oder Strömung, die die literarischen Zeitschriften ignoriert, bestenfalls unvollständig sein [wird].“⁸

Die Literaturzeitschriften entstanden als eine Mischung von moralischen Wochenschriften und Rezensionsorganen. Hier gehörten Johann Christoph Gottsched mit seinen „Beiträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (1732-1744) sowie Jakob Bodmer und Jakob Breitinger mit der „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes“ (1744-1748) zu den Ersten, gefolgt von Christoph Martin Wieland, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Nicolai, Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller, dessen „Horen“ (1795-97) ebenso herausgehoben werden sollen wie die „Allgemeine Literaturzeitung“ (später „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“). Sie wurde von Wieland und Friedrich Justin Bertuch 1785 gegründet, ist bis 1804 erschienen und hatte mit August Wilhelm Schlegel einen ihrer profiliertesten Literaturkritiker.

Doch nun zu einem Beispiel aus der Zeitschriftenlandschaft in Österreich. Im Editorial des ersten Heftes der 1966 von Gerhard Fritsch, Rudolf Henz und Paul Kruntorad gegründeten Zeitschrift „Literatur und Kritik“ werden die Ziele und Aufgaben der neuen Zeitschrift aufgelistet: „Die dritte Aufgabe ist die Kritik. Sie soll frei, unsystematisch, polemisch, zuweilen unsachlich und immer offen sein.“⁹ Dabei handelt es sich um eine Kampfansage an die Antimodernisten, die hinter Fritschs Rausschmiss aus der Redaktion von „Wort in der Zeit“ im Jahr 1965 gestanden waren, wenige Monate bevor diese Zeitschrift infolge einer Korruptionsaffäre zugrunde ging.¹⁰

⁷ Ebd., S. 8.

⁸ Seidel, Gerhard: Bibliographische Reproduktion und Erschließung deutscher literarischer Zeitschriften des 20. Jahrhunderts. Ankündigung einer Schriftenreihe. In: Weimarer Beiträge 12 (1966), S. 990-1010, hier S. 990.

⁹ Fritsch, Gerhard/Henz Rudolf/Kruntorad Paul: Über die Zeitschrift „Literatur und Kritik“. In: Literatur und Kritik 1 (1966), H. 1. S.1.

Das erste Heft von „Literatur und Kritik“ erschien im April 1966. Herausgeber waren Gerhard Fritsch, Rudolf Henz und Paul Kruntorad, der nach längerer, vergeblicher Suche nach einem aussagekräftigen Titel den „gekürzten Titel der eigenen Zeitschrift zur Verfügung gestellt“ hatte.¹¹ Wie ihr Vorläufer „Wort in der Zeit“, von dem sie sich personell und strukturell auf den ersten Blick wenig unterschied, wurde sie vom Bundesministerium für Unterricht großzügig subventioniert, vor allem durch eine feste Abnahme von Heften für Schulen und für germanistische Institute im Ausland. Eine wichtige redaktionelle Säule war außerdem die Kooperation mit der „Österreichischen Gesellschaft für Literatur“ und ihrem Leiter Wolfgang Kraus. Die Redaktionslinie war damit für die ersten Jahre vorgegeben: ausgewogene Präsentation der österreichischen Literatur und damit verbunden weitgehende Ignoranz gegenüber der übrigen deutschsprachigen Literatur, dazu Publikationsorgan für osteuropäische Literatur. Zudem war die Zeitschrift ein Forum für kultur- und literaturpolitische Kontroversen. Und schließlich bot sie auch der neueren Literatur eine Plattform, anders als etwa die Grazer „manuskripte“ jedoch weniger als Experimentierfeld für erste Talentproben.

Mit dem Tod von Gerhard Fritsch im März 1969 „verlor [die Zeitschrift] mehr und mehr ihren Charakter als Austragungsort öffentlicher Debatten und als Podium für literarische Neuentdeckungen“.¹² Bis 1978 wurde die Zeitschrift wesentlich von Jeannie Ebner gestaltet, die schon 1968 verantwortliche Redakteurin geworden war. Ihre Tätigkeit, „bei der keine Gefahr bestand, dass sie allzu modernistische Kapriolen schlagen würde“,¹³ ist von Thomas Bernhard in „Holzfällen“ satirisch in Erinnerung gerufen worden. Jeannie Ebner zog sich aus gesundheitlichen Gründen, aber wohl auch aus Resignation zurück, nicht ohne mit dem Herausgeber Rudolf Henz für kultur- und literaturpolitische Kontinuität zu sorgen. Diese wurde in Kurt Klinger, dem Stellvertreter von Wolfgang Kraus in der „Österreichischen Gesellschaft für Literatur“ gefunden. Er garantierte neben der inhaltlichen Stabilität außerdem ebenso gute Kontakte zum Subventionsgeber. Die Zeitschrift wurde nun „vollends zum Haus- und Hofmagazin der

¹⁰ Vgl. Hackl: Die Zeitschrift als Seismograph.

¹¹ Kruntorad, Paul: Fritsch und die Anfänge von „Literatur und Kritik“. Einige Erinnerungen. In: Literatur und Kritik 29 (1994), H. 281/282, S. 63-66, hier S. 64. Der vollständige Titel lautete „Hefte für Literatur und Kritik“.

¹² Langer, Renate (Hg.): 30 Jahre „Literatur und Kritik“. In: Dies.: 30 Jahre „Literatur und Kritik“. Salzburg: Otto Müller, 1996 (= Literatur und Kritik Sonderband), S. 5-25, hier S. 11.

¹³ Ebd. S. 12.

Österreichischen Gesellschaft für Literatur [und war nun] noch enger als früher in deren regen Lesungs- und Symposiumstourismus eingebunden.“¹⁴

Die überfällige Neuorientierung Ende der 1980er Jahre ging nicht mehr konfliktfrei über die Bühne. Doch Klinger verlor den aufwendig geführten Kampf und gab nach einem für ihn einträglichen Vergleich seine Rechte an Karl-Markus Gauß und sein Team ab. Seit 1991 ist er gemeinsam mit dem Verleger Arno Kleibel Herausgeber der Zeitschrift. In der Folge „gewann ‚Literatur und Kritik‘ [...] ihren Ruf als eine der bedeutendsten Literaturzeitschriften des deutschsprachigen Raums zurück.“¹⁵

Die bis heute anhaltende Bedeutung dieser Zeitschrift für das literarische Feld in Österreich belegen die essayistischen Beiträge. Diese widmen sich Autorinnen und Autoren, ihrem Œuvre im Überblick oder fokussiert auf ein Thema, oft auch einem einzelnen Werk unter einem speziellen Gesichtspunkt. Außerdem gibt es Artikel zu Gattungsfragen, etwa zur Gegenwartslyrik, oder zur Literaturtheorie, zur Rolle der Literatur im Allgemeinen oder zu Aufgaben des Schriftstellers. Ein weiterer wichtiger Bereich sind Aufsätze zur Rezeption der Literatur, sei es zur Rezeption und Wirkung einzelner Autoren, sei es zur Wahrnehmung der österreichischen Literatur im Ausland. Im Gegenzug werden nicht erst seit Karl-Markus Gauß und Arno Kleibel als Herausgeber andere Literaturen oder Literaturräume in Geschichte (z.B. die Prager deutsche Literatur) und Gegenwart (z.B. die slowakische Literatur oder ungarische Lyrik) vorgestellt, wobei nicht erst seit Gauß vor allem aus Osteuropa berichtet wird, wie es das erste programmatische Editorial angekündigt hat:

Die zweite Aufgabe sehen wir in der so oft zitierten Mittlerrolle Österreichs. Immer einen Vorsprung zu wahren, wenn es gilt, aus dem Bereich der slawischen und anderen Sprachen neue Texte zu bringen, wird uns hoffentlich leichter gelingen, weil die Kommunikationslinien aus Prag, Warschau, Budapest, Bukarest, Belgrad, Sofia und, wer weiß, auch aus Moskau nach Wien immer noch kürzer sind als anderswohin.¹⁶

Dazu kommen Beiträge zum Literaturbetrieb oder zum literarischen Leben und schließlich Abhandlungen oder Diskussionen zu Spezialfragen, etwa der Edition.

Dass es in „Literatur und Kritik“ vorwiegend darum geht, die österreichische Literatur zu dokumentieren, entspricht dem Programm der Zeitschrift und lässt sich an Hand des Inhaltsverzeichnisses des Sonderheftes deutlich belegen.

¹⁴ Ebd. S. 16.

¹⁵ Ebd. S. 20.

¹⁶ Fritsch/Henz/Kruntorad: Über die Zeitschrift. S. 1.

Auf den ersten Blick ist die Liste von H.G. Adler bis Stefan Zweig äußerst heterogen und wenig aussagekräftig, und von einer umfassenden und ausgewogenen Darstellung der österreichischen Literatur kann keineswegs die Rede sein, weder in literaturgeschichtlicher Hinsicht, noch im Hinblick auf die Gegenwartsliteratur. Im Rezensionsteil wird dagegen die österreichische Gegenwartsliteratur sehr umfassend wahrgenommen, auch wenn etwa auffällt, dass von Jelinek nur „Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“ besprochen ist, oder man vergeblich nach einer Besprechung von Gerhard Fritschs „Fasching“ sucht. Auch Hans Leberts „Feuerkreis“ wurde nicht rezensiert, obwohl im ersten und dritten Jahrgang Vorabdrucke des Romans erschienen.

Trotzdem setzte die Zeitschrift Akzente, weil sie beispielsweise Arthur Schnitzler, Josef Roth oder Ödön von Horvath, Karl Kraus und Robert Musil jeweils ein ganzes Heft widmete, in denen von der „Österreichischen Gesellschaft“ für Literatur organisierte Symposien dokumentiert wurden. Andererseits fällt auf, dass eine Reihe von Autorinnen und Autoren, denen in „Wort in der Zeit“ noch Porträts gewidmet waren, nicht mehr aufscheinen, wie z.B. Paula Grogger, Josef Weinheber, Anton Wildgans oder Enrica von Handel-Mazzetti. Es fehlen aber auch Ferdinand Raimund, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, Marie von Ebner-Eschenbach oder Charles Sealsfield. Johann Nepomuk Nestroy, Franz Grillparzer oder Adalbert Stifter und Ferdinand von Saar sind nicht so präsent, dass man von einer dominanten Ausrichtung auf die österreichische Literaturgeschichte sprechen könnte. Dies obwohl manche dieser Autorinnen und Autoren damals noch zum schulischen Lektürekanon gehört haben und durch die geltenden Lehrpläne in den 1960er und 1970er Jahre genauso abgesichert waren wie im Forschungs- und Lehrbetrieb der österreichischen Germanistikinstitute und der damit verbundenen Langzeitwirkung der Lehramtsausbildung.¹⁷ So scheinen Ferdinand von Saar, Marie von Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger und Ludwig Anzengruber noch in den 1980er Jahren in einer Lektüreempfehlung für die Oberstufe (7. Klasse) eines Salzburger Gymnasiums auf.¹⁸ Eine plausible Erklärung für diesen Befund ist fürs Erste sicher die neue Machtbalance der

¹⁷ Vgl. Rothschild, Thomas: Die besten Köpfe. Der Kanon der Österreichischen Gesellschaft für Literatur. In: Schmidt-Dengler, Wendelin/Sonnleitner, Johannes/Zeyringer Klaus (Hg.): Die einen raus – die anderen rein. Kanon und Literatur. Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs. Berlin: Schmidt, 1994 (= Philologische Studien und Quellen 128). S. 126-133.

¹⁸ Donnenberg, Josef: Kanon? Zeichen setzen. Kanon-Problem und Kanon-Revision in Österreich. An Beispielen. In: Amsterdamer Beiträge 30 (1990): Literaturdidaktik – Lektürekanon – Literaturunterricht. S.137-162, hier S. 149.

Akteure. Zwar war Rudolf Henz bis zu seinem Tod 1987 noch Herausgeber, doch Gerhard Fritsch hat von Anfang an auf eine neutrale, alphabetische Auflistung der Herausgeber bestanden und in der Folge die Zeitschrift wesentlich gestaltet.¹⁹ Mit dem Otto Müller Verlag war zudem ein doch deutlich anderer Akteur involviert als noch bei „Wort in der Zeit“ mit dem Stiasny-Verlag. Dessen nachhaltigste Leistung war die „Stiasny-Bibliothek“, auch als Taschenbuchreihe „Das österreichische Wort“ vertrieben, die – vor allem aus Kosten-, d.h. eigentlich Urheberrechtsgründen – vorwiegend längst verstorbene Autorinnen und Autoren präsentierte. Von den 178 erschienenen Bänden präsentieren nur ungefähr ein Dutzend Autorinnen und Autoren aus der Nachkriegsgeneration. Diesen stehen eine Reihe NS-belasteter Autorinnen und Autoren gegenüber (z.B. Maria Grengg oder Erwin Guido Kolbenheyer). Franz Kafka, Robert Musil oder Hermann Broch konnte Viktor Suchy als Reihenverantwortlicher nur gegen den Widerstand der Verlegerfamilie und zur Verwunderung der bürgerlichen Grazer Kulturszene durchsetzen. Der Otto Müller Verlag begann zwar damals, sich aus der Literaturproduktion zurückzuziehen, hatte aber mit H.-C. Artmann, Christine Busta, Christine Lavant oder Gerhard Fritsch renommierte österreichische Gegenwartsautorinnen und -autoren im Programm. Dass der Verlag seinen Best- und Longseller Karl Heinrich Waggerl nicht in die Zeitschrift hineinreklamierte, ist hier ebenfalls anzumerken. Ebenso, dass die Zeitschrift trotz des frühen Essays zum Habsburgischen Mythos von Claudio Magris²⁰ im Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Erscheinen der deutschen Ausgabe bei Otto Müller, diesen Mythos, soweit ich sehe, nicht zum Redaktionsprinzip erhoben hat. Das heißt freilich nicht, dass die Verklärung Kakaniens, zu der die Symposien der „Österreichischen Gesellschaft für Literatur“ ihren Beitrag geleistet haben, nicht auch in der Zeitschrift präsent wäre.

Obwohl es sich bei „Literatur und Kritik“ nicht um eine literaturwissenschaftliche Zeitschrift handelt, sie daher zu keiner repräsentativen oder an der Universitätsgermanistik orientierten Auseinandersetzung mit der Literaturgeschichte verpflichtet ist, setzte sie dennoch Akzente, indem sie sich mit der Literaturgeschichte befasste. Sie fokussierte Autorinnen und Autoren oder Themen, die in Österreich noch Anfang

¹⁹ Vgl. Hackl, Wolfgang: ‚Kollegial bis zur Selbstverleugnung‘. Gerhard Fritsch als Redakteur und Herausgeber von Literaturzeitschriften. In: Alker, Stefan/Andreas Brandtner (Hg.): Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich. Wien: Sonderzahl/Wiener Stadt- und Landesbibliothek, 2005. S. 204-223.

²⁰ Magris, Claudio: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. In: Literatur und Kritik 1 (1966), H. 3. S. 1-9.

der 1970er Jahre außerhalb des literaturwissenschaftlichen Mainstreams und des Literaturunterrichts lagen, wo noch im Lehrplan 1978 Schnitzler oder Kafka unter „Wegbereiter der modernen Literatur“ versteckt waren. Dabei wurde die Zeitschrift von der unmittelbaren räumlichen Nähe und der ebenso wenig konfliktfreien Kooperation mit der „Österreichischen Gesellschaft für Literatur“ und deren Leiter Wolfgang Kraus beeinflusst. Denn ihm und der Gesellschaft konzidiert sogar Thomas Rothschild in seiner scharfen Polemik, daß sie auf die Existenz einer Gegenwartsliteratur – und hier wäre zu ergänzen: auf die österreichische Moderne – aufmerksam gemacht hat, als die Wiener Universitätsgermanistik noch im günstigsten Fall bis zu Rilke und Trakl vordrang, als sei danach nichts mehr geschrieben worden, was wissenschaftlicher Beachtung wert wäre.²¹

„Literatur und Kritik“ setzte also früh zur Kanonrevison an und rückte die Gegenwartsliteratur in den Vordergrund des literaturwissenschaftlichen Interesses, als die österreichische Germanistik erst langsam anfang, sich mit ihr wissenschaftlich auseinanderzusetzen, ja als „ein junger Germanist in Wien und nun auch mit dem Nachlaß von Heimito von Doderer beschäftigt“ – so wurde Wendelin Schmidt-Dengler anlässlich seines ersten Beitrages für „Literatur und Kritik“ 1968 vorgestellt – als dieser junge Germanist nach einer Reihe von sehr guten Argumenten resümierte, „dass nicht die Nähe, sondern erst die Distanz die bessere und richtigere Interpretation verbürgt“ und es besser wäre, sich als Literaturwissenschaftler in der Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur zu bescheiden. „Man überlasse es der Wirksamkeit der Zeit und den scharfen und geschulten Kritikern, [in der Gegenwartsliteratur] Bedeutendes von Unbedeutendem zu sondern.“ Das heißt nicht, dass die „ernsthafte Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur, die manchmal von wissenschaftlicher Seite hochmütig verachtet worden ist“, nicht wichtig wäre. Doch die Literaturwissenschaft sollte sich hier auf Fragen der Textsicherung, die nie früh genug einsetzen könne, auf poetologische Aspekte, auf fachdidaktische Fragestellungen und auf „das Studium des Rezeptionsprozesses durch die Kritik“²² konzentrieren.

Literaturzeitschriften können also auch Akteure im literaturwissenschaftlichen Diskurs sein und sind, wie gezeigt wurde, in der Lage, in der Kanonentwicklung und -debatte Akzente zu setzen. Doch sie sind, wie bereits erwähnt, auch Objekte

²¹ Rothschild: Die besten Köpfe. S. 133.

²² Schmidt-Dengler, Wendelin: Paradoxe Ratlosigkeit. Anmerkungen zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit zeitgenössischer Literatur. In: Literatur und Kritik 3 (1968), H. 21. S. 47.

der Literaturwissenschaft mit methodisch, literaturgeschichtlich oder von ihrem Erkenntnisinteresse auf den ersten Blick recht heterogen Beiträgen.

Ein Blick in einschlägige Kataloge zu zeitschriftenbezogenen Forschungsarbeiten bietet monografische Skizzen und Darstellungen mit unterschiedlicher Fokussierung auf literatur- oder gattungsgeschichtliche Fragestellungen zur Genese oder zum Programm einer Zeitschrift, auf das literarische Leben oder die Publikationsgeschichte eines literarischen Paradigmas oder einer literaturgeschichtlichen Epoche.²³ Auch sozial- oder ideologiegeschichtliche Aspekte oder historische und kulturgeschichtliche Kontexte sind Gegenstand der einen oder anderen Untersuchung. Einen wichtigen Bereich decken weiters die rezeptionsgeschichtlichen Studien ab, sei es zum internationalen geistesgeschichtlichen Diskurs der Moderne oder zu politischen Positionen der Nachkriegsgeschichte, sei es zur literarischen Rezeption über nationale Grenzen hinaus.

Nicht zufällig gelten viele Untersuchungen zum publizistischen Kontext, zur Zeitschrift als Ort der literarischen Auseinandersetzung, zur Sprachverwendung oder zu einem zentralen inhaltlichen Moment einer Zeitschrift der „Fackel“ von Karl Kraus. Damit wird dem singulären Charakter der „Fackel“ und wohl auch ihres Herausgebers Rechnung getragen, die schon immer eine zentrale Rolle in der Zeitschriftenforschung innegehabt haben.²⁴

²³ Vgl. z.B. Wiesmayr, Elisabeth: Die Zeitschrift Manuskripte. 1960–1970. Königstein/Ts.: Hain, 1980; Methlagl, Walter/Sauermann, Eberhard/Scheichl, Sigurd Paul (Hg.): Untersuchungen zum „Brenner“. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Salzburg, Wien: Müller, 1981; Gross, Ruth V.: „Plan“ and the Austrian rebirth. Portrait of a Journal. Columbia, SC: Camden House, 1982; Wischenbart, Rüdiger: Der literarische Wiederaufbau in Österreich. 1945 – 1949. Am Beispiel von sieben literarischen und kulturpolitischen Zeitschriften. Königstein/Ts.: Hain, 1983; Weyrer: „das silberboot“; Klettenhammer, Sieglinde: Georg Trakl in Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit. Kontext und Rezeption. Innsbruck: Institut für Germanistik, 1990. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germ. Reihe 43); Klettenhammer, Sieglinde/Wimmer-Webhofer, Erika (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Die Zeitschrift „Der Brenner“ 1910–1915. Innsbruck: Haymon, 1990; Paul, Markus: Sprachartisten - Weltverbesserer. Bruchlinien in der österreichischen Literatur nach 1960. Innsbruck: Institut für Germanistik, 1991. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germ. Reihe 44); Fürhapter, Ingrid: „Der Thurmtaler“. Innsbruck (Univ. Phil. Diplomarbeit) 2004; Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck (Hg.): Zeitmesser. 100 Jahre „Brenner“. Redaktion: Johann Holzner. (Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung.) Innsbruck: innsbruck university press, 2010.

²⁴ Zum Beispiel: Krolop, Kurt: Reflexionen der Fackel. Neue Studien über Karl Kraus. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 1994; Allein im Online-Katalog der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol sind zur „Fackel“ von Karl Kraus über 300

Zeitschriftenforschung bedeutet aber auch die Beschäftigung mit Zeitschriften als kultur- und zeithistorischen Dokumenten, weil sie angesichts der politischen Katastrophen des Zwanzigsten Jahrhunderts den Blick auf politische und kulturhistorische Phänomene zu differenzieren vermögen oder diese vor dem Vergessen bewahren.

Aufgrund der medialen Spezifika einer Zeitschrift, ihrer Periodizität und Aktualität bietet sie sich selbstverständlich auch als Objekt für linguistische Fragestellungen an, weil sich in Zeitschriften oft wegen eines thematischen Schwerpunktes und der damit forcierten Publikumsbindung interessante Sprachprozesse manifestieren.

Schließlich steht auch die Zeitschriftenforschung durch die sogenannte mediale Revolution vor neuen Herausforderungen, sei es angesichts der immer einfacher werdenden Online-Publikationsmöglichkeiten oder in Hinblick auf die Distribution von Publikationen, seien es die Vor- und Nachteile nichtredigierter Zeitschriften und vieles mehr.

Auf die Herausforderungen vermehrter und ausschließlicher digitaler Publikationen von Literaturzeitschriften reagierte das vom „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF)“ getragene Forschungsprojekt DILIMAG am „Innsbrucker Zeitungsarchiv zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur (IZA)“ des Instituts für Germanistik an der Universität Innsbruck.²⁵ Da reine Netzpublikationen ohne Printvarianten in der Kurzlebigkeit des Netzes schnell verloren gehen und infolgedessen mittel- und langfristig wissenschaftlich weder dokumentiert noch analysiert werden können, hat sich das Projekt die Analyse und Kommentierung der verschiedenen Präsentationsformen digitaler Literaturmagazine, eine möglichst umfassende Erhebung der seit der Öffnung des WWW ausschließlich im Internet erschienenen bzw. erscheinenden deutschsprachigen Literaturmagazine und die systematische Archivierung der untersuchten Quellen in einem digitalen Repository zur Aufgabe gemacht.²⁶

Einträge verzeichnet. Dazu auch Scheichl, Sigurd Paul/Wagenknecht, Christian (Hg.): Kraus-Hefte. 1-71/72 (1977-1994). München: Edition Text + Kritik.

²⁵ Vgl. <http://www.fwf.ac.at/de/abstracts/abstract.asp?L=D&PROJ=P19525> und <http://www.fwf.ac.at/de/finals/final.asp?L=D&PROJ=P19525> [3.6.2013]

²⁶ <http://webapp.uibk.ac.at/dilimag/xims.alo?ximsurl=projekt/projekt> [3.6.2013]. Vgl. dazu Giacomuzzi, Renate/Neuhaus, Stefan/Zintzen, Christiane (Hg.): Digitale Literaturvermittlung. Praxis – Forschung – Archivierung. Innsbruck: StudienVerlag, 2010 (= Angewandte Literaturwissenschaft, Band 10) und Giacomuzzi, Renate: Deutschsprachige Literaturmagazine im Internet. Ein Handbuch. Innsbruck: Studienverlag, 2012 (= Angewandte Literaturwissenschaft, Bd. 16).

Die digitale Technologie bedeutet jedoch auch eine enorme Chance in der inhaltlichen Erschließung von Zeitschriften und in den Zugriffsmöglichkeiten: sei es durch deskriptiv-analytische Datenbanken, die auch weltweit per Internet zur Verfügung gestellt werden können, sei es die digitale Erschließung und mediale Präsentation und Sicherung nicht nur von schwer zugänglichen oder nur mehr in wenigen Exemplaren vorhandenen Zeitschriften. Als Beispiel sei auf die digitale Publikation der „Fackel“²⁷ und des „Brenner“²⁸ verwiesen, die an der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ vom „AAC – Austrian Academy Corpus“ mit Hilfe texttechnologischer Zugänge an den „Schnittstellen zur Corpuslinguistik, zum Bereich Computing in the Humanities, zur informationstechnologischen und anwendungsorientierten Forschung, zu philologischer Methodik sowie zum Web-Design.“²⁹ erarbeitet wurden. Dabei geht es „vereinfacht dargestellt um die digitale Erfassung und Strukturierung der Daten mit verschiedenen editorischen Werkzeugen und deren Darstellung in verschiedenen digitalen Anwendungen.“³⁰

Die Edition [des „Brenner“] bietet nicht nur Forschung und Wissenschaft, sondern auch kulturgeschichtlich Interessierten einen Zugang zum gesamten Text der Zeitschrift sowie zu den Faksimiles der einzelnen Heftseiten und ermöglicht die quelleneditorisch korrekte Zitierung aller Texte.

Ein innovatives Navigationsmodul wurde implementiert, mit dessen Hilfe nicht nur von Seite zu Seite, von Heft zu Heft oder von Jahrgang zu Jahrgang navigiert werden kann, sondern auch zu im jeweiligen Zusammenhang relevanten Textpassagen. Die graphische Umsetzung kompensiert das Fehlen jener haptischen und visuellen Informationen, die nur durch die physische Präsenz des gedruckten Magazins gegeben sind, und schafft so einen Mehrwert der digitalen Edition.

Neben den Möglichkeiten der Volltextsuche und der Suche nach Wortformen bietet der digitale „Brenner“ eine Namendatenbank, in der Metadaten über sämtliche reale und fiktive Personen, die im „Brenner“ genannt werden, zur Verfügung stehen. Somit können Querverbindungen zwischen den in der Zeitschrift vorkommenden Autoren und anderen realen Personen sowie allen fiktiven Personen aufgezeigt werden.³¹

²⁷ <http://corpus1.aac.ac.at/fackel/> [23.5.2013]

²⁸ <http://corpus1.aac.ac.at/brenner/> [23.5.2013]

²⁹ http://www.aac.ac.at/text_tech.html [23.5.2013]; Vgl. dazu Biber, Hanno: Die Komposition der „Fackel“. Wien: Phil. Diss. 2001.

³⁰ Ebd.

³¹ Die Zeitschrift „Der Brenner“ geht online. Präsentation der Internet-Edition im Forschungsinstitut Brenner-Archiv. http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/ausstellung/derbrenner_online/ [23.5.2013]

Eine weitgehend ungelöste Herausforderung ist seit dem Aufkommen der Zeitschriften ihre umfassende retrospektive Erschließung. Zwar bemühen sich die meisten Herausgeber, ihre Zeitschriften mithilfe von Inhaltsverzeichnissen und Registern auch nachträglich zugänglich zu machen, und die gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufkommenden Referateorgane³² erschließen die Zeitschriften nach inhaltlichen und formalen Kriterien. Zweifellos hilfreich sind auch die analytischen Bibliographien, die vorwiegend, aber nicht ausschließlich zu den Exilzeitschriften von der Germanistik in der DDR erarbeitet wurden,³³ sowie die Zeitschriftenrepertorien zu den deutschen Literaturzeitschriften des 19. und 20. Jahrhunderts von Alfred Estermann, Thomas Dietzel/Hans-Otto Hügel und Bernhard Fischer/Thomas Dietzel,³⁴ die mit gutem Grund als Standardwerke gelten. Versteht man mit Seidel auch die Reproduktion von Literaturzeitschriften als literaturwissenschaftliche und verlegerische Aufgabe, so sind schließlich die zahlreichen Mikroverfilmungen ebenfalls eine entscheidende Hilfe bei der Verbreitung und Erleichterung der Zugänglichkeit von Literaturzeitschriften.³⁵

Werden analytische Bibliographien wegen des enormen Arbeitsaufwands und der damit verbundenen Kosten nur für wenige, meist auch eher kurzlebige Zeitschriften erstellt, und bedeuten Mikroverfilmungen von Literaturzeitschriften zwar eine enorme Erleichterung bei deren Erschließung, so verlangt die Transformation vom Papier zum Film trotz alledem eine weitere kategoriale Erschließung, wie sie die Standardwerke von Dietzel, Estermann, Fischer und

³² Vgl. Beutler, Johann Heinrich/Guts-Muths, Johann Christoph: Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften. 2 Bände. Leipzig: Weygand, 1790 (Nachdruck Hildesheim: Olms, 1976).

³³ Vgl. Gerhard Seidel: Bibliographische Reproduktion und Erschließung deutscher literarischer Zeitschriften des 20. Jahrhunderts.

³⁴ Estermann, Alfred: Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1850-1880. Bibliographien, Programme, Autoren. 2. erw. und verb. Aufl., 11 Bände: München u.a.: Saur, 1991; Dietzel Thomas/Hügel, Hans-Otto: Deutsche literarische Zeitschriften 1880-1945. Ein Repertorium. Hg. vom Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar. 5 Bände. München u.a.: Saur, 1988; Fischer, Bernhard/Dietzel, Thomas: Deutsche literarische Zeitschriften 1945-1970. Hg. vom Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar. 4 Bände München u.a.: Saur, 1992.

³⁵ Habitzel, Kurt/Mühlberger, Günther verweisen 2001 darauf, dass bereits über 200 Zeitschriften im OLMS Verlag als Mikrofiche lieferbar seien. Vgl. Habitzel, Kurt/Mühlberger, Günther: Formale und inhaltliche Erschließung von Zeitschriften mittels Digitalisierung. Stand der Technik, Probleme und Perspektiven. In: Hackl/Krolop (Hg.): Wortverbunden - Zeitbedingt, S. 325-342, hier S. 340, Anm. 6. Inzwischen ist der Lieferumfang auf weit über 500 Titel angewachsen!

Hügel bieten. Doch haben diese trotz aller Verdienste auch ihre Defizite, sei es dass sie sich, wenn auch verständlicherweise, auf wenige Erschließungskategorien beschränken, sei es dass sie aus dem umfangreichen Angebot von Zeitschriften eine Auswahl treffen müssen, weshalb beispielsweise regionale Produktionen vernachlässigt werden, oder dass sie eben nicht in die Gegenwart reichen.

In Kenntnis dieser hier nur knapp skizzierten Voraussetzungen wurde ebenfalls am „Innsbrucker Zeitungsarchiv zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur (IZA)“ des Instituts für Germanistik der Universität Innsbruck das vom „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF)“ getragene Forschungsprojekt „Österreichische Literaturzeitschriften 1970-2000. Ein Handbuch“ durchgeführt,³⁶ das mit Hilfe des Erweiterungsprojekts „Tiroler Literaturzeitschriften 1970-2005“, gefördert vom „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und des wissenschaftlichen Nachwuchses in Tirol (TWF)“ mit der Publikation der Handbücher abgeschlossen wurde.³⁷ Zentrales Ziel des Projekts war es, alle literarischen Zeitschriften Österreichs und Südtirols,³⁸ die zwischen 1970 und 2004 erschienen sind, zu dokumentieren und damit erstmals einen Gesamtüberblick über eine spezielle Zeitschriftenlandschaft zu bieten sowie eine solide Arbeitsgrundlage für die österreichbezogene Literaturgeschichtsschreibung und Zeitschriftenforschung zu schaffen.

Der Beginn des Untersuchungszeitraums erklärt sich aus dem Repertorium von Fischer/Dietzel,³⁹ das mit 1970 abgeschlossen hat, als Obergrenze wurde pragmatisch der Projektbeginn (2004) gewählt. Als weitere Begründung für den gewählten Zeitraum nennen die Autorin und die Autoren die hohe Zahl an Zeitschriften in diesem Zeitraum, „insgesamt 382 bereits bestehende bzw. neu

³⁶ Vgl. <http://www.fwf.ac.at/de/abstracts/abstract.asp?L=D&PROJ=P16951> und <http://www.fwf.ac.at/de/finals/final.asp?L=D&PROJ=P16951> [3.6.2013].

³⁷ Esterhammer, Ruth/Gaigg, Fritz/Köhle, Markus. Unter Mitarb. von Heidemaria Abfalterer: Handbuch österreichischer und Südtiroler Literaturzeitschriften 1970 – 2004. 2 Bände. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag, 2008 und Esterhammer, Ruth/Gaigg, Fritz (Hg.): Kultur- und Literaturzeitschriften aus Tirol u. Südtirol 1945-2007. Innsbruck: Studienverlag, 2009 (= Angewandte Literaturwissenschaft, Bd. 3).

³⁸ Die Einbeziehung Südtirols wird zwar nicht explizit begründet, legitimiert sich aber zum einen aus der Tatsache, dass die Universität Innsbruck auch Landesuniversität Südtirols ist, zum andern aus dem Umstand, dass die Deutsch schreibenden Autorinnen und Autoren gemeinhin als Teil des österreichischen Literaturbetriebs und des österreichischen Voraussetzungssystem gesehen werden.

³⁹ Vgl. Anm. 34.

gegründete Literatur- und Kulturzeitschriften mit literarisch relevantem Anteil“ (S. 3) verzeichnet das Handbuch. Dieser enorme Anstieg gegenüber früheren Daten⁴⁰ verdankt sich dem flexiblen Umgang mit den für Zeitungen festgelegten Merkmalen der Publizität, Periodizität, Aktualität, Universalität und Disponibilität, die üblicherweise auch für die Bestimmung der Literaturzeitschrift herangezogen werden, und einer ausführlich begründeten Erweiterung des definitiven Rahmens. Daraus ergibt sich beispielsweise für die inhaltliche Ausrichtung in Steckbriefform eine Differenzierung in acht Kategorien: Literaturzeitschrift, Kulturzeitschrift, Rezensionszeitschrift, Verbandszeitschrift, Satirezeitschrift, Kunstzeitschrift, Kulturpolitische Zeitschrift und Wissenschaftliche Literaturzeitschrift, wobei ein bestimmter Anteil an literarischen Texten Voraussetzung für die Aufnahme in das Handbuch war.

Grundlage für die Erstellung der Zeitschriftenliste war die eingehende Recherche in Bibliotheken, wobei im Bericht dazu eben auch der problematische Stellenwert des Mediums deutlich wird, wie er sich in gelegentlich mangelnder bibliothekarischer Sorgfalt oder im nicht auszumerzenden Usus zeigt, Zeitschriften ohne Deckblätter zu binden, womit wichtige bibliographische Daten verloren gehen.

Die Artikel zu den einzelnen Zeitschriften in alphabetischer Reihenfolge orientieren sich im Aufbau sinnvollerweise an Fischer/Dietzel,⁴¹ auch wenn deren Anordnung und Gewichtung nicht vollständig übernommen wurden. Der einzelne Artikel präsentiert also den Titel mit allfälligen Zusatztiteln oder Untertiteln, auch die früheren oder späteren Titel, den Zeitraum, den Erscheinungsort bzw. den Sitz der Redaktion oder des Verlages bzw. des Vereins. Ebenfalls ausführlich verzeichnet werden Informationen zu den Herausgeberinnen und Herausgebern, zur Redaktion sowie zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Dazu kommen Daten zu Erscheinungsweise und -verlauf (mit Jahrgangszählung und Nummerierung der Hefte), zum Format, zur Auflage und zu ausgewählten Standorten. Allerdings werden ausschließlich Bibliotheken in Österreich und Südtirol berücksichtigt, wobei beispielsweise die Wienbibliothek im Rathaus (früher Wiener Stadt- und Landesbibliothek) fehlt. Neben neuen Kategorien (z.B. Homepage oder Finanzierung/Förderungen) werden selbstverständlich auch alle Beiträgerinnen und Beiträger alphabetisch nach Jahrgängen aufgelistet.

⁴⁰ Prokop, Hans E: Österreichische literarische Zeitschriften 1945-1970. In: *Literatur und Kritik* 50 (1970), S. 621-631, hier S. 631, listet 70 „rein (!) literarische Zeitschriften für den Zeitraum 1945 bis 1970 auf“ (S. 3).

⁴¹ Vgl. Anm. 34.

Grundsätzlich wurden alle Daten zu den Zeitschriften auf empirischer Basis erhoben, nicht eruierbare Hefte bedingen daher Lücken, die jedoch durch die Qualität der umfassenden Datensammlung mehr als wettgemacht werden.

Der bibliographische Teil umfasst insgesamt bis zu 37 Kategorien, durch die die jeweilige Zeitschrift in ihrer Geschichte, ihrer Gestaltung und Komposition, mit ihren Herausgeberinnen und Herausgebern, redaktionellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den Beiträgerinnen und Beiträgern sowie in ihrer Programmatik transparent wird. Abgeschlossen wird jeder Einzelbeitrag mit einem unterschiedlich ausführlichen Überblicksessay zu Geschichte und Charakteristik der Zeitschrift, und – so vorhanden – mit einer Auswahlbibliographie von Monographien, wissenschaftlichen und programmatischen Aufsätzen, aber auch von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln.

Auch wenn Autorin und Autoren des Handbuchs in vornehmer Bescheidenheit als Defizit des Handbuchs anmerken, dass das gesammelte Material nicht „zum Zweck [ausgewertet wurde], die Zeitschriftengeschichte Österreichs seit 1970 aufgrund empirischer Daten zu schreiben“ (S. 8), so erlaubt die Fülle an Material doch, einzelne Facetten der österreichischen Zeitschriftenlandschaft und des literarischen Feldes in Österreich zu skizzieren.

Da wäre zunächst der wenig überraschende Befund, dass der Großteil der Zeitschriftenprojekte äußerst kurzlebig ist. Diesem Umstand stehen einige wenige Langzeitprojekte wie „manuskripte“, „Wespennest“ oder „Johann Wilhelm Klein, eine literarische Zeitschrift für Blinde“, die mit kurzer Unterbrechung seit 1924 noch 2005 existiert. Ebenso wenig überraschend ist die Tatsache, dass Zeitschriften in der Regel ohne Unterstützung durch die öffentliche Hand nicht existieren könnten und wohl die meisten Zeitschriften aus finanziellen Gründen eingestellt werden und dies den Leserinnen und Lesern selten im Voraus angekündigt wird. Genauso wenig überraschend ist der Befund, dass knapp mehr als 40% der Zeitschriften in Wien erscheinen, auch dass das Burgenland und Vorarlberg deutlich abgeschlagen rangieren.

Selbstverständlich ließe sich die eine oder andere Aufnahme oder Ausschließung diskutieren, so wurde der Tiroler „Gaismair-Kalender“ aufgenommen, obwohl Kalender ausgeschlossen wurden, literarische Jahrbücher wie die Linzer „Facetten“ jedoch nicht, obwohl auch Zeitschriften aufscheinen, die nur einmal im Jahr oder seltener erschienen sind. Trotzdem gibt die Verteilung nach Bundesländern weitere Aufschlüsse, etwa dass in der Steiermark mit den schon erwähnten „manuskripten“ oder dem „Sterz“ nicht nur stabile und überregional anerkannte Produktionen erscheinen, sondern auch eine verhältnismäßig große Anzahl von – manchmal recht kurzlebigen – Zeitschriften existiert, in der sich auch eine entsprechende Bandbreite im Literaturverständnis dokumentiert. Umgekehrt überrascht vielleicht der verhältnismäßig geringe Anteil von

Literaturzeitschriften in Salzburg, galt Salzburg doch in den 1970er und 1980er Jahren durch den Residenzverlag als wichtiges literarisches Zentrum der österreichischen Literatur, wo außerdem mit „Salz“ seit 1975 zweifellos eine wichtige überregionale Zeitschrift erscheint. Doch im Unterschied zur Steiermark, wo neben Graz eine relativ breite regionale Streuung festzustellen ist, fehlt diese im Bundesland Salzburg.

Neben den programmatischen Aussagen und Zitaten zu den einzelnen Zeitschriften, aus denen sich ein sehr differenziertes, wenn auch über weite Teile doch wieder recht homogenes Literaturverständnis zwischen Avantgarde und Experiment, ‚brauchbaren Texten‘ und engagierter Literatur bis hin zur Pflege traditionalistischer und politisch rechtslastiger Positionen extrahieren lässt, geben die Essays zur Geschichte der Zeitschrift auch interessante Informationen zu den Akteuren des literarischen Feldes, die von unbeirrbar Einzelkämpfern wie Gerhard Jaschke und dem „Freibord“ oder Johannes E. Trojer mit dem „Thurmtaler“⁴² bis zu Redaktionskollektiven in der Frühzeit des „Wespennests“ reichen und die Konflikt- und Bruchlinien der österreichischen Literatur genauso abbilden – etwa die diversen Diskussionen in und um die „manuskripte“ oder die Gründung von „Kolik“ gegen „den Zwang zur Gefälligkeit, zur Lobhudelei und zum Konsens“ (S. 478). Gustav Ernst hat solches Harmoniebedürfnis dem „Wespennest“ vorgeworfen, deren Redakteur er von 1970 bis 1996 war. Doch auch wenn es Buchhandlungen, Vereine, Bildungsinstitutionen, engagierte Gruppen oder Verlage sind, die die Zeitschriften tragen, fast immer sind es engagierte Einzelpersonen, die ihre Konzepte und Inhalte bestimmen. Daraus erklärt sich naturgemäß auch der hohe Anteil von oft sehr kurzfristigen Periodika.

Am spannendsten freilich wäre es wie bei Fischer/Dietzel das Netzwerk der Beiträgerinnen und Beiträger zu verfolgen, eine Landkarte der Literaturzeitschriftenlandschaft anhand der Orte zu entwerfen oder den Herausgeberinnen, Herausgebern, Redakteurinnen und Redakteuren nachzugehen, zu überprüfen, welcher Autor wo begonnen hat, wann welche Autorin erstmals oder wie oft wo publiziert hat, wo vielleicht frühe Fassungen oder Vorabdrucke erschienen sind, denn nicht nur Stifter hat seine Journalfassungen später überarbeitet, die Werkgenese kann auch in der Gegenwartsliteratur eine reizvolle philologische Aufgabe sein.⁴³ Eine Reihe von Zugängen also, die ein solches Handbuch mittels

⁴² Vgl. Anm. 23.

⁴³ Vgl. z.B. Scheichl, Sigurd Paul: Norbert Gstreins frühe Kurzprosa. In: Bartsch, Kurt/Fuchs, Gerhard: Norbert Gstrein. Graz: Droschl, 2006 (= Dossier 26). S. 33-46.

Register nicht nur zu einer wichtigen Sammlung von Unmengen an wertvoller literarischer Information, sondern zu einem spannenden Nachschlagewerk machen, in dem man sich mit Hilfe von Registern orientieren kann und sich nicht auf eine mühsame oder eigentlich nicht bewältigbare Recherche über eine einzelne Zeitschriften hinaus einlassen muss.

Solche Register bietet das ansonsten sehr verdienstvolle Handbuch leider nicht. Zieht man die Projektbeschreibung zu Rate, war ursprünglich zum dokumentarischen und lexikographischen Teil auch eine Internetpublikation geplant.⁴⁴ Allerdings ist im Zusammenhang mit diesem Handbuch derzeit eine Dissertation im Entstehen, die u.a. plant, die Vernetzungen aller im Handbuch aufscheinenden Autorinnen und Autoren und der Herausgeberinnen und Herausgeber mit einem speziellen Netzwerkprogramm zu generieren, zu analysieren und mit Hilfe eines Darstellungsprogrammes zu visualisieren. Knotenpunkte des Netzwerkes sind dabei z.B. Publikationsorte oder die Zuordnung nach regionalen oder ästhetischen Rastern, die sich dann in Clustern abbilden und damit auch potentielle soziale Netzwerke in der Dichte der Beziehungslinien, in der farblichen Zuordnung oder der an der Häufigkeit gemessenen Darstellungsgröße visualisieren.

Angesichts der noch fehlenden Querbezüge mangels eines Registers besteht freilich die Gefahr, dass sich auch die zukünftige Zeitschriftenforschung auf die immer gleichen großen Zeitschriften beschränkt und das spannende Myzel in seiner Gesamtheit vernachlässigt. Dies vermag vielleicht eine österreichische Parallelaktion, nämlich die Zeitschriftendatenbank „Literaturzeitschriften in Österreich 1945-1990“ des „Österreichischen Literaturarchivs“ an der „Österreichischen Nationalbibliothek“ zu verhindern.⁴⁵ Dieses Webportal mit über 300 Periodika versteht sich explizit als Beitrag für die Grundlagenforschung zur österreichischen Literaturgeschichte und bietet über eine einfache Schnellsuche zu der alphabetischen, chronologischen oder regionalen Sortierung weitverzweigte Recherchemöglichkeiten sowie visuelle Beispiele und derzeit knapp vierzig essayistische Gesamtdarstellungen der Zeitschriften an. Über eine Suchfunktion können überdies Personennamen und Zeitschriften gesucht werden.

Auch die jüngeren Beiträge zur Erforschung literarischer Zeitschriften in Österreich belegen jedenfalls eindrucksvoll die immer wieder zitierte Feststellung von Wendelin Schmidt-Dengler, „daß eine Geschichte der Literatur nach 1945

⁴⁴ Vgl. Anm. 36.

⁴⁵ <http://www.onb.ac.at/oe-literaturzeitschriften/> [23.5.2013]

nur zu schreiben [sei], wenn man von Zeitschriften ausgeht.“⁴⁶ Insofern verweist dieser Streifzug durch die Zeitschriftenforschung mit recht unterschiedlich akzentuierten Arbeiten auf eine gewisse Kontinuität und Aktualität des Arbeitsfeldes, dessen Landkarte freilich noch ein beträchtliches Ausmaß an weißen Flecken aufweist.

⁴⁶ Schmidt-Dengler, Wendelin: „das pult“ – Beispiel einer Rezeptionsgeschichte. In: das pult 71 (1984). S. 116-122, hier s. 117.

Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-Landau)

Journalistisches Kommentieren gestern und heute

In der massenmedialen Kommunikation geht es nicht allein um einen effektiven Informationstransfer. Nicht minder von Bedeutung sind auch der Ausdruck von Bewertungen, Einstellungen, Emotionen und die Vermittlung von Einordnungen, Erklärungen, Begründungen oder Forderungen. Meinungsbetonte Beiträge spielen daher heute in allen Medien eine wichtige Rolle. Im Folgenden soll nun untersucht werden, in welcher Weise sich im Zuge gewandelter Rezeptions- und Konkurrenzbedingungen auch das journalistische Kommentieren verändert hat. Die Aufmerksamkeit gilt sowohl paratextuellen Merkmalen als auch spezifischen sprachlichen Verfahren. Leitend wird dabei nicht zuletzt die Frage sein, welche Formen der Adressatenorientierung und der Akzeptanzwerbung vorherrschen.

1. Frühformen medialer Informationsgestaltung

Kommentare in der Tagespresse sind, pressegeschichtlich gesehen, keine Selbstverständlichkeit. Noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts herrschte weitgehend das *Korrespondenzprinzip* vor, ein Informationsverfahren, bei dem die einzelnen Beiträge bzw. Meldungen nach ihrem Korrespondenzort aneinandergereiht wurden. Schematisch am Beispiel der ersten Ausgabe des AVISO von 1609:¹

- **Korrespondenz 1:** *Aus Andorff von 2. Jenner / 1609*
 Beitrag 1 Avs Holland hat man
- **Korrespondenz 2:** *Auß Cöllen von 4. Jenner*
 Beitrag 2 Auß Amsterdam hat man
 Beitrag 3 Sonsten hat man zu Brüssel
 Beitrag 4 Auß Schweden haben wir
- **Korrespondenz 3:** *Auß Breßlau von primo Jenner / Anno 1609*
 Beitrag 5 Allhie haben wir

¹ Entnommen aus: Schröder (1995: 57); die erste AVISO-Ausgabe gliedert sich in acht Korrespondenzen und in 27 Beiträge. Vgl. auch Bucher (1998: 64f.) und Burger (2005: 34ff.).

Die einzelnen Beiträge informieren meist in knapper Form über einen gegebenen Sachverhalt. Bisweilen werden auch zwei (oder mehrere) Meldungen kombiniert; so in (1), wo sich an die Information über einen Besuch des Prinzen von Oranien in Amsterdam direkt eine Mitteilung über Todesfälle in London anschließt („/ auß Engelland schreibt man das zu London wochentlich 200 Personen sterben“).

(1)

Auß Amsterdam vom. 2. Februaris.

Verschieden Witzwoch ist der Prinz von Oranien mit seiner geselschafft/ Graff Helndrich seinem Bruder vnd andern Herrn mehr/welche von bliffigem Magistrot sehr staetlich empfangen vnd kostfrey gehalten / auch hernacher durch die Stadt / vmb viel schöner Kunststück zu bekehen geführt worden / die sind vergangen Sambstag wider mit 3. Schluven von der Admiralitet nach dem Hag gefahren / auß Engelland schreibt man das zu London wochentlich 200. Personen sterben.

(RELATION 1609, 5. Ausgabe)

Eine solche sachlich-nüchterne Präsentationsweise mag angemessen erscheinen, solange die Zeitung als reines Nachrichtenmedium gilt, sie keinem Konkurrenzdruck ausgesetzt ist und man die Berichterstattung als losgelöst vom Wirken politischer Kräfte betrachten kann – alles Bedingungen also, die von Beginn an der medialen Wirklichkeit nicht entsprechen. Das Nachrichtenwesen steht zunächst ganz im Dienst der politisch Herrschenden; in der Zeit des Absolutismus geht es vor allem auch um eine stärkere Einflussnahme auf die Untertanen, die Zensur-Praxis und die Gewährung von Druckprivilegien sind dabei wichtige Kontrollmittel. Dennoch ist das Entstehen einer neuen Form von Öffentlichkeit nicht zu verhindern:

Einerseits wurde die Presse zur Optimierung des bestehenden Nachrichtenwesens durch die Obrigkeit gefördert, andererseits enthielt das neue Medium aufgrund seiner Publizität von Anfang an den Ansatzpunkt zu einem Aufbrechen des alten, in sich geschlossenen Informationssystems. Daß die Zeitungen gerade aus der Wurzel herrschaftlicher Interessen auch zu einem bedeutsamen Instrument in der Emanzipation des entstehenden Bürgertums werden konnten, liegt in der Dialektik dieser Entwicklung begründet. (Schröder 1995: 9)

Die genannte Entwicklung verläuft jedoch nicht geradlinig und nicht ohne Widerstände. Vorübergehende Liberalisierungen werden z.B. im Deutschen Bund durch die restriktiven Karlsbader Beschlüsse von 1819 zurückgenommen; 1841 kommt es zwar aufgrund der preußischen Zensur-Instruktion wieder zu

einer Lockerung und mit der Revolution von 1848 sogar zu einem gewissen Höhepunkt der Pressefreiheit, doch bereits 1849 schlägt das Pendel wieder in die Gegenrichtung zurück. Die Sozialistengesetze ab 1878, das Zensurbuch von 1915 oder das Reichskulturgesetz von 1934 wären weitere hier zu nennende Negativ-Etappen. Trotz alledem ist der Trend zur Meinungspresse nicht aufzuhalten, politische Auseinandersetzungen lassen sich nicht mehr auf Dauer aus der Zeitung, die immer mehr zu einem wichtigen öffentlichen Forum wird, verbannen: „Das publicum entwickelt sich zum Publikum, das subjectum zum Subjekt, der Adressat der Obrigkeit zu deren Kontrahenten.“ (Habermas 1971: 40)

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Abgesehen von der Emanzipation von staatlicher Bevormundung ist zu bedenken, dass die Presse und der Handel mit Nachrichten immer auch an die Bedingungen von Wirtschaftlichkeit und Konkurrenz gebunden sind. Diese Orientierung am Markt bringt es gleichsam mit sich, dass nicht nur die Herstellung und der Vertrieb von Zeitungen, sondern ebenso Formen der Adressatenorientierung und der Informationspräsentation einem permanenten Wandel unterworfen sind. Insofern kann auch die Beschränkung der Berichterstattung auf reine Ereignismeldungen nicht von Dauer sein. Das Berichten über das, „was sich begeben und zugetragen hat“ (so das Motto des AVISO 1609), wird im Laufe der Zeit ergänzt und überlagert durch die Aufnahme bewertender Elemente und durch Maßnahmen, die der Aufmerksamkeitsförderung und der Unterhaltsamkeit dienen. Zum Teil handelt es sich um relativ junge Tendenzen – man denke nur an Phänomene, wie sie heute unter Begriffen wie ‚Textdesign‘ oder ‚Multimodalität‘ diskutiert werden. *Bewertungen* dagegen finden sich bereits in den allerersten Korrespondenzen, wenn auch meist in eingebetteter Form und nicht als eigenständige Bewertungshandlungen. Für stärker expandierte Versionen fehlt zunächst der politische Freiraum.

In (1) etwa liegen mit den Äußerungen „welche von hiesigem Magistrat sehr stattlich empfangen“ und „hernacher durch die Statt umb viel schöner Kunststück zu besehen geführt worden“ zwar eindeutige Informationshandlungen vor; sie enthalten mit den Ausdrücken ‚sehr stattlich‘ und ‚viel schöner‘ aber auch Bewertungen des Textproduzenten, nur stehen diese nicht im semantischen Zentrum der Aussage.² Bewertungshandlungen selbst kommen in der Anfangsphase

² Zur Differenzierung von Bewertungshandlungen und eingebetteten, „nur nebenbei geäußerten“ Bewertungen sei verwiesen auf von Polenz (1985: 218 ff.); zur Anwendung auf Presstexte vgl. Lüger (2012). Der genannte Unterschied kann auch mit folgender abkürzender Notation verdeutlicht werden: So lassen sich Bewertungs- oder Evaluationshandlungen der Art „Der Magistrat ist großzügig“ festhalten als EVAL (s, p), wobei s auf den Sender oder Textproduzenten verweist und p auf den propositionalen

nur selten vor. Und Sequenzen mit explizit begründeten Stellungnahmen oder ausführlich diskutierten Sachverhaltsinterpretationen, argumentative Passagen also, die man üblicherweise als Formen des Kommentierens bezeichnet, werden erst wesentlich später relevant.

Ähnlich steht es mit dem Faktor *Unterhaltsamkeit*. Man kann sicher der Auffassung Püschels zustimmen, dass ein Publikationsorgan, welches sich um maximale öffentliche Aufmerksamkeit bemüht und einem gewissen Konkurrenzdruck unterliegt, seine Beiträge adressatenorientiert, d.h. verständlich, anschaulich, plausibel und möglicherweise auch unterhaltsam darbietet:

Die Zeitung als öffentliches Medium ist wie jedes andere öffentliche Medium immer auch unterhaltsamer Natur. So lautet die These [...]: Diese Unterhaltsamkeit kommt der Zeitung von Anfang an zu. Bezogen auf das als problematisch betrachtete Verhältnis von Information und Unterhaltung bedeutet das, dass diese beiden Funktionen des Mediums eben nicht konfliktär sind, sondern ganz im Gegenteil wie naturgegeben miteinander verbunden. (Püschel 1998: 36)

Allerdings dürfte es schwerfallen, früheren Zeitungs-Ausgaben unbedingt eine Nähe zu Infotainment-Tendenzen zu bescheinigen. Das Repertoire der eingesetzten Mittel und Verfahren mit dem Ziel der Unterhaltung bleibt lange Zeit recht begrenzt. Es gibt keine Illustrationen, weder Fotos noch Karikaturen, und auch das Bemühen um ein abwechslungsreiches Layout oder um eine sprachlich originelle Diktion ist vergleichsweise wenig ausgeprägt. ‚Unterhaltsamkeit‘ ist eine rezipientenabhängige Kategorie; sie kommt textuellen Merkmalen oder speziellen Textsorten nicht a priori zu, sondern ist ein Resultat individueller Interpretation. So gesehen, kann die Zuschreibung eines Unterhaltungswertes auf ganz verschiedenen Ebenen erfolgen und sowohl durch inhaltliche Faktoren als auch durch unterschiedliche Präsentationsweisen bedingt sein – sie ist jedoch nur verstehbar als *Textpotenz*, nicht als feste Texteigenschaft.³ Eine Äußerung wie die folgende mag im Kontext des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 auch wahrgenommen werden als hämische Kritik an der französischen

Gehalt; dagegen wären in eine Informationshandlung eingebettete Bewertungen wie z.B. „Er wurde von einem großzügigen Magistrat empfangen“ wiederzugeben als INF (s, EVAL (s, p)).

³ Eine ausführliche und sehr differenzierte Analyse der Relation ‚Informieren‘ – ‚Unterhalten‘ liefert Hoffmann (2008: 57ff.), der u.a. auch den Begriff der ‚Textpotenz‘ verwendet.

Gegenseite und damit für bestimmte Rezipienten eine amüsan zu lesende Aufwertung der eigenen Position darstellen:

(2) [...] Als Louis Napoleon uns frevelhafter Weise in unserm Frieden störte, war es gewiß die Aufgabe europäischer Staatsweisheit, diesen Frevelmuth dadurch zu brechen, daß man dem Kaiser die Solidarität des europäischen Friedens-Interesses zu Gemüthe führte. Als die Republik in tollem Uebermuth lieber den frevelhaften Krieg fortsetzen, als sich zu den Consequenzen des erlittenen Mißgeschicks bekennen wollte, da wäre es wiederum die Aufgabe der europäischen Staatsweisheit gewesen, Herrn J. Favre und Genossen zu belehren, daß Frankreich keine Ausnahmestellung vor andern Staaten zu beanspruchen habe, daß es sich dem Recht des Krieges unterwerfen müsse, wie alle andern.

Und wie denkt die Weisheit jener Staatsmänner sich gegen Herrn Gambetta zu stellen, welcher die Tage seiner Dictatur nach der Niederlage Frankreichs zählt und [...] ohne jeglichen Nutzen für Frankreich, die Jugend des Landes an die Schlachtbank drängt? [...]

(NEUE PREUBISCHE ZEITUNG 18.1.1871)

Unterstützt durch die starke Personalisierung wird unverhohlen eine Sieger-Pose zur Schau gestellt, mit der sich der Leser aufgrund des Personalpronomens ‚uns‘ leicht identifizieren kann und von der aus mit süffisantem Spott auf die Protagonisten des militärisch unterlegenen Gegners herabgeblickt wird.⁴ Zu dem Effekt dürften schließlich auch diverse stilistisch-rhetorische Maßnahmen beitragen: die mehrfachen Wiederholungen (‚frevelhafter Weise‘, ‚Frevelmuth‘, ‚frevelhaft‘), die parallele Satzkonstruktion („Als Louis Napoleon...“, „Als die Republik...“), die Reduktion politischer Entscheidungen auf psychische Befindlichkeiten („diesen Frevelmuth“, „in tollem Uebermuth“), die drastische Metaphorik („an die Schlachtbank drängen“). Ohne Frage kann von dieser Sprachgestaltung sowie von der Dichte und Intensität der damit verbundenen Wertungen auch eine deutlich emotionalisierende Wirkung ausgehen.

Ein grundsätzliches Unterhaltungspotenzial scheint bei Beispielen wie (2) also durchaus gegeben zu sein. Ebenso ist festzustellen, dass solche Texte aufgrund

⁴ Die Redeweise von der Diktatur Gambettas gibt dabei offensichtlich eine spezielle preußische Perspektive wieder: Der Ausrufung der Republik durch Léon Gambetta und Jules Favre nach der Niederlage von Sedan am 2. September 1870 wurde jede Legitimation abgesprochen, zumal die republikanische Regierung zunächst nicht bereit war, den militärischen Widerstand Frankreichs einzustellen.

ihrer expliziten Bewertungs- und Begründungskomponenten bereits eine große Nähe zu heutigen Kommentarformen aufweisen. Dies sei im folgenden Abschnitt weiter konkretisiert.

2. Kommentierendes Berichten

Kommentare seien hier – nach einem gängigen Verständnis – als journalistische Textsorte betrachtet:⁵ Sie gehören der Klasse meinungsbetonter Texte an und beziehen sich in aller Regel auf einen aktuellen Sachverhalt, sie äußern Einstellungen, Bewertungen, nehmen Einordnungen vor, nennen Hintergründe, liefern Erklärungen, formulieren Empfehlungen, Warnungen, Schlussfolgerungen, Prognosen, widerlegen gegebenenfalls alternative Bewertungen oder entkräften Gegenpositionen. Ihr Ziel ist nicht allein die Übermittlung einer bestimmten Haltung oder Einstellung um ihrer selbst willen (abkürzend: WISSEN (e, EVAL (s, p))), sondern ebenso, zumal im öffentlichen Raum, deren Anerkennung und Übernahme durch den Rezipienten (abkürzend: EVAL (e,p), wobei e die Referenzstelle ‚Empfänger/Textrezipient‘ wiedergibt). Hierin besteht gerade der persuasive Zweck von Kommentaren.

Journalistische Beiträge, die sich eindeutig einer solchen Textsorte zuordnen lassen, treten verstärkt erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Restriktive politische Bedingungen stehen über einen langen Zeitraum einer solchen Entwicklung entgegen. Gleichsam als ein Übergangsphänomen kann man nun Texte betrachten, die aus einer Kombination von Nachricht bzw. Bericht und Kommentar bestehen. Ein solches Beispiel liegt vor in (3), einem längeren zweispaltigen Artikel aus der KARLSRUHER ZEITUNG von 1914; inhaltlich geht es um die juristischen und politischen Folgen der sog. Zabern-Affäre (*Incident de Saverne*).

⁵ Zur Diskussion von Kommentar-Definitionen in der Textlinguistik und der Publizistikwissenschaft vgl. besonders Lenk (2012), Lenk/Vesalainen (2012) sowie Adam (1997), Wen (2001: 48 ff.), Giessen (2012: 60ff.). Auf eine Unterscheidung von ‚Kommentar‘, ‚Leitartikel‘, ‚Kolumne‘ wird im Folgenden verzichtet; vgl. zu diesem Punkt bereits Lenk (1998).



Karlsruher Zeitung

Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden

Nr 10

Samstag, den 11. Januar 1914

157. Jahrgang

Verleger: Carl Hauptmann, Karlsruhe, Hauptstraße 11. Druck: Carl Hauptmann, Karlsruhe, Hauptstraße 11.

Verantwortlich: Friedrich Schupp, Karlsruhe, Hauptstraße 11. Druck: Carl Hauptmann, Karlsruhe, Hauptstraße 11.

Redaktion: Friedrich Schupp, Karlsruhe, Hauptstraße 11. Druck: Carl Hauptmann, Karlsruhe, Hauptstraße 11.

Staatsanzeiger.

Seine Königl. Hoheit der Großherzog haben sich endlich bewegen lassen, dem Geheimen General-Registrator Dr. Kling an der Universität Freiburg und dem Geheimen Rat Professor Dr. Hüfner an der Universität Heidelberg die universitätswissenschaftliche Ehrenmitgliedschaft zu erteilen und zum Tragen der ihnen verbundenen Ehrenrechte zu ernennen.

Seine Königl. Hoheit der Großherzog haben am 29. Dezember 1913 endlich erneut den Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister und den Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Dem Ministerium des Groß. Justiz, der Justiz und des Kulturbauwesens wurde vom Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Groß. Justiz- und Kulturbauwesen hat am 29. Dezember 1913 verfügt: dem Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Nicht-Amtlicher Teil.

• Juristische Nachrichten.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

Der Reichspräsident Friedrich Ebert in Freiburg außer Ernennung zum Oberbürgermeister Carl Hübel in Zuzheim landesherrlich ernannt.

mit angelegten Werten geladen hätte. Er sei geradezu entsetzt darüber, daß man mit Förmlichkeit rein positiver Maßnahmen über ein Eingreifen in ein schweres Verbrechen anhielt und ihm unterstelle, er sei für eine Willkürherrschaft und lege die Meinung, daß die Gerechtigkeit, gleichgültig von wem immer, brockiert werden möchte. — Damit ist diese Fragestellung für eine legale Entscheidung erledigt.

Die Parteien im Reichstags.

Am Reichstage werden die militärgesetzlichen Verhandlungen betriebsmäßig im Schlußstadium sein. Die Versteigerung der 4. Dezember wird dabei wohl nicht wieder in die Diskussion treten, wenn es auch um die Rückstellungen und Entlastungen der damaligen Reichsregierung nicht gehen wird. In der freikonservativen „Volks-Zeitung“ wird bereits der Versuch gemacht, den alten Reichstagen zum Sturz des Reichspräsidenten abzurufen und allen der Reichspräsidenten feldzieht. Die früheren Reichstagen sind dem Reichspräsidenten nicht treu. In der freikonservativen „Volks-Zeitung“ wird bereits der Versuch gemacht, den alten Reichstagen zum Sturz des Reichspräsidenten abzurufen und allen der Reichspräsidenten feldzieht.

Erhebung des vertriebenen Reichspräsidenten.

Der im Sommer 1913 erwählte preussische Landtag ist am 6. Januar aufgenommen. Die vom Reichspräsidenten ernannten Reichspräsidenten werden die Rechte des Reichspräsidenten auf das Reichspräsident übertragen. Die Regierung hat sich nicht bemüht, etwas anderes zu bringen, was sich nicht nach einer vorübergehenden Abhaltung des Reichspräsidenten erheben würde. Es zeigte sich aber, daß die Zustimmung des Reichspräsidenten und die Zustimmung des Reichspräsidenten nicht einig ist.

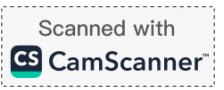
Die Reichspräsidenten sind am Reichspräsidenten nicht einig. Die Reichspräsidenten sind am Reichspräsidenten nicht einig. Die Reichspräsidenten sind am Reichspräsidenten nicht einig.

Reiche dahin zu führen, daß die Zeitung Eberts auf die es keiner Gelder und keinen Vermögenswandel nach Anspruch hat, nicht dadurch befristet wird, daß eine Verletzung der Verfassungsgesetze zumachen des Reichspräsidenten Ebert ist.

Das Urteil über Ebert.

Das Urteil über Ebert ist ein Urteil über die Verfassung. Die Verfassung ist ein Gesetz, das die Rechte und Pflichten der Reichspräsidenten regelt. Die Reichspräsidenten sind die Träger der Verfassung. Die Reichspräsidenten sind die Träger der Verfassung. Die Reichspräsidenten sind die Träger der Verfassung.

Das Urteil über Ebert ist ein Urteil über die Verfassung. Die Verfassung ist ein Gesetz, das die Rechte und Pflichten der Reichspräsidenten regelt. Die Reichspräsidenten sind die Träger der Verfassung. Die Reichspräsidenten sind die Träger der Verfassung.



Bezeichnend ist zunächst die Präsentation der einzelnen Beiträge. Das Layout der Zeitung sieht noch keine klare Strukturierung des Informationsangebots vor, es gibt lediglich eine vertikale Seitengliederung in Spalten. Zusätzliche Visualisierungen fehlen ebenso wie Maßnahmen zur Leserorientierung oder zur Gewichtung der einzelnen Informationen. Als Schriftart wird ausschließlich die Fraktur verwendet, nur bei (seltenen) fremdsprachigen Ausdrücken findet man die Antiqua-Schrift. Auch die Wahl der Schriftgröße bietet kaum Kontraste, von den fett und etwas größer gesetzten Überschriften einmal abgesehen. Kursivschrift wird meist nicht verwendet, es erübrigt sich offenbar, bestimmte Beitragsarten auf diese Weise zu markieren bzw. hervorzuheben. Der Unterschied zur heutigen Titelseiten-Gestaltung von Tageszeitungen und zu modernem Textdesign könnte kaum größer sein; für den Leser vorherrschend ist hier in der Tat der sprichwörtliche Bleiwüstencharakter.⁶ Im Falle des Beitrags „Das Urteil über Zabern“ in (3) wird dies insofern gemindert, als dem Haupttext eine kurze einleitende und fettgedruckte Zusammenfassung vorangeht, und zwar im Stil eines Nachrichtenleads.

(3a)

Das Urteil über Zabern.

Strasbourg (Elsass), 10. Jan. Das Urteil im Prozeß gegen Oberst v. Neuter und Leutnant Schadt, das gegen 10.45 Uhr verkündet wurde, lautete auf völlige Freisprechung beider Angeklagten. Die Kosten des Verfahrens werden dem Fiskus auferlegt. Das Urteil wurde vom Auditorium mit lebhaften Bravorufen begrüßt.

Der Vorspann gibt zwar ein Resümee wieder (mit Sperrsatz werden zudem die wichtigsten Elemente hervorgehoben), doch mit dem Inhalt des nachfolgenden Artikels stimmt dies nur bedingt überein. Insbesondere die letztgenannte Mitteilung hat keine Entsprechung im Text. Zum andern betreffen die zusammenfassenden Zeilen nur den ersten Teil des Beitrags. Der zweite Teil (ab dem Pfeil in (3) und mit Fortsetzung auf der folgenden Seite) bietet nämlich eine ausführliche Bewertung des Geschehenen, verbunden mit einigen daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen. Das heißt, hier werden also zwei unterschiedliche Informationsarten miteinander kombiniert: Den ersten Abschnitt könnte man als ‚(Rede-)Bericht‘ bezeichnen, den zweiten als eine Art ‚Kommentar‘.

⁶ Vertiefend zu den paratextuellen Merkmalen und Tendenzen in der Presse vgl. Stefani-Meyer (2005) sowie, als allgemeine Grundlegung, Lane (1992).

Der informierende Teil des Beitrags orientiert sich in seinem Aufbau weitgehend am Ablauf der betreffenden Gerichtsverhandlung; vermittelt wird der Eindruck, der Autor sei selbst als Augenzeuge vor Ort gewesen. Die Chronologie einer minutiösen Redewiedergabe kann beim Leser das Gefühl einer gewissen Nähe zum Geschehen suggerieren und damit gleichzeitig die Glaubwürdigkeit der Aussagen erhöhen. Der Tempusgebrauch verleiht der Schilderung der einzelnen Vorgänge eine zusätzliche Anschaulichkeit: Das Hauptgeschehen wird durchweg im aktualisierenden Präsens referiert („zunächst werden die einzelnen Fälle [...] festgestellt“, „betont das Urteil“, „unter Belegung mit Zitaten wird u.a. festgestellt“), der Rahmen steht im Präteritum („die Begründung des Urteils, die vom Verhandlungsleiter [...] verlesen wurde ...“). Für Vorzeitiges kommt ebenfalls das Präteritum in Betracht („dessen Artikel [...] angeschlagen wurden“, „die ersten Festnahmen [...] durchaus berechtigt waren“), ergänzt – in einem Fall – durch den Perfekt-Gebrauch („die angeblich [...] nichts gesehen [...] haben“). Eine temporale Strukturierung durch spezifische Konnektoren kündigt sich mit einem zweimaligen ‚zunächst‘ zwar an, sie wird aber im Text nicht fortgeführt.

Zur Kennzeichnung von Redewiedergabe wird üblicherweise der Konjunktiv bemüht, so auch in (3): „Es könne kein Zweifel darüber sein, daß ...“, „es sei nicht ausgeschlossen, daß ...“, um nur zwei Beispiele anzuführen. Damit ist klargestellt, bei wem die Verantwortung für die betreffende Äußerung liegt; gleichzeitig signalisiert der Modus-Gebrauch journalistische Sorgfalt und Seriosität, eine klare Trennung zwischen den beiden zugrundeliegenden Kommunikationssituationen und den damit verbundenen Perspektiven.⁷ Eine solche Vorgehensweise schließt indes nicht aus, dass gerade auch die informationsbetonten Abschnitte diverse Wertungen mit übermitteln, und zwar in unterschiedlichen Explizitheitsgraden:

⁷ Hier ließen sich leicht weitere Beobachtungen zum Gebrauch von *verba dicendi* und zu verschiedenen Formen der Redekommentierung anschließen; verwiesen sei u.a. auf Dieckmann (1985), Hauser (2008), Lenk (2008).

(a)	Die Begründung des Urteils, die vom Verhandlungsleiter ... verlesen wurde, verbreitet sich zunächst über die Ergebnisse der Beweisaufnahme ...	MITT (s_2 , MITT (s_1 , p))
(b)	Es könne kein Zweifel darüber sein, daß alle diese Ansammlungen und Zurufe den Zweck hatten: die Beschimpfung des Militärs.	MITT (s_2 , BEH (s_1 , p))
(c)	Zunächst werden die einzelnen Fälle von Belästigungen und Beschuldigungen ... festgestellt ... Die beleidigenden Zurufe und Rufe, wie „Vive la France“ und „Merde la Prusse“ sind durch Zeugen festgestellt. ... dessen Artikel sogar auf der Straße angeschlagen wurden	MITT (s_2 , eval (s_1 , p)) MITT (s_2 , eval (s_2 , p)) MITT (s_2 , eval (s_2 , p))
(d)	Unter solchen Umständen, ..., da konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß ... Von besonderem Werte ist die Feststellung, daß die ersten Festnahmen seitens des Militärs ... durchaus berechtigt waren. Auch eine widerrechtliche Nötigung oder vorsätzliche unberechtigte Festnahme durch Mißbrauch seiner Dienstgewalt ... lag nicht vor.	BEH (s_2 , p) [MITT (s_2 , BEH (s_1 , p))] EVAL (s_2 , EVAL (s_1 , p)) EVAL (s_2 , p) [MITT (s_2 , EVAL (s_1 , p))]

Zu unterscheiden ist, und das gilt nicht nur für den Belegtext (3), zwischen mehreren Formen der Versprachlichung wertender Stellungnahmen. Relativ unproblematisch und für den Leser erwartbar sind Aussagen vom Typ (a): Mitgeteilt wird, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von einem Sprecher s_1 über einem Sachverhalt p gesagt worden ist. Der journalistische Textproduzent s_2 hält dies für verbürgt und sieht auch keinen Anlass, an der Faktizität des Mitgeteilten zu zweifeln; von daher erübrigt sich eine zusätzliche Markierung des assertorischen Charakters.⁸ Ähnlich gelagert sind Fälle des Typs (b), allerdings mit dem kleinen Unterschied, dass s_2 hier eine Äußerung von s_1 referiert, die nicht von vornherein als fraglos gültig angenommen und als Behauptung verstanden werden kann (es geht um nichts weniger als um die Einschätzung der Proteste der elsässischen Bevölkerung gegen das Verhalten preußischer Besatzungssoldaten). In der Gruppe (c) sind Fälle zusammengefasst, in denen sich verschiedene evaluative Einstellungsbekundungen (notiert als ‚eval‘) feststellen lassen. Beim ersten

⁸ Im Rahmen der Informationshandlungen stellen Mitteilungen (MITT) also einen relativ wenig markierten Fall ohne weitere explizite Einstellungskundgabe dar – im Unterschied etwa zu Behauptungen (BEH), wo ein Sprecher/Schreiber seine Aussage zwar für zutreffend hält, aber nicht davon ausgeht, dass dies auch für den Empfänger gilt, zu Feststellungen (FESTST), wo der Aussagegehalt sich als Ergebnis aus anderen Sachverhalten nachvollziehen und überprüfen läßt, oder zu Ankündigungen (ANKÜN), wo es um Aussagen über Sachverhalte der Zukunft geht und die mit unterschiedlichen epistemischen Einstellungen versehen sein können. Zur Differenzierung von Informationshandlungen vgl. auch bereits Motsch (1987: 53ff.).

Beispiel ist aus Leserperspektive nur schwer entscheidbar, ob s_2 oder s_1 für die präzisierenden Kennzeichnungen („Beleidigungen und Beschuldigungen“) verantwortlich ist. Ebensovienig stehen in den beiden nachfolgenden Belegen die Wertungen im Zentrum der Aussage; nur sind der attributive Zusatz (in: „die beleidigenden Zurufe und Rufe“) sowie das Adverb ‚sogar‘ relativ eindeutig dem Autor s_2 zuschreibbar. Es handelt sich gleichsam um mitbehauptete Werturteile, um „untergeschobene Prädikationen“ (von Polenz 1985: 125). Noch deutlicher fällt Wertendes in der Beispielgruppe (d) aus: Hier zeichnet im erstgenannten Beleg – anders als bei der Formulierung „es könne kein Zweifel darüber sein“ unter (b) – der Textautor s_2 verantwortlich; die Äußerung „da konnte es keinem Zweifel unterliegen“ ist Teil einer Behauptung (daher die Notation BEH (s_2 , p)) und nicht mehr nur als Wiedergabe einer Behauptung zu verstehen. In gleicher Weise sind die Stellungnahmen der anschließenden Beispiele zuzuordnen: Es ist wiederum s_2 , dem man die Verantwortung für die jeweiligen Bewertungshandlungen („von besonderem Wert ist ...“, „eine widerrechtliche Nötigung ... lag nicht vor“) zuschreiben muss. Eine alternative Lesart als Mitteilung einer Bewertung (MITT (s_2 , EVAL (s_1 , p))) wäre schon wegen des Modus-Gebrauchs vom Text nicht gedeckt.

Der Befund mag im Kontext eines informationsbetonten journalistischen Beitrags zunächst überraschen. Das umso mehr, als die Bewertungen vor allem an markanten Stellen vorkommen, wo es darum geht, die Maßnahmen des preußischen Militärs als notwendig und rechtmäßig, also ganz im Sinne des Straßburger Kriegsgerichtsurteils, erscheinen zu lassen. Diese Vorgehensweise erlaubt es und liefert gleichsam die Begründung dafür, andere Aspekte, andere Sehweisen der Zabern-Affäre auszublenden: Unberücksichtigt bleiben z.B. der Auslöser der Krise, die empörende Äußerung eines preußischen Offiziers über die elsässische Bevölkerung⁹, das Ausmaß der Proteste gegen Übergriffe des Militärs, gegen willkürliche Verhaftungen, gegen pressefeindliche Maßnahmen, die Reaktion des deutschen Kaisers, der zunehmende politische Widerstand im Deutschen Reich bis hin zum Missbilligungsvotum gegen die Regierung von Bethmann Hollweg. Die Einseitigkeit der Berichterstattung der KARLSRUHER

⁹ Gemeint ist die Anweisung eines Leutnants von Forstner gegenüber Rekruten: „Wenn Sie angegriffen werden, dann machen Sie von Ihrer Waffe Gebrauch; wenn Sie dabei so einen Wackes niederstechen, dann bekommen Sie von mir noch zehn Mark.“ Der Ausdruck ‚Wackes‘ galt seinerzeit als verunglimpfende Bezeichnung der Elsässer. Der Wortlaut des Forstner-Zitats wird in der Literatur recht unterschiedlich wiedergegeben; vgl. Erbe, Michael (Hg.) 2002: Das Elsass. Suttgart, S. 136; Wittmann, Bernard 2009: Die Geschichte des Elsass. Kehl, S. 69.

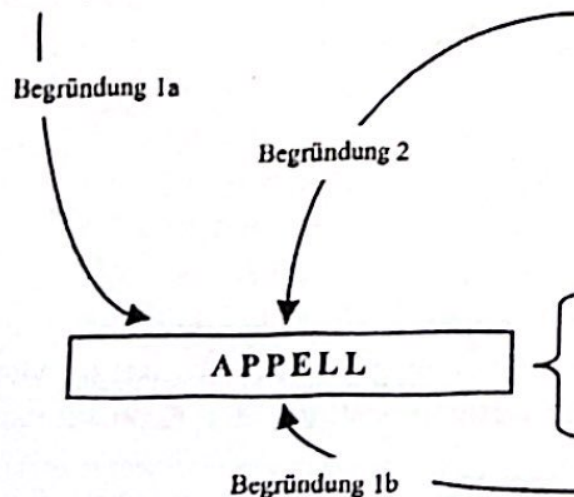
ZEITUNG ist offenkundig, die Nähe zur regierungsoffiziellen Position unübersehbar. Der Beitrag untermauert auf anschauliche Weise, wie illusorisch die Vorstellung vollkommener Objektivität ist:

Journalistische Medien können Ereignisse nicht völlig neutral melden. Sie müssen sich immer für eine Interpretation entscheiden. Diese entsteht durch eine Kombination von Faktoren. Dazu gehören die Nachrichtenauswahl, die Formulierung der einzelnen Informationen und natürlich die Kombination von Nachrichten- und Kommentartexten. (Häusermann 2005: 24)

Eine solche Kombination bietet in nuce auch der hier als Beleg herangezogene Text (3) zur Zabern-Affäre: Der zweite Teil des Beitrags enthält nämlich, obgleich ohne eigene Überschrift und nur durch eine Leerzeile abgetrennt, eine zusätzliche explizite Stellungnahme zum bisher Berichteten.

(3b)

* Das Urteil im Prozeß gegen Oberst von Reuter und Leutnant Schadt ist gefällt. Es lautet, wie nicht anders zu erwarten war, auf Freisprechung und bedeutet somit eine volle Rechtfertigung der Angeklagten. Bedauerlich bleibt es nur, daß ein alter verdienstvoller Soldat überhaupt unter so schwerwiegenden Vorwürfen vor Gericht erscheinen mußte. Doch hat die Verhandlung das eine Gute, daß sie einmal energisch den Schleier gezogen hat von Zuständen, die man eigentlich nicht hätte für möglich halten sollen.



(3c)

Man höre doch endlich damit auf, unserm Militär daraus einen Vorwurf zu machen, daß es militärisch denkt und fühlt. Das ist doch selbstverständlich. Ja, es ist die höchste Tugend des Soldaten, daß er vor allem soldatisch empfindet. Wenn es richtig ist, daß Preußen, daß unser ganzes deutsches Vaterland im Kriege groß und mächtig geworden ist, — und dies ist richtig —, so kann das Heer Anspruch erheben auf die Achtung und den Respekt aller Vürger. Ferner wollen wir doch nie vergessen, daß wir auch unsere heutige Stellung im Male der Völker, unsere Wohlfahrt und unsere Unabhängigkeit von fremder Macht nur der Stärke unseres Heeres und dem in ihm wohnenden Geiste der Manneszucht, Tapferkeit und Pflichterfüllung verdanken. Wenn an diesen Grundmauern gerüttelt wird, muß das Ganze zusammenbrechen. Und deshalb verdient der Teil der Zaberner Bevölkerung, der unsere Offiziere und Mannschaften beschimpfte, mit Rot und mit Steinen bewarf, die allerstärkste Verurteilung. Von einem jeden Bürger des Reiches verlangen wir aufs entschiedenste, daß er die Uniform respektiert —, selbst dann, wenn er einmal über den Träger derselben eine ungünstige Meinung haben sollte. Im übrigen hat der Prozeß bewiesen, daß zu einer solchen ungünstigen Meinung über den Obersten von Reuter gar keine berechtigte Veranlassung vorlag. A.

Bereits die ersten Zeilen (3b) weisen – nach einer knappen Feststellung zum Sachverhalt – eine große Dichte von Bewertungen auf, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen und die die obrigkeitstreue Sehweise weiter bestätigen: Der Textautor¹⁰ benennt klar seine Vorerwartung bezüglich des Gerichtsurteils („wie nicht anders zu erwarten war“), erläutert die juristische Bedeutung des

Freispruchs („volle Rechtfertigung der Angeklagten“), formuliert seine Einschätzung des Hauptangeklagten („ein alter verdienter Soldat“) und nimmt Stellung zum Zustandekommen des Prozesses („bedauerlich bleibt ...“) sowie zur politischen Lage im Elsass generell („Zustände, die man eigentlich nicht hätte für möglich halten sollen“).

Angesichts einer so eindeutigen Positionierung verwundert nicht, wenn es am Schluss des Beitrags (3c) zu einem entsprechenden, mit viel Pathos vorgetragenen Appell kommt. Die Öffentlichkeit solle endlich von Vorwürfen gegen das Militär absehen: „Von einem jeden Bürger des Reiches verlangen wir aufs entschiedenste, daß er die Uniform respektiert [...].“ Als Begründung für diese Forderung wird nicht allein ein juristisches Argument, das Urteil des Kriegsgerichts, angeführt (Begründung 1a, b); der Textproduzent führt ebenso eine allgemeine politische Überlegung ins Feld, nämlich „daß wir auch unsere heutige Stellung im Rate der Völker, unsere Wohlfahrt und unsere Unabhängigkeit von fremder Macht nur der Stärke unseres Heeres und dem in ihm wohnenden Geist der Manneszucht, Tapferkeit und Pflichterfüllung verdanken“ (Begründung 2). Eine solche Berufung auf soldatische Tugenden mag aus heutiger Sicht unangemessen erscheinen, im gegebenen Zusammenhang steht sie jedoch im Zentrum einer argumentativen Sequenz, die darauf abzielt, für die Anerkennung des Militärs in der Zivilgesellschaft zu werben. Gleichzeitig wird an den bisherigen Ausführungen deutlich, in welchem Maße es selbst in primär informierenden Texten möglich ist, Bewertungen und sogar recht detaillierte politische Stellungnahmen vorzusehen – und zwar ohne dass dazu ein Rückgriff auf die Textsorte ‚Kommentar‘ nötig wäre.

3. Textsorte ‚Kommentar‘

Auch der unter (4) zitierte Beitrag ähnelt auf den ersten Blick eher einer Nachricht. Titel und Untertitel fassen das behandelte Ereignis, das Attentat in Sarajewo vom 28. Juni 1914, zusammen, der anschließende Lead spezifiziert den Sachverhalt und macht Angaben zu den Personen und den Umständen. Nach solchen

¹⁰ Diese Bezeichnung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass man es bei kommentierenden Beiträgen, die in der Regel auch die Position der Zeitung wiedergeben, meist mit einer Mehrzahl von Autoren zu hat: „Demzufolge geht es bei Kommentaren also nicht um persönliche Stellungnahmen Einzelner, sondern um die Standpunkte der Medien, in denen die Kommentartexte erscheinen – und dies primär auch dann, wenn einzelne Journalist(inn)en als Autor(inn)en der Meinungsäußerungen genannt sind.“ (Lenk 2012: 162)

Präsignalen kann der Leser normalerweise mit weiteren Details zum eingeführten Textinhalt rechnen, wenigstens aber mit einem informationsbetonten Beitrag. Diese Erwartung bestätigt sich jedoch nicht, die folgenden Abschnitte liefern vielmehr eine kritische Einschätzung der politischen Situation im Jahre 1914 und speziell in Österreich-Ungarn. Es handelt sich um einen kommentierenden Beitrag, der – im Unterschied zu den meisten anderen Tageszeitungen – die Betrachtung auf einem Abstraktionsniveau ansiedelt, das von Beginn an die

(4)

Die Bluttat von Serajewo

Der österreichische Thronfolger und seine Frau gefötet.

Serajewo, 29. Juni. Kaiserin Archduch und ihre Gattin sind heute bei einer Autofahrt von dem k.u.m.k. Prinzen durch Revolver-Schüsse getötet worden.

Die Gewalt gehört zum eisernen Bestand der feudalen kapitalistischen Machtmittel. Sie bedingt sich in Massenmorden des Krieges wie im Wasserbomben auf dem Schlachtfeld der Arbeit. Sie tötet nach Gesetz und Recht des Staates und sie mordet nach Leidenschaft und Willkür den einzelnen. Immer wird sie bei Menschen höchster Zivilisiertem Mitleid auslösen, wenn sie auch immer trübt, aber wo Gewalt auf Gewalt antwortet, da tritt das menschliche Gefühl zurück und die kalte, nüchterne Erkenntnis allein muß urteilen.

Die Tat in Serajewo rückt diese trübe Erkenntnis vor allem in den Vordergrund. Ueber das menschliche Bedauern, über das Ungeheuerliche eines Mordmordes ist kein besonderes Wort zu verlieren. Wir Sozialisten verabscheuen den Mord, wo immer er auftritt. Hier aber ist es nicht die Tat, die erschütterndes Bedenken verlangt, sondern ihr Ursprung, ihre Voraussetzungen, ihre Möglichkeit.

Der Nationalistenkreiß in der österreichisch-ungarischen Monarchie ist das Hauptfundament. Ohne Rücksicht auf nationale, auf ökonomische Zusammengehörigkeit und nationalen Missionen ist hier durch Gewalt alle ein Staatswesen entstanden, innerlich in sich so zerrissen, daß andre politisch ganz getrennte Länder demgegenüber eng verbunden erscheinen. Ein solcher nationaler Zwangsstaat, durch Gewalt geboren, durch Gewalt zusammengehalten, erzeugt Gewalt

auch als individuelle Waffe des Kampfes. Traur und Leidenschaft: gewählten Staatentelle wie den einzelnen. Sie konzentrieren sich auf den besonders, der als sichtbareres Merkmal die's Gewaltpolitik des Staatsganzen vertritt. Immer höher geführt und geteilt wird dieser Nationalitätentag durch kriegsleitige Maßnahmen, die nur in der Zwietracht und dem Wahnsinn der andern ihren eignen Vorteil sehen, und ihn mehren wollen. Dazu kommt das aufgeregte, aufgeregte Temperament der Südslawen. Es ist kein Wunder, daß auf solchem Boden der Wahnsinn der Gewalt besonders gemelugtätig auftreten muß. Die österreichisch-ungarische Regierung hat ihn nie zu zügeln, nie zu leiten, noch weniger zu beruhigen und zu mildern versucht.

Der Haß gegen Österreich-Ungarn wuchs deshalb, und nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1908 ist das südslawische Österreich nur noch ein Balkan. Wieder wurde die Gewalt sichtbarer denn je die Vertreter der Staatspolitik. Die Verfassungen wurden aufgehoben, die Landtage weggejagt, ein Stellhalter nach dem andern als moderner Tyrann eingesetzt — statt Autonomie der Nationalitäten eine verstärkte Despotie der Dynastie. Die Leidenshaften steigerten sich bis zur Unerträglichkeit. Was Wunder, daß in solchen Zellen der einzelnen in den politischen Wahnsinn der Propaganda der Tat verfällt, wo das Ganze machtlos gemacht worden ist! Was Wunder, daß der Wahnsinn der Gewalt auch den einzelnen packt, wenn er gegen die Massen der eignen Nationalität Organe liefert!

Der Ermordete selbst hat die Gewaltpolitik der österreichisch-ungarischen Regierung besonders lebendig vertreten. Mit Recht hat ihn die ganze Welt als das Haupt der österreichischen Militärpartei angesehen, mit Recht als einen überlittenen Reaktions- und Knecht des Absolutismus. In der ersten Hälfte des Balkankrieges war er nahe daran, Österreich in den Krieg zu jagen und damit einen Weltbrand zu entfachen, ein Wahnsinn der Gewalt auf höchster Stufe. Das Willen des Kaisers allein soll den Ausbruch dieses Wahnsinns verhindert haben. Aber nicht nur hat dieser letzte Kampf der Militärpartei Graf Wedrenthal das politische Leben gefötet, die Gewaltpolitik mordet, wo immer sie auftritt.

(LEIPZIGER VOLKSZEITUNG 28.6.1914)

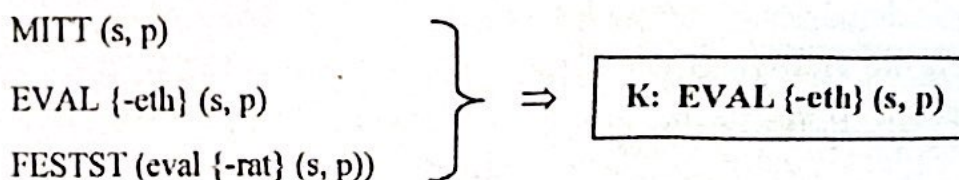
tagespolitischen Fakten übersteigt. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers ist Ausgangspunkt, nicht eigentlicher Gegenstand des Beitrags. Bereits der einleitende Satz macht die Ebene der Auseinandersetzung deutlich und gibt die gedankliche Zielrichtung vor: „Die Gewalt gehört zum Bestand der feudal-kapitalistischen Machtmittel.“ Die LEIPZIGER VOLKSZEITUNG, der der Text entnommen ist, wurde 1894 gegründet und war über viele Jahre ein wichtiges Organ der Sozialdemokratie und der Arbeiterbewegung in Deutschland. Von daher erscheint auch die Heftigkeit der Stellungnahme plausibel. Der Text verfolgt insgesamt das Ziel darzulegen, dass die Verantwortlichkeit für das Attentat in erster Linie bei der Gewaltpolitik Österreich-Ungarns, und hier insbesondere bei dem Hauptprotagonisten, dem Erzherzog Franz Ferdinand selbst, liege. Dieses Ziel soll erreicht werden, indem der Textproduzent verschiedene, unterschiedlich komplexe Begründungen ins Feld führt. Der Beitrag ist argumentativ strukturiert.

Das Argumentationsgefüge beruht in (4) praktisch auf vier Säulen: Eine erste Ursache für das Attentat wird direkt mit der Entstehung Österreich-Ungarns zusammengebracht, eines Staatswesens, das, so der Text, „durch Gewalt allein“ entstanden sei: „Ein solcher nationaler Zwangsstaat, durch Gewalt geboren, durch Gewalt zusammengehalten, erzeugt Gewalt auch als individuelle Waffe des Kampfes.“ Dieser Gedanke durchzieht leitmotivisch den gesamten Text und findet seine rhetorische Zuspitzung, indem wiederholt vom „Wahnsinn der Gewalt“ die Rede ist. Als zusätzliche Begründung dient der Hinweis auf das „aufgewühlte, aufgepeitschte Temperament der Südslawen“: Durch die gewaltsame Zusammenführung sei der leidenschaftliche Nationalitätenhass nicht mehr zu zügeln. Eine dritte Ursache resultiere aus der Annexion von Bosnien und der Herzegowina: Durch die willkürlichen Unterdrückungsmaßnahmen („statt Autonomie der Nationalitäten eine verschärfte Despotie der Dynastie“) habe sich die Lage dramatisch verändert, allenthalben sei ein Klima der Gewaltbereitschaft entstanden. Und schließlich sei es der Ermordete selbst, der hier verantwortlich sei: Er habe – als „übelster Reaktionär und Knecht des Klerikalismus“ – den „Wahnsinn der Gewalt“ verkörpert und gewissermaßen von höchster Stelle den erneuten Gewaltausbruch geradezu provoziert.

Fasst man das Gesagte zusammen, kann man für Texte wie (4) wenigstens drei wesentliche Konstituenten festhalten: eine knappe Einleitung mit Mitteilungen zum Sachverhalt, verschiedene Bewertungen, die die Politik Österreichs aus ethischen Gründen zurückweisen¹¹, sowie Feststellungen, die in Form eingebetteter

¹¹ In der folgenden Notation sind die jeweiligen Bewertungsspezifikationen ‚ethisch‘ und ‚rational‘ als {eth} und {rat} vermerkt und, dem Vorkommen im Text entsprechend, mit einem Negationszeichen versehen.

Bewertungen die fehlende Rationalität mancher Reaktionen zum Ausdruck bringen; sie fungieren als Stützung einer Hauptthese oder Konklusion (K), die man wie folgt paraphrasieren könnte: Der Textproduzent *s* bewertet die Handlungsweise der österreichischen Regierung aus ethischen Gründen als negativ und ursächlich für das Attentat von Sarajewo.



Die Persuasivität der Argumentation wird außerdem unterstrichen durch eine Wortwahl, die auch auf intensive Wertungen im zuvor genannten Sinne nicht verzichtet. Bezeichnend ist z.B. die häufige Verwendung des Ausdrucks ‚Gewalt‘ für die Charakterisierung der Politik Österreichs; zur weiteren Abqualifizierung ist mehrfach von ‚Wahnsinn‘ (6x) oder ‚Wahnsinn der Gewalt‘ (3x) die Rede, bisweilen noch verbunden mit alliterierenden Effekten („Was Wunder, daß der Wahnsinn der Gewalt auch den einzelnen packt“; vgl. ebenso „Despotie der Dynastie“). Die Vorliebe für eine nicht minder drastische Metaphorik passt hier ins Bild und verstärkt die um Klarheit und Anschaulichkeit bemühte Diktion („...ist das südslawische Österreich nur noch ein Vulkan“, „Leidenschaften steigerten sich bis zur Siedehitze“). Insgesamt dürfte die Sprachgestaltung typisch sein für eine Kommunikationssituation, wo der Textproduzent („Wir Sozialisten“ heißt es u.a.) bezüglich der Einschätzung der politischen Situation von einer eher homogenen Leserschaft ausgeht. Im Zentrum des Bemühens würde daher nicht das Überzeugenwollen stehen, sondern das Bestätigen, das auch emotionale Verstärken einer als bereits gegeben unterstellten Position. Das könnte zumindest die Art und die Häufigkeit der Bewertungsausdrücke erklären.

Eine extreme Form propagandistischer Einseitigkeit und inhaltlicher Stereotypisierung gibt der Beitrag in (5) wieder. Gleichzeitig demonstriert der Ausschnitt ein Zusammenspiel verschiedenartiger Mittel, das über die bisher diskutierten Beispiele weit hinausgeht.

DER STÜRMER, eine von Julius Streicher 1923 gegründete antisemitische Wochenzeitung, zeichnet sich durch eine aggressive, rassistische und (volks-) verhetzende Ausrichtung seiner Beiträge aus. Es ist hier nun nicht der Ort, das nationalsozialistische Propagandablatt einer detaillierten inhaltlichen Analyse zu unterziehen; festgehalten seien aber einige Merkmale, die vor allem die paratextuelle Gestaltung und die Veränderung des Kommentarcharakters betreffen. Gerade im Vergleich zu den oben vorgestellten Beispielen zeigt sich, eine wie große Rolle in diesem Fall zusätzliche Visualisierungen spielen. Ins Auge fällt

sogleich die Nutzung typografischer Oppositionen: Variation der Schriftgröße (vom Zeitungstitel über den Aufmacher bis zum Haupttext), der Schriftart (Fraktur vs. Antiqua¹²), der Schriftstärke (fett vs. normal), der Laufweite (Sperrung vs. Normalabstand). Als Blickfang fungiert eine großformatige Karikatur. Sie bezieht sich auf den ersten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl im März 1932: Zwei Politiker, mit der Aufschrift ihrer Kopfbedeckung („Centrum“, „Sozi-Bonzen“) erkennbar als Repräsentanten des Zentrums und der Sozialdemokraten, sind damit beschäftigt, eine weinende Person, die offensichtlich das „Judentum“ darstellen soll, zu trösten. Im Hintergrund ist ein Wahlplakat für Hindenburg zu sehen.¹³ Das Resultat ist ein ausgesprochen bewegtes Textlayout, wie man es von Boulevardblättern gewohnt ist, und man könnte angesichts der Kombination von Sprache, Bild und Typografie bereits von einer multimodalen Textbildung sprechen (vgl. Ventola 2005).

Der Text „Die Judenfront“ beginnt mit allgemeinen rassistischen Feststellungen, die keinerlei aktuellen Bezug erkennen lassen: „Die Juden sind ein rassefremdes, eingewandertes Volk. Sie haben mit uns Deutschen nichts gemein.“ Den verunglimpfenden Äußerungen ist der gesamte erste Abschnitt gewidmet, aus der Sicht des Textautors wichtige Begriffe sind durch Sperrsatz hervorgehoben („Schmarotzer“, „Blutsauger“, „Schacher“, „Wucher“, „Spekulation“, „Ausbeutung“), die Aussagen gipfeln in dem Satz: „In Deutschland ist der Jude der Hauptschuldige an all dem Furchtbaren, von dem das deutsche Volk heimgesucht wurde.“ Die gesamte Argumentation ist ohne Frage eine Scheinargumentation. Der typisierende Singular „der Jude“ durchzieht den gesamten nachfolgenden Text und eröffnet, in Verbindung mit einer markanten Anaphern-Abfolge („Der Jude weiß, ... Er weiß, daß ... Er weiß, daß ... Das alles weiß der Jude.“) eine ganze Serie feindseliger Zuschreibungen.¹⁴ Mit dem Satz „Der Jude weiß, daß seine Macht zu Ende ist, wenn Hitler regiert“ wird endlich der Bezug zu einem aktuellen Sachverhalt, den Präsidentschaftswahlen, hergestellt. Und hier zeigt

¹² Die Antiqua-Schrift bleibt in (5), vom Herausgeber-Namen abgesehen, der Wiedergabe des Zitats „Die Juden sind unser Unglück!“ vorbehalten; es geht auf Heinrich von Treitschke zurück, einen antisemitischen Historiker des 19. Jahrhunderts. Der Schriftzug erscheint in jeder Ausgabe in gleicher Form und an gleicher Stelle.

¹³ Die Bildüberschrift lautet: „Untergangs G.m.b.H.“; in der Legende heißt es, auf die vermeintlichen Ängste der jüdischen Bevölkerung anspielend: „Huh, Huh, ob mer unsere Stimmen für O Papa Hindenburg noch mal voll kriegen is fraglich, aber eins weiß ich bestimmt, die Hosen, die hab ich schon voll“.

¹⁴ Die Funktion des typisierenden Singulars, bestimmte Gruppenvorurteile zu signalisieren, betont auch von Polenz (1985: 149).

sich nicht zuletzt auch das Zusammenspiel von Bild und Text: Die sprachlichen Ausführungen sorgen für eine genauere Einordnung der Bildinformation, der Karikatur, sie verhindern, zusammen mit der Legende, potenzielle Missverständnisse der Bildinformation. Und letztere sorgt umgekehrt für eine Konkretisierung der Textinformation, für eine bildhafte Darstellung der gemeinten politischen Abhängigkeiten:

Ohne sprachliche Steuerungen gehen Bild-Analysen leicht ins Leere. Bewusst eingesetzt unterstützen sie eine Aussageabsicht des Textes, zu dem sie in Beziehung stehen, in den sie eingebunden sind. Dabei interagieren die beiden Medien insofern, als sie dabei Hypothesen aufbauen, die sich gegenseitig stützen und dadurch eine Aussageabsicht eines Textes verstärken.“ (Eroms 2002: 215)

Diese Verschränkung von Text und Bild wird in (5) gezielt genutzt, um einerseits ein Gefühl der Stärke und der Überlegenheit zu verbreiten und andererseits die Polarisierung, die Abgrenzung von der sog. „Judenfront“ zu bestärken – zumindest bei dem Teil der Leserschaft, der bereit ist, sich auf eine solche Betrachtungsebene einzulassen.

Eine deutlich andere Vorgehensweise dokumentiert das Kommentarbeispiel (6), bei dem abschließend noch ausführlicher die Argumentationsstruktur in den Blick kommen soll.

Eine formale Anmerkung vorweg: Anders als in den Belegen (2) bis (5) wird nun die Textsortenzugehörigkeit explizit markiert; außerdem weisen die Platzierung am rechten Rand der Titelseite und die namentliche Kennzeichnung mehr oder weniger eindeutig darauf hin, dass der Beitrag meinungsbetonter Art sein dürfte.

In der Literatur wurde verschiedentlich festgestellt, dass nicht nur politische Reden, sondern auch journalistische Kommentare in ihrem Aufbau häufig auf Komponenten des Dispositionsschemas der klassischen Rhetorik zurückgreifen. Offensichtlich entspricht das Muster in großen Teilen dem im Kommentar anstehenden Aufgabenprofil, wie sich ebenfalls am Belegtext (6) demonstrieren lässt.

Eine erste Aufgabe besteht darin, die Aufmerksamkeit des Lesers zu gewinnen und Interesse für die Lektüre des Beitrags zu wecken. Von daher zeichnet sich die Einleitung von Kommentaren, das *Exordium*, vielfach durch auffällige oder originelle, also leserwerbende Formulierungen aus. In (6) ist es vor allem die referentielle Unbestimmtheit, die als Möglichkeit der Spannungs- und Aufmerksamkeitserzeugung fungiert: So weiß der Leser zunächst nicht, worauf sich in der Überschrift ‚Sie‘ und ‚es‘ beziehen; auch der folgende Satz „Es ist mittlerweile ein Reflex“ (Z.05) führt das Verfahren fort. Der Kommentator greift hier auf das auch in literarischen Texten häufig anzutreffende Mittel der „suspendierten Verweisung“¹⁵ zurück: Um zu erfahren, worum es im Text letztlich

(6)

KOMMENTAR

ULF POSCHARDT

Sie haben es sich verdient

05 **E**s ist mittlerweile ein Reflex. Je-
des Symptom, das auf das Aus-
einanderdriften der Lebensver-
hältnisse in Deutschland hinweist, ruft
eine scharfe Gegenreaktion hervor. Die
10 Nachricht, dass VW-Konzernvorstand
Martin Winterkorn, Chef von über
500.000 Mitarbeitern, seinen berufli-
chen Erfolg mit einem Jahresgehalt
von 17,5 Millionen Euro vergütet be-
15 kommt, dürfte Wasser auf die Mühlen
jener Demagogen sein, die in solchen
Summen eine Entartung des Kapitalis-
mus vermuten. Wie sehr die egalitäre
Kampfrhetorik auch die Bürgerlich-
20 Konservativen infiziert hat, bewies
Bundestagspräsident Norbert Lammert
kürzlich, als er eine Erhöhung des Spit-
zensteuersatzes herbeiwettern wollte.
Er forderte dies weniger aus Gründen
25 der Haushaltsrason denn als Mittel des
sozialen Ausgleichs. Lammert, der sich
für einen der wegweisenden Denker
der Republik hält, versucht damit das
Gespenst der Ungleichheit zu vertrei-
30 ben, von dem die Deutschen stets
fürchten, dass es sie (in Kombination
mit einer Inflation) zurück in Unruhen
der Weimarer Republik stürzt.

(DIE WELT 13.3.2012)

Dieses Misstrauen in die gesell-
35 schaftliche Stabilität verblüfft. Die
Bundesrepublik hat ihre Anfänge als
normierte Mittelschichtgesellschaft
verlassen und wird vielschichtiger, oh-
ne auseinanderzubrechen. Nur eine
40 Minderheit der Deutschen kann nach-
vollziehen, dass das Gehalt des VW-
Chefs eine Belohnung für den 2011 er-
wirtschafteten Rekordgewinn von 16
Milliarden Euro darstellt. Der rheini-
45 sche Kapitalismus mit seiner Idee der
Sozialpartnerschaft wird durch die
Größenordnung von Unternehmen,
von Gewinnen wie schließlich auch
von Vorstandsgehältern auf eine Probe
50 gestellt. Geschickt hat der Wolfsburger
Konzern deshalb auch Rekordboni für
die Arbeiter und Angestellten von VW,
Audi und Porsche ausgezahlt. Der
Geldsegen sollte verdeutlichen, dass
55 dieser Erfolg allen gehört und alle da-
von profitieren, wenn die Verantwor-
tungsspitzen exzellente Arbeit leisten.

Den Umverteilungsfreunden in allen
Parteien wird dies nicht ihren Reso-
nanzboden rauben, aber ihren Furor
60 doch spürbar bremsen. Der Erfolg der
deutschen Wirtschaft hat mit dem Au-
genmaß für die Belastungen auch der
Spitzenverdiener zu tun. Um neben
Ländern wie der Schweiz oder den
65 USA zu bestehen, müssten im „war of
talents“ die Steuern eher gesenkt wer-
den. Doch davon mag im Augenblick
kaum jemand sprechen.

70 Die FDP jedenfalls wagt es nicht –
und hätte doch weiterhin recht damit.
Gerade wenn in Frankreich ein Sozial-
list mit einer Spitzensteuersatz-Fanta-
sie von 75 Prozent zum Präsidenten ge-
75 wählt werden sollte. Sein Sieg wäre
eine Empfehlung für die verheißungs-
vollsten Unternehmer, nach Deutsch-
land umzusiedeln, um dort ihren Er-
folg genießen zu dürfen.

ulf.poschardt@welt.de

geht, ist eine Fortsetzung der Lektüre erforderlich (man vergleiche dagegen den rein informationsbetonten Lead-Stil in (3) oder (4)). Erst ab Z.09 wird klar, dass der zentrale Sachverhalt ein Problem betrifft, das mit der Höhe von Managergehältern zu tun hat, und zwar am Beispiel der 17,5 Millionen Euro für den Vorstand eines Autoherstellers. Die diesbezügliche Passage, die strenggenommen nur die Zeilen 09 bis 15 umfasst, könnte man als die *Narratio* betrachten. Die anschließenden Ausführungen (ab Z.15) sind schwieriger einzuordnen. Einerseits tragen sie zur Sachverhaltsdarstellung bei, wären insofern eine Fortsetzung der *Narratio*, andererseits sind die Aussagen stark von der Position des Kommentators geprägt, so dass man in diesem Fall eher von einem Teil der *Refutatio*, der Widerlegung der Gegenseite, des Opponenten, sprechen möchte. Bezeichnend sind dabei die vielen eingebetteten Bewertungen in Form von präzisierenden Bezeichnungen, Verben mit Einstellungskundgaben oder von entsprechenden Zusätzen:

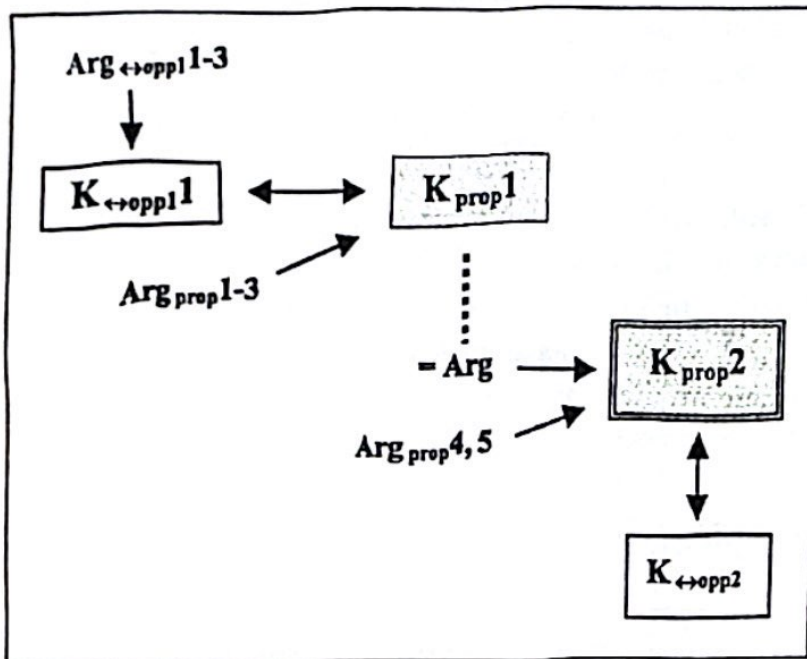
- „Wasser auf die Mühlen jener Demagogen“, „Entartung des Kapitalismus“, „egalitäre Kampfrhetorik“, „Gespenst der Ungleichheit“, „Unruhen der Weimarer Republik“,
- „infiziert“, „herbeiwettern“,
- „der sich für einen wegweisenden Denker der Republik hält“.

Die Fakten-Basis wird also nur sehr selektiv und ganz im Sinne des mit dem Gesamttext verbundenen persuasiven Ziels vermittelt. Den eigentlichen Kern eines Kommentars bildet im Rahmen der *Argumentatio* die Entfaltung der eigenen Position, die *Probatio* (ab Z.34). Allerdings ist die Darlegung der Argumente und Schlussfolgerungen des Proponenten wiederum mit der Bearbeitung von Argumenten der Gegenseite verwoben – auch dies eine Möglichkeit, das *taedium* einer zu schematischen Textgestaltung zu vermeiden. Die Beweisführung mündet normalerweise in einer Konklusion, der *Peroratio*; in (6) kommt diese in Z.66-68 explizit zur Sprache.

Das Hauptziel eines Kommentars besteht, wie eingangs erläutert, in der Regel darin, beim Rezipienten die Anerkennung der Gültigkeit einer These oder Konklusion zu erreichen, so wie sie in der *Peroratio* formuliert wurde. Dazu muss der betreffende Beitrag vor allem den Bedingungen für Verständlichkeit und Akzeptierbarkeit gerecht werden. Der Textproduzent sieht sich somit genötigt, gleichsam antizipatorisch Hindernissen zu begegnen, die den Erfolg seines Textes

¹⁵ Vgl. besonders Rück (1982), der mehrere *medias-in-res*-Techniken unterscheidet; eine Anwendung auf Kommentare nimmt Drewnowska-Vargáné (2004) vor. Zu weiteren leserwerbenden Verfahren in Überschriften vgl. u.a. De Knop (1987), Mac (2012).

gefährden könnten. Die Komponenten des rhetorischen Dispositionsschemas liefern hierfür nur einen allgemeinen Rahmen, mehr nicht, entscheidend ist jeweils die konkrete Ausführung.



Unter diesem Gesichtspunkt kommt bereits der sprachlichen Realisierung von Exordium und Narratio eine wichtige Funktion zu: Neben der Sicherung des Lektüreinteresses geht es von Beginn an auch um die Steuerung von Einschätzungen, Emotionen und Meinungen. So ist die einleitende Sachverhaltsdarstellung nicht nur der Ort der Vermittlung und Erklärung eines Textgegenstandes, sondern meist ebenso der Ausgangspunkt für die Anbahnung einer bestimmten Sehweise. Die zahlreichen eingebetteten Bewertungen in (6), Z.15ff. belegen dies hinreichend: Der Leser wird sogleich mit einem eindeutigen und äußerst polemischen Vokabular versorgt, die einzelnen Aussagen – überwiegend nach dem Muster MITT (s, eval{-} (s, p)) gebildet – geben eine klare Richtung vor; sie zeigen, was von den Opponenten und deren Position zu halten ist. Daher laufen die von dieser Seite angeführten Gründe („der Kapitalismus ist entartet“, „der Spitzensteuersatz ist zu niedrig“, „die Ungleichheit ist politisch gefährlich“) und die Schlussfolgerung $K_{\leftrightarrow\text{opp}1}$ („die Höhe der Managergehälter ist abzulehnen“) argumentativ gleichsam ins Leere (vgl. den Doppelpfeil in der schematischen Darstellung).

Die gegensätzliche Position des Proponenten ($K_{\text{prop}1}$) wird ebenso klar benannt (Z.34f.). Formal richtet sie sich zwar nur gegen ein Argument des Opponenten, sie setzt jedoch auch dessen Konklusion außer Kraft; gestützt wird sie wiederum durch drei Argumente („die politische Situation ist stabil“, „die Bonuszahlungen sind berechtigt“, „alle profitieren“). Diese Sequenz fungiert nun insgesamt als

Begründung für eine neue, übergeordnete These des Proponenten (K_{prop2}), nämlich dass angesichts des allgemeinen „war of talents“ (Arg_{prop4}) Steuersenkungen notwendig seien und ebenfalls für Spitzenverdiener die Belastungen niedrig gehalten werden müssten (Arg_{prop5}). Ob diese Argumentationskette für alle Leser nachvollziehbar ist, sei dahingestellt; dies umso mehr, als ab Z.72 noch eine zweite Opponenten-Position eingeführt wird: die Forderung des seinerzeitigen französischen Präsidentschaftskandidaten François Hollande, die Steuerabgaben für Spitzenverdiener drastisch zu erhöhen ($K_{\leftrightarrow opp2}$).

An Beispieltexten wie (6) wird plausibel, dass sich mit der Herausbildung der Textsorte ‚Kommentar‘ zumindest auch einige graduelle Veränderungen vollzogen haben. Die Kennzeichnung als ‚meinungsorientiert‘ erfolgt explizit durch spezielle Präsignale, oft unterstützt durch typografische Mittel. Die Voranstellung eines Lead ist nicht mehr üblich, die Sachverhaltsdarstellung wird ebenfalls stilistisch in den Text integriert und auf die übergeordnete werbende Intentionalität abgestimmt. Maßnahmen, die den Lektüeranreiz fördern, spielen eine nicht unerhebliche Rolle. Um die Realisierung persuasiver Ziele zu optimieren, werden verschiedene sprachliche, rhetorische und argumentative Aktivitäten unternommen.¹⁶ Als zusätzlich unterhaltsam mag die Lächerlichmachung oder Ironisierung gegnerischer Positionen in Betracht kommen. Und unter dem Gesichtspunkt der Mehrfachadressierung können bestimmte Verfahren sowohl als ernstgemeint wie auch als spöttisch-provokativ verstanden werden – damit mag es im Falle des Kommentars „Sie haben es sich verdient“ sogar eine besondere Bewandnis haben.

4. Ausblick

Die Entwicklung des journalistischen Kommentars findet ihre Fortsetzung in der Online-Zeitung (vgl. Ventola 2005, Szwed 2012). In den letzten beiden Jahrzehnten ist die Tagespresse in dieser Hinsicht einem großen Wandel unterworfen gewesen, und die Nutzung des World Wide Web hat nicht nur auf der Produzenten-, sondern auch auf der Rezipientenseite tiefgreifende Veränderungen zur Folge gehabt.

¹⁶ Zur Vertiefung dieses hier nicht näher ausgeführten Aspekts sei auf verschiedene Beiträge in Lenk/Chesterman (2005), Lüger/Lenk (2008), Lenk/Vesalainen (2012) verwiesen. Weiterführende Literatur findet sich darüber hinaus unter dem Internetportal www.kontrastive-medienlinguistik.net.

Kommentare spielen in Online-Publikationen normalerweise keine herausragende Rolle, aber verschwunden sind sie deswegen nicht. In der Welt des Hypertexts muss der Leser selbst eine Orientierung in dem schier unbegrenzten Informationsangebot finden, ihm stehen dabei über Links und andere Schaltflächen praktisch unzählige Verzweigungs- und Vertiefungsmöglichkeiten zur Verfügung. Das Linearitäts-Prinzip ist weitgehend aufgehoben, der Nutzer sucht sich seinen Weg selbst:

Der Rezeptionspfad ist somit nicht vorgegeben und nicht vorhersehbar, da die Informationseinheiten auf Module verteilt sind, die durch sogenannte Hyperlinks miteinander verknüpft sind. Der Hypertextnutzer kann selbst entscheiden, welche Module er in welcher Reihenfolge abrufen möchte. (Szwed 2012: 303)

Eine bemerkenswerte Neuerung dürfte schließlich mit dem Aspekt der Interaktivität verbunden sein. Der Leser hat in der Regel die Möglichkeit, unter einer Rubrik wie „Nachricht an die Redaktion“ direkt eigene Stellungnahmen abzugeben, auf die dann wieder neu reagiert werden kann. Andererseits bleibt jedoch festzuhalten, dass Online-Kommentare sich sowohl im Textaufbau als auch in der Sprachgestaltung nicht deutlich von ihrer Print-Version unterscheiden. Dies dürfte insgesamt für ein gewisses Beharrungsvermögen wesentlicher textsortenspezifischer Merkmale sprechen. Obgleich heute eine mehrkanalige und modular präsentierte Informationsgebung vorherrscht, hat dies den journalistischen Kommentar bisher nicht radikal verändert.

Literatur

- Adam, Jean-Michel 1997: Unités rédactionnelles et genres discursifs: Cadre général pour une approche de la presse écrite. In: *Pratiques* 94, 3-18.
- Bucher, Hans-Jürgen 1998: Vom Textdesign zum Hypertext. In: Holly/Biere (Hg.), 63-102.
- Burger, Harald 2005: *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. Berlin.
- De Knop, Sabine 1987: *Metaphorische Komposita in Zeitungüberschriften*. Tübingen.
- Dieckmann, Walther 1985: Konkurrierender Sprachgebrauch in Redeerwähnungen der Presseberichterstattung. In: *Wirkendes Wort* 35, 309-328.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa 2004: Zur Funktion der Metaphern als ‚suspendierte Verweisungen‘ in der Textsorte Zeitungskommentar. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 8, 5-22.
- Eroms, Hans-Werner 2002: Text-Bild-Einbindungen in Printmedien. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest, Bonn, 205-223.
- Giessen, Hans W. 2012: *Publizieren: Texte, Bilder, Filme, Multimedia*. Landau.
- Habermas, Jürgen 1971/1962: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied.
- Häusermann, Jürg 2005: *Journalistisches Texten. Sprachliche Grundlagen für professionelles Informieren*. Konstanz.

- Hauser, Stefan 2008: Beobachtungen zur Redewiedergabe in der Tagespresse. Eine kontrastive Analyse. In: Lüger/Lenk (Hg.), 271-285.
- Hoffmann, Michael 2008: Wenn die Zeichen auf Frohsinn stehen ... Infotainment-Analysen am Beispiel des James-Bond-Diskurses. In: Lüger/Lenk (Hg.), 55-77.
- Holly, Werner/Biere, Bernd Ulrich (Hg.) 1998: Medien im Wandel. Opladen.
- Lane, Philippe 1992: *La périphérie du texte*. Paris.
- Lenk, Hartmut E.H. 1998: Die Textsorte ‚Pressekommentar‘ in konventionellen Tageszeitungen aus der Deutschschweiz. In: *Der Ginkgo-Baum* 16, 127-153.
- Lenk, Hartmut E.H. 2008: „... moniert die Neue Presse“ – Verben und Wendungen der Zitateinbettung in Presseschauen, In: *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* 47, 93-114.
- Lenk, Hartmut E.H. 2012: Methodologische Probleme des Textsortenvergleichs am Beispiel des Kommentars. In: *Tekst i dyskurs – Text und Diskurs* 5, 155-171.
- Lenk, Hartmut E.H./Chesterman, Andrew (Hg.) 2005: *Presstextsorten im Vergleich – Contrasting Text Types in the Press*. Hildesheim.
- Lenk, Hartmut E.H./Vesalainen, Marjo 2012: Der Kommentar als persuasiver Text. In: Lenk/Vesalainen (Hg.), 7-32.
- Lenk, Hartmut E.H./Vesalainen, Marjo (Hg.) 2012: *Persuasionsstile in Europa. Methodologie und Empirie kontrastiver Untersuchungen zur Textsorte Kommentar*. Hildesheim.
- Lüger, Heinz-Helmut 2012. *Persuasion als medienlinguistisches Phänomen*. In: Lenk/Vesalainen (Hg.), 63-92.
- Lüger, Heinz-Helmut/Lenk, Hartmut E.H. (Hg.) 2008: *Kontrastive Medienlinguistik*. Landau.
- Mac, Agnieszka 2012: Bewertungsmittel in deutschen und polnischen Kommentarüberschriften aus kontrastiverer Sicht. In: Lenk/Vesalainen (Hg.), 323-348.
- Motsch, Wolfgang 1987: Zur Illokutionsstruktur von Feststellungstexten. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 40, 45-67.
- von Polenz, Peter 1985: *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin.
- Püschel, Ulrich 1998: Die Unterhaltsamkeit der Zeitung – Wesensmerkmal oder Schönheitsfehler? In: Holly/Biere (Hg.), 35-47.
- Rück, Heribert 1982: Textsyntaktische Unbestimmtheit und ihre Bedeutung für das Leseverhalten. In: *Kodikas/Code* 4/5, 39-50.
- Schröder, Thomas 1995: *Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl*. Tübingen.
- Stefani-Meyer, Georgette 2005: Der Paratext der gedruckten Tageszeitung. In: Lenk/Chesterman (Hg.), 303-322.
- Szwed, Iwona 2012: Persuasive Kommunikation im polnischen und deutschen Wirtschaftskommentar der Online-Presse. In: Lenk/Vesalainen (Hg.), 293-321.
- Ventola, Eija 2005: Multimodality, multimediality and multiliteracy: a new era for the press and using the press. In: Lenk/Chesterman (Hg.), 351-387.
- Wen, Renbai 2001: *Textstruktur des Zeitungskommentars*. Bern.

Kristina Bieber (Dresden)

**Gesellschaftliche Theatralität
in den Romanen Theodor Fontanes.
Eine exemplarische Re-Lektüre¹**

Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück und folge jeder Scene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parquetplatz No. 23 aus. Alles spielt dabei mit, alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Aeußerlichste.²

Zwanzig Jahre lang sah Fontane regelmäßig die Stücke des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, um sie anschließend für die „Vossische Zeitung“ kritisch zu besprechen.³ Dass diese Tätigkeit nicht unbedeutend für sein Schaffen als Romanautor und seinen damit einhergehenden Altersstil geblieben ist, zumal sie in die Zeit der Entstehung seiner eigentlich realistischen Werke fällt,⁴ wurde schon erkannt. Die vorliegenden Arbeiten hierzu fokussieren jedoch vornehmlich darauf, einerseits die textinterne soziale Relevanz von Theateraufführungen und andererseits intertextuelle Bezüge zu Theaterstücken bzw. stilistische und ästhetische Ähnlichkeiten mit verschiedenen Theatergenres in Fontanes Romanen

¹ Dieser Aufsatz basiert auf einem Kapitel meiner unveröffentlichten Magisterarbeit: „So vieles im Leben ist ohnehin nur Komödienspiel...“ Gesellschaftliche Theatralität im Werk Theodor Fontanes. [2012]

² Fontane, Theodor: Briefe an Georg Friedlaender. Hg. und erl. v. Kurt Schreinert. Heidelberg 1954, S. 40 [Brief vom 5. Juli 1886].

³ Vgl. etwa Schlenther, Paul: „Der Herr hat heute Kritik“. Theodor Fontane als Theaterkritiker. In: „Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst“. Erinnerungen an Theodor Fontane. Hg. v. Wolfgang Rasch und Christine Hehle. Berlin: Aufbau-Verlag, 2003, S. 94–98.

⁴ Zum frühen und späten Realismus Fontanes vgl. Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. 3. Aufl. Stuttgart/Weimar 1994, S. 463–475.

herauszustellen.⁵ Lediglich Gerhard Neumann und Gabriele Brandstetter wählen gemeinsam eine andere Zugangsweise,⁶ indem sie von einer sozial beglaubigenden Funktion einer Theatralität in Fontanes Romanen ausgehen und damit den Weg für eine weiterreichende Integration des Theaters bzw. Theaterspielens in das Verständnis von Fontanes Realismus und seiner Figurenkonzeption bahnen, die bisher vernachlässigt wurde.

Von der eingangs angeführten Aussage Fontanes ausgehend lässt sich das bereits umfangreich interdisziplinär erforschte und etablierte Konzept der Theatralität⁷ für das Verständnis von Fontanes späten Romanen, das ich hier nahelegen will, fruchtbar machen. Fontane verleiht dem Gesellschaftlichen einen theatralen Charakter, indem er es über seine Beobachterperspektive mit einem Theaterstück vergleicht. Ebenso ist der kanadische Soziologe Erving Goffman vorgegangen,⁸ um die vielfach bedingten Rollenspiele des Einzelnen auf den ihm vorgegebenen gesellschaftlichen Bühnen zu durchleuchten, und hat sich so in

⁵ Dazu zählen Subiotto, Frances M.: Aspects of the theatre in Fontane's novels. In: Forum for Modern Language Studies 6 (1970), S. 149–168; Müller-Kampel, Beatrice: Theater-Leben. Theater und Schauspiel in der Erzählprosa Theodor Fontanes. Frankfurt a.M. 1989; Grevel, Liselotte: Fontane und die Theaterkritik. In: Fontane-Blätter 6 (1985), H. 2, S. 175–199; Scheffel, Michael: Drama und Theater im Erzählwerk Theodor Fontanes. In: Aspekte des politischen Theaters und Dramas von Calderón bis Georg Seidel. Deutsch-französische Perspektiven. Hg. v. Horst Türk und Jean-Marie Valentin in Verbindung mit Peter Langemeyer. Bern u.a. 1996 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongreßberichte 40), S. 201–227, bes. S. 201–202.

⁶ Vgl. Brandstetter, Gabriele/Neumann, Gerhard: „Le laid c'est le beau“. Liebesdiskurs und Geschlechterrolle in Fontanes Roman „Schach von Wuthenow“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72 (1998), H. 2, 243–267, bes. S. 250–251. Brandstetter und Neumann beschränken sich auf eine semiologische Zugangsweise.

⁷ Einen Abriss zur umfassenden Theatralitätsforschung in Deutschland seit den 1990er Jahren gibt Fischer-Lichte, Erika: Vom Theater als Paradigma der Moderne zu den Kulturen des Performativen. Ein Stück Wissenschaftsgeschichte. In: Theater als Paradigma der Moderne? Positionen zwischen historischer Avantgarde und Medienzeitalter. Hg. v. Christopher Balme, ders. und Stephan Grätzel unter Mitarbeit von Ralf Rüttig und Conrad Solloch. Tübingen/Basel: Francke, 2003 (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 28), S. 15–32.

⁸ Gemeint ist hier sein Hauptwerk: Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. München/Zürich: Piper, 2008. [Erstausgabe in englischer Sprache 1959]

die Linie eines weit gefassten, anthropologisch orientierten Theatralitätskonzeptes eingeschrieben. Versteht man Theatralität auf diese Weise, also als eine dem Menschen innewohnende Anlage, theatral zu (inter)agieren und damit Gesellschaft sowie Kultur zu generieren, ist sie, freilich in je unterschiedlicher Ausprägung, auf alle Kulturen, Epochen und Künste, anwendbar. Goffmans soziologische Ausarbeitung, die eine solche anthropologisch verankerte Theatralität umsichtig transparent macht, bietet demnach eine geeignete Grundlage zur Interpretation der späten Romane Fontanes.⁹ Anhand der Parallelführung von Fontanes und Goffmans Betrachtung der Gesellschaft als Theater und des Verhaltens der diese Gesellschaft konstituierenden Individuen als Rollenspiel, gehe ich davon aus, dass Fontanes späte Romane eine zeitspezifische „gesellschaftliche Theatralität“ aufdecken und problematisieren.¹⁰ Fontanes Blick auf Gesellschaft und Individuum bleibt dadurch nicht mehr nur der eines „verhinderter[n]

⁹ Das scheint vor allem für die Romane gewinnbringend zu sein, die den preußischen Adel in den Blick nehmen, der durch seine Repräsentationsfunktion spezifische, detaillierte Rollenmuster und –traditionen ausgebildet hat.

¹⁰ In Bezug auf Fontane lässt sich natürlich nicht von einem soziologischen Blick auf die theatrale Gesellschaft sprechen, sondern vielmehr von einem zeitkritischen, der gleichzeitig von ‚künstlerischem Interesse‘ geleitet ist. Ergänzt man dementsprechend die bisher herausgearbeitete Zugangsweise über ein weit gefasstes anthropologisches Theatralitätskonzept um eine solche über ein enger gefasstes Theatralitätskonzept, das sowohl einer anthropologischen als auch einer ästhetischen Komponente Rechnung trägt, wird eine doppelte Theatralisierung in Fontanes Werk sichtbar, die seine Sozialkritik unterstreicht. Dadurch, dass Fontane im Medium der Literatur bewusst gesellschaftliche Theatralität vorführt, werden seine späten Romane nicht lediglich zu „narrativen Inszenierungen“, die „– wie im Theater – die Beobachtungsperspektive verdoppeln“ und den „Leserblick auf theatrale Phänomene wie Wahrnehmungsvorgänge, Beobachterebenen, auf das Ausstellen von (Sprach-)Zeichen und Körper (-sprache)“ lenken, sondern sie konfrontieren den Leser mit den gesellschaftlichen Rollen des preußischen Adels im ausgehenden 19. Jahrhundert selbst, die dieser über die distanzschaffende Lektüre kritisch betrachten kann. Zur literaturwissenschaftlichen Operationalisierung von Theatralität vgl. Bosse, Anke: Theatralität als literaturwissenschaftliche Kategorie. In: *Germanistische Mitteilungen* 67 (2008), S. 17–32, Zitate S. 32 und S. 24f.; vgl. außerdem Bosse, Anke: Die Macht der Theatralität in Thomas Bernhards Prosa. In: *Germanistische Mitteilungen* 60/61 (2005), S. 89–103; Huber, Martin: Der Text als Bühne. *Theatrales Erzählen um 1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003; Neumann, Gerhard: Einleitung. In: *Szenographien. Theatralität als Kategorie der Literaturwissenschaft*. Hg. v. dems., Caroline Pross und Gerald Wildgruber. Freiburg/Br.: Rombach 2000, S. 10–32.

Dramatiker[s]¹¹, der zudem die Kenntnis entsprechender Theaterstücke in seine Romane einfließen lässt.

Die kulturanthropologische Zugangsweise, die hier vorgeschlagen wird, soll das, was man gemeinhin unter Fontanes „spätem Stil“ versteht,¹² nicht negieren, sondern vielmehr erweitern, indem sie auf eine notwendige Re-Lektüre der Fontaneschen Spätwerke aufmerksam macht, die jede (Detail- und Figuren-) Interpretation vor dem Hintergrund des jeweiligen aktuellen Rollenspiels des individuell geprägten Darstellers zu sehen verlangt und vor einer eindimensionalen Festlegung in der Analyse warnt, gegen die sich die Romane Fontanes eben durch die sie kennzeichnende bewegliche Struktur sozialer Formierungen sträuben.¹³ Aufgrund der Verwendung eingängiger, fast selbsterklärender Begrifflichkeiten in Goffmans Werk verzichte ich darauf, die Definitionen seines Vokabulars

¹¹ Müller-Kampel (1989), S. 11.

¹² Das Rollenspiel in Fontanes Romanen ist vor allem gekennzeichnet durch ein kompliziertes Ineinander von Menschlichkeit und Gesellschaftlichkeit, von Individualität und Ritualität, eingebettet in die historischen und sozialen Voraussetzungen preußischer Dekadenz, und entwickelt so jenes kritische Potential, welches Fontanes „soziale Romankunst“ [so im treffenden Titel der Monographie von Müller-Seidel (1994)] auszeichnet. Zu diesen Aspekten in Fontanes späten Romanen vgl. bes. Wölfel, Kurt: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch“. Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 82 (1963), S. 152–171; Swales, Martin: Möglichkeiten und Grenzen des Fontaneschen Realismus. In: Theodor Fontane. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. 2. Aufl. München 1999 (Text + Kritik, Sonderband), S. 75–87; Brandstetter/Neumann (1998), hier S. 246–247; Speirs, Ronald: Fontane und die Dekadenz. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit einem Vorwort von Otfried Keiler. Berlin 1987 (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek 6), S. 134–148.

¹³ Hinsichtlich des hier besprochenen Textes „Schach von Wuthenow“ sind es vor allem Bontrup, Pfeiffer und Schwan, die die vielschichtige soziale Bedingtheit Schachs und den Rollenkampf, dem sich dieser aussetzt, nivellieren, indem sie, Schach als lebendig tot betrachtend, von einer ausschließlich ästhetischen Motivierung seiner Handlungen ausgehen. Vgl. Bontrup, Hiltrud: „...auch nur ein Bild“. Krankheit und Tod in ausgewählten Texten Theodor Fontanes. Hamburg/Berlin 2000 (Argument, Sonderband N.F 276), S. 62–72 und S. 81–91; Pfeiffer, Peter C.: Tod, Entstellung, Hässlichkeit: Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113 (1994), S. 264–276; Schwan, Werner: Die Zwiesprache mit Bildern und Denkmalen bei Theodor Fontane. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F 26 (1985), S. 151–183, bes. S. 170–171.

voranzustellen. Es erscheint stattdessen sinnvoller, dies auf die entsprechenden Stellen im Text – direkt oder anmerkend – zu verlegen.

Die textnahe Re-Lektüre der Fontaneschen realistischen Werke aus Goffmanscher Perspektive wird hier exemplarisch am Roman „Schach von Wuthenow“¹⁴, der schon als theatralisches Werk bezüglich seines dramatischen Aufbaus, seiner beschränkten Personenanzahl und der überwiegend im Innenraum stattfindenden Handlung untersucht wurde,¹⁵ vorgestellt. Vor allem Goffmans Ausführungen zur Unterscheidung zwischen *Vorderbühne*¹⁶ und *Hinterbühne*¹⁷ sowie zwischen aufrichtiger und unaufrichtiger Darstellung bieten eine geeignete Folie zur Aufschlüsselung des Kernkonfliktes in Fontanes „Schach von Wuthenow“. Da hier jene Rollen, die sich nicht auf eine aufrichtige bzw. unaufrichtige Darstellung festlegen lassen, das entscheidende Konfliktpotential in sich tragen, muss den Hinweisen auf *Ausdruckskontrolle*¹⁸, die eine unaufrichtige Darstellung enttarnen, besondere Aufmerksamkeit zukommen. Außerdem müssen unwillkürliche Reaktionen, die aufrichtige Darstellungen kennzeichnen, gleichfalls aber unaufrichtige sichtbar machen, genauer betrachtet werden.¹⁹

¹⁴ „Schach von Wuthenow“ gilt als historischer Roman, stellt aber gleichzeitig den Übergang zu Fontanes typischen Zeitromanen dar. Vgl. Müller-Seidel (1994), S. 149.

¹⁵ Vgl. Osborne, John: Schach von Wuthenow. „Das rein Äußerliche bedeutet immer viel...“. In: Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane. Hg. v. Christian Grawe. Stuttgart 1991, S. 92–112, bes. S. 93; zum Aufbau vgl. Demetz, Peter: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. München 1964 (Literatur als Kunst), S. 155–156.

¹⁶ Die „Vorderbühne“ ist die „Region, in der die Vorstellung stattfindet“. Goffman (2008), S. 100. Auf der Vorderbühne gelten Regeln des Anstands und der Höflichkeit. Vgl. ebd.

¹⁷ Die „Hinterbühne“ ist „der zu einer Vorstellung gehörige Ort, an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewusst und selbstverständlich widerlegt wird.“ Ebd. (2008), S. 104.

¹⁸ Der Darsteller muss stets seinen Ausdruck kontrollieren, um seine Rolle fehlerfrei zu spielen. Werden Anzeichen auf Ausdruckskontrolle jedoch sichtbar, enttarnt dies den Darsteller als unaufrichtig, weil er damit zeigt, dass er hier tatsächlich nur *spielt*. Vgl. weiter zur „Ausdruckskontrolle“ ebd. (2008), S. 48–54.

¹⁹ Zu manipulierbarem und weniger leicht manipulierbarem Verhalten vgl. weiter ebd., S. 10–12. Es ist bemerkenswert, wie dezidiert und doch subtil Fontane jegliche Rolleninkongruenz markiert.

Im „Schach von Wuthenow“ spielen die *Darsteller*²⁰ ihre *Rolle*²¹ hauptsächlich auf der Vorderbühne des Salons der Frau von Carayon und betrachten bzw. beurteilen hier gleichzeitig als *Zuschauer*²² das Rollenspiel der anderen. Die personelle Konstanz im Salon der Frau von Carayon und die Tatsache, dass jeder Darsteller gleichzeitig Zuschauer ist, machen es jedem Darsteller auf dieser Vorderbühne möglich, eine perfekte Rolle zu spielen. Da jeder Darsteller nämlich auf ein fehlerfreies Rollenspiel bedacht ist und sein Verhalten somit zwangsläufig auf Beständigkeit ausgerichtet ist, kann der Zuschauer auf dieser kalkulierbaren Grundlage wiederum seine eigene Darstellung perfektionieren.²³ Damit minimiert sich die Wahrscheinlichkeit verbalen und nonverbalen Fehlverhaltens, das durch Unkenntnis des Partners verursacht werden kann. Zwischen den Darstellern dieses Salons besteht eine *Sozialbeziehung*²⁴, da jeder Darsteller vor diesen Zuschauern auch auf anderen Vorderbühnen, etwa bei Prinz Louis oder in Tempelhof, dieselbe Rolle spielt.

Betrachtet man zunächst die Rollen und die Darstellung der Figuren Schach von Wuthenow und Victoire von Carayon näher, lassen sich auf dieser Grundlage ihre Handlungsmotivationen in der Schlüsselszene aufzeigen. Diese erreicht ihren Höhepunkt in einer Neudefinition der Rolle Victoires und im Auslösen eines Kampfes um eine neue, angemessene Rolle Schachs. Der *communis opinio* der Forschung, dass Schach und Victoire die Rolle von Außenseitern übernahmen,²⁵

²⁰ Mit einer „Darstellung“, die mit der Rolle unmittelbar verbunden ist, handelt es sich um die „Gesamtstätigkeit eines bestimmten Teilnehmers [d.i. der Darsteller] an einer bestimmten Situation [...], die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgendeiner Weise zu beeinflussen.“ Ebd., S. 18.

²¹ Unter einer „Rolle“ im Goffmanschen Sinne versteht man ein „vorbestimmte[s] Handlungsmuster, das sich während einer Darstellung entfaltet und auch bei anderen Gelegenheiten vorgeführt oder durchgespielt werden kann“. Ebd., S. 18.

²² Die „Zuschauer“ sind „diejenigen, die die anderen Darstellungen beisteuern.“ Damit ist jeder Teilnehmer also gleichzeitig Darsteller und Zuschauer. Ebd., S. 18.

²³ Zum Rollenspiel unter Bekannten vgl. weiter ebd., S. 5.

²⁴ Zur Sozialbeziehung vgl. weiter ebd., S. 18.

²⁵ So etwa bei Brandstetter/Neumann (1998), S. 249; Kaiser, Gerhard: „Schach von Wuthenow“ oder Die Weihe der Kraft. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 22 (1978), S. 474–495, bes. S. 482; hinsichtlich Victoire auch Bontrup (2000), S. 72–73. Was hier wahrscheinlich kaum beachtet wurde ist, „dass Personen hohen Ranges im Allgemeinen in kleineren Ensembles agieren und zu einem Großteil ihres Tagesablaufs an gesprochenen Darstellungen mitwirken [...]. Je höher man also auf der Statuspyramide steht, desto geringer wird die Zahl der Personen, vor denen man sich familiär geben kann, desto weniger Zeit verbringt man hinter der Bühne“. Goffman

muss an dieser Stelle widersprochen werden. Beide sind aktiv in das Geschehen auf der Bühne involviert, nachdem sie nur zu Beginn des ersten Kapitels mehr oder weniger abwesend vor Ort sind: Schach in der Erwähnung durch Alvensleben und Victoire „unbemerkt am Teetisch“²⁶. Tatsächlich wird hier nur angedeutet, zwischen welchen Personen sich der Hauptkonflikt entspinnen wird, zumal beide nahezu gleichzeitig in die *Interaktion*²⁷ einsteigen. Victoire verlässt den Teetisch, um eine Diskussion mit Bülow zu beginnen, und Schach unterbricht durch sein Eintreten ebendiese Diskussion.

Mit Schach von Wuthenow tritt ein *aufrichtiger Darsteller*²⁸ par excellence auf, der seine *soziale Rolle*²⁹ des preußischen Offiziers aus Überzeugung spielt und an den Eindruck glaubt, den er erzeugt, wodurch er seinem Publikum als „echt“ erscheint. Dementsprechend stellt Alvensleben fest, dass Schach „ein ehrliches Gesicht und keine Maske [trägt].“ „Er spielt nicht nur den Ritterlichen, er *ist* es auch“ (572). In Übereinstimmung mit ihm fügt Nostiz hinzu, dass Schach „immer er selbst [ist], gleichviel, ob er in den Salon tritt, oder vorm Spiegel steht, oder beim Zubettegehn sich seine safranfarbenen Nachhandschuh anzieht“ (573). Er glaubt an den „Staat Friedrichs des Großen“ (560), an ein „starkes und selbstständiges Preußen“ (560) und kann auch nur so als „einer [der] Besten“ (572) des Regiments Gensdarmes, „eines der vornehmsten in Preußen“³⁰, gelten.³¹

(2008), S. 122. „Das Ensemble“ ist die Einheit, der ein einzelner Darsteller angehört und mit der er „gemeinsam eine Rolle aufbau[t].“ Ebd., S. 75. Wenn man also Schach und Victoire in einer Außenseiterrolle sieht, müsste man konsequenterweise auch Frau von Carayon oder Alvensleben so betrachten.

²⁶ Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. In: Theodor Fontane. Werke, Schriften und Briefe. Abteilung I: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. Hg. v. Walter Keitel und Helmuth Nürnberger, Bd. 1, 3., durchges. und im Anhang erw. Aufl. München 1990, S. 555–684, Zitat S. 556. In diesem Kapitel werden Zitate aus diesem Werk nur noch durch Seitenzahlen in Klammern nachgewiesen.

²⁷ „Interaktion“ definiert Goffman als den „wechselseitigen Einfluss von Individuen untereinander auf ihre Handlungen während ihrer unmittelbaren physischen Anwesenheit“. Goffman (2008), S. 18.

²⁸ Zum „aufrichtigen Darsteller“ vgl. weiter ebd., S. 19–23.

²⁹ Die „soziale Rolle“ wird definiert „als die Ausübung von Rechten und Pflichten [...], die mit einem bestimmten Status verknüpft sind“. Ebd., S. 18.

³⁰ Müller-Seidel (1994), S. 132f.

³¹ Seine Prinzipien verteidigt er stets, ob im Salon der Frau von Carayon (558–565) oder während des Diners beim Prinzen (596–600); selbst im Gespräch mit Frau von Carayon in Tempelhof (583).

Indem Schach an seine soziale Rolle glaubt, ist er sich selbst ein Zuschauer und somit existiert für ihn keine Trennung zwischen Hinterbühne und Vorderbühne.³² Die unreflektierte, konsequente Übernahme seiner Rolle ist einerseits sozial bedingt, andererseits charakterlich determiniert. In diese Rolle wurde er durch die vorgegebene Militärtradition sozialisiert, und zudem ist er durch seine durchschnittliche Intelligenz nicht in der Lage, sie in irgendeiner Weise zu hinterfragen oder ihr kritisch gegenüberzustehen. So geht er den scheinbar einfachsten und gesellschaftlich anerkannten Weg der totalen Entsprechung dieser ihm auferlegten Rolle; er *ist* diese Rolle.³³ Schachs Ästhetizismus, als Teil seiner Rolle, ist ähnlich zu bewerten. Er nutzt die *persönliche Fassade*³⁴ seines

³² Ein solcher Darsteller hält den Eindruck, den er hervorruft für die einzige Realität. Die Ursache einer solchen extremen Darstellung liegt darin begründet, dass der Darsteller sich „Maßstäbe, die er vor anderen aufrechterhalten will, so zu eigen gemacht [hat], dass er ihnen gemäß auch ohne fremde Beobachter zu handeln sucht.“ Goffman (2008), S. 76. So trifft es auch für Schach zu. Dass dessen Wohnung in Berlin in keiner Weise näher beschrieben wird, weist ebenfalls auf die fehlende Trennung zwischen Vorder- und Hinterbühne hin.

³³ Als aufrichtiger Darsteller steht Schach von Wuthenow in direktem Gegensatz zu Nostiz, dessen Verhalten auf der Hinterbühne dem auf der Vorderbühne absolut widerspricht. Er ist ein zynischer Darsteller, der nicht an seine soziale Rolle glaubt und dies auch nicht verschleiert. In „Sala Tarone“ etwa spricht er ungeniert über seine Liaison mit der Schulmeisterstochter. Zum „zynischen Darsteller“ vgl. Goffman (2008), S. 19–23. Als ein „tollkühner Cour- und Schuldenmacher“ (570) ist Nostiz „ein Allerbeliebtester im Regiment [Gensdarmes]“ (570). Es ist bezeichnend, dass Fontane diese Eigenschaften, die den historischen von Schack kennzeichnen, Nostiz zueignet. Ausführlich zum historischen Vorbild Schachs (und auch der Frau von Carayon sowie Victoire) vgl. Kühn, Joachim: Die schöne Frau von Crayen und die Ihren. Ein Nachwort zu Fontanes „Schach vom [sic!] Wuthenow“. In: Der Bär von Berlin 21 (1972), S. 89–108, bes. S. 103 und 106. In einer weiteren Gegensätzlichkeit steht Schach in seiner Rolle zu Josephine von Carayon. Sie spielt ihre Rolle ebenfalls aufrichtig, „was ihr den ganzen Zauber des Wahren und Natürlichen“ (572) verleiht, jedoch reflektiert sie sie. So kann sie ihr Schauspiel vor Schach offenlegen: „Ich gehöre der Gesellschaft an, deren Bedingungen ich erfülle, deren Gesetzen ich mich unterwerfe“ (632). Diese Ebene der Reflexion kann sie erreichen, weil sie bürgerlicher Herkunft ist und adelig geheiratet hat, also keiner Rollentradition oder adeligen Sozialisation unterliegt (654).

³⁴ Unter „Fassade“ versteht Goffman „das standardisierte Ausdrucksrepertoire, das der Einzelne im Verlauf seiner Vorstellung bewusst oder unbewusst anwendet.“ Goffman (2008), S. 23. Die „persönliche Fassade“ beinhaltet jene „Ausdrucksmittel [...], die wir

schönen Erscheinungsbildes, die problemlos in seine soziale Rolle integrierbar und ebenso aufrichtig darstellbar ist. In diesem Sinne bemerkt der König gegenüber Schach:³⁵ „Nun, denn bleiben also; schöner Mann; liebe das“ (665).

Die Bedeutsamkeit einer weiteren Rolle wird schon zu Beginn klar, als der neben Josephine von Carayon sitzende Alvensleben bemerkt, dass „gerade *der* [d.i. Schach] fehle, dem dieser Platz in Wahrheit gebühre“ (555): Schach spielt den Verehrer der Hausherrin. Ob er diese Rolle in jeder Hinsicht aufrichtig spielt, bleibt ungewiss. Die Eindrücke auf die Zuschauer diesbezüglich sind nämlich sehr verschieden. Während Alvensleben zu wissen glaubt, dass Schach „niemals eine Witwe heiraten“ (571) würde, erst recht keine mit einer „unrepräsentablen Tochter“ (571), vermutet Nostiz ein „Verhältnis zwischen beiden“ (571).³⁶ Schach

am stärksten mit dem Darsteller selbst identifizieren und von denen wir erwarten, dass er sie mit sich herumträgt.“ Ebd., S. 25. Mit der sozialen Rolle geht eine institutionalisierte „soziale Fassade“ Hand in Hand, die an „abstrakte[] stereotype[] Erwartungen“ seitens des Publikums geknüpft ist. Ebd., S. 28. Diese Erwartungen erfüllt Schach als preußischer Offizier gleichermaßen aufrichtig und vollständig.

³⁵ Natürlich ist hier anzumerken, dass Fontane diese wünschenswerte Übereinstimmung von Rolle und persönlicher Fassade dem König in den Mund legt, der sie durch seine Dekadenz, die sich in seiner Redeweise offenbart, als schon in seiner Zeit, vor allem in ihrer hochstilisierten Form, als ebenso dekadent entlarvt. Zur Sprachkritik im „Schach von Wuthenow“ vgl. Müller-Seidel (1994), S. 140–141. Die Aussage findet ihre Brisanz gerade darin, dass sie zusammen mit Schachs Todesurteil, dem Zwang zur Ehe, ausgesprochen wird.

³⁶ Im Zuge des Gesprächs der Frau von Carayon mit Schach über seinen sexuellen Kontakt mit der Tochter spricht sie in einer Art „double talk“, der ein zurückliegendes Verhältnis zwischen ihr und Schach vermuten lässt. Durch „double talk“ nämlich „können zwei Personen einander Informationen zukommen lassen, die mit ihrer offiziellen Beziehung nicht vereinbar sind. Es handelt sich um eine Art verschwörerische Kommunikation, die sich darin von anderen Typen unterscheidet, dass die Rollen, gegen die sich die Verschwörung richtet, von den verschworenen Personen selbst dargestellt werden.“ Goffman (2008), S. 177. Dementsprechend spricht Frau von Carayon die Affäre nicht direkt an. „Ich habe von Jugend auf in der Welt gelebt, kenne die Welt und habe manches an eigenem Herzen erfahren. Und wär ich heuchlerisch genug, es vor mir und andern verbergen zu wollen, wie könnt ich es vor *Ihnen*? [...] Ich aber gehöre nicht zu den Virtuosinnen des Vergessens. [...] Aber wenn ich mich auch bedingungslos einer jeden Verteidigung oder Anwaltschaft für Josephine von Carayon enthalte, für *Josephine* (Verzeihung, Sie haben eben selbst den alten Namen wieder heraufbeschworen), so darf ich doch nicht darauf verzichten, der Anwalt der *Frau* von Carayon zu sein“ (631). Und Schachs „ganze Haltung zeigte, welche Macht sie noch immer über ihn ausübte“ (631).

huldigt neben Josephine von Carayon auch anderen Damen (582), korrigiert ihren Eindruck diesbezüglich aber, indem er ihr „fast mit Bewegung“ (582) seine Liebe erklärt. Seine Worte werden aber eben nur als *fast* aufrichtig enttarnt. Trotzdem fehlt er nicht in dem Eindruck, den er hervorrufen wollte, denn „das Auge der schönen Frau leuchtete, während ihre Hand in der seinen zitterte“ (582). Victoire gegenüber deutet er hingegen seine Neigung zum Zölibat an (588).

Victoires Darstellung basiert auf einem viel komplexeren Rollenspiel, das in ihrem Umgang mit ihrer festen persönlichen Fassade, d.h. ihrer durch Pocken verursachten körperlichen Deformierung, begründet liegt. Es ist ihr durchaus möglich, diese Entstellung in die Rolle der adeligen Tochter zu integrieren, solange sie als solche über ihre schöne Mutter definiert wird und es möglich ist, ihr körperliches Defizit charakterlich auszugleichen. So spielt sie die Rolle der klugen und sympathischen, obwohl hässlichen, adeligen Tochter. Dabei kennzeichnet sie vor allem ihr „witzig-elegische[r] Ton“ (607). Die feste Bindung zur Mutter wird, neben dem ständigen Zusammensein beider, während der Vorstellung im Salon, nonverbal, durch „zärtliche[] Blick[e]“ (556), und verbal, durch Übereinstimmung mit der mütterlichen Meinung (562), betont. Die Darstellung Victoires ist also insofern aufrichtig, als sie an den Eindruck, den sie während ihrer Vorstellung hervorruft, glaubt; dies ist ihr aber nur möglich, indem sie sich bis zu einem gewissen Grade selbst belügt. Ihr Selbstbetrug zeigt sich darin, dass sie sich in einer Art exceptionellen Rolle wähnt, diese der Mutter gegenüber durch die Worte „[i]ch darf alles“ (576) auch artikuliert, aber nicht auf der Vorderbühne zum Ausdruck bringt, da sie weiß, dass ihr diese Sonderstellung tatsächlich nicht zukommt. Den Zynismus ihrer Rolle gegenüber zu unterdrücken, dient Victoire also als eine Art seelischer Selbstschutz, der es ihr möglich macht, auf der Vorderbühne an ihre Rolle zu glauben und damit authentisch zu wirken, gesellschaftlich anerkannt zu sein.

Während des Ausflugs nach Tempelhof kündigt sich eine Modifikation der Rolle Victoires in dem unwillkürlichen Nachzittern des Tons von Schachs Worten in ihrem Herzen (587) und der darauffolgenden Empörung über den Armtausch Schachs zugunsten ihrer Mutter an,³⁷ ohne dass Schach dies bemerkt (587). Schach wird hier seiner Rolle des Verehrers der Mutter gerecht, indem er ihre Begleitung in das Dorf hinein vorzieht. Wenn das Motiv der Eitelkeit auf Seiten Schachs nicht auszuschließen ist, so doch zumindest eine absichtliche Verletzung Victoires, da Schach seine Handlung mit „Worte[n] der Entschuldigung“ (589)

³⁷ Dieses Zittern muss mit dem Zittern der Hand ihrer Mutter parallel geführt werden, als dieser jener seine Liebe erklärt (582).

begleitet hätte, wäre er sich über die Folgen im Klaren gewesen.³⁸ Die Taktlosigkeit Schachs liegt also in dessen Aufbauen auf Victoires Tochter-Rolle begründet, der sie nicht mehr gerecht wird, bezieht sie die Handlung Schachs doch nun auf sich selbst und nicht auf ihre Mutter.³⁹ Was sie selbst durch ihre Rollenmodifikation nicht mehr erlangen kann und was von Seiten Schachs ausgeblieben ist, erbittet sie von der Freundin in einem Brief an diese: die Gewissheit bzw. Beteuerung, dass es sich bei dem Tausch Schachs nur um den Ausdruck der Verehrung ihrer Mutter gehandelt hat. Damit ginge die Bestätigung ihrer Tochter-Rolle einher, die sie immer noch gern zu übernehmen vorgibt (592). Sie löst sich jedoch in ihrer Darlegung von ihrer Definition über die Mutter und verlangt noch ein zweites, das ihren beginnenden Kampf um eine neue Rolle andeutet: die Bestätigung, dass Schach sich ihrer nicht schämt und damit, dass sie als einzelne, als Frau, trotz ihrer Entstellung, gesellschaftlich anerkannt ist.⁴⁰ In ihrem Antwortbrief forciert die Freundin das Bewusstwerden der Rollenmodifikation Victoires, indem sie deren Beharren auf der Tochter-Rolle als Täuschung enttarnt und sie in ihrer Rolle als Frau innerhalb der Gesellschaft,

³⁸ „Schutzmanöver“ dieser Art – auch als „Takt“ zu bezeichnen – werden vom Interaktionspartner angewendet, um „die Projektionen des anderen zu bewahren“, während „Verteidigungsmanöver“ dazu dienen, die eigene „Projektion vor anderen zu sichern“. So trägt jeder Darsteller dazu bei, Pannen während der Darstellung zu vermeiden. Goffman (2008), S. 16. Zu „Schutzmaßnahmen“ vgl. weiter ebd., S. 208–215. Schach ist stets sensibel für unpassende Eindrücke – besonders bezüglich der Damen – und in der Bemühung, solche durch Takt auszugleichen. Er nimmt Victoire die Unsicherheit vor ihrem Liedvortrag, indem er versichert, dass er „ein solches poetisches Suchen und Tappen [Liebe]“ (565). Die zahlreichen Fauxpas der Tante Marguerite überhört er (580) und selbst für das langsame Fahren nach Tempelhof „glaubte er sich entschuldigen zu müssen“ (579).

³⁹ Dass sie ihre Bedenken „niemandem, auch [vor] der Mama nicht“ (592), sondern nur ihrer außen stehenden „Vertrauten“, mitteilen kann, ist bezeichnend. Der Vertraute ist ein Außenseiter, dem der Darsteller gestehen kann, inwiefern er nur einen Eindruck auf der Vorderbühne hervorgerufen hat und wie es tatsächlich um sie steht. Zur Sonderrolle des „Vertrauten“ vgl. Goffman (2008), S. 145. Zum Außenseiter, der weder als Zuschauer noch als Darsteller, weder auf der Vorderbühne noch auf der Hinterbühne existent ist vgl. ebd., S. 124.

⁴⁰ Hier schon zeigt sich das, was Neumann und Brandstetter als die, für Fontanes Romane typische, „Profilierung [...] von Frauenrollen [...] im Spannungsbogen zwischen Begehren und sozialer Anerkennung“ herausstellen. Vgl. Brandstetter/Neumann (1998), S. 245.

trotz ihres Erscheinungsbildes, bestätigt: „Du suchst Dich und mich zu täuschen, wenn Du schreibst, daß Du Dich in ein Respektverhältnis zu S. hineindenkst. [...] *Dir lügt der Spiegel*. Es ist nur *eines*, um dessentwillen wir Frauen leben, wir leben, um uns ein Herz zu gewinnen, aber *wodurch* wir es gewinnen, ist gleichgiltig“ (612f.).

Die Problematik, dass jeder Darsteller verlangt, seinem Rollenentwurf gemäß behandelt zu werden, dafür aber den Anspruch aufgeben muss, etwas anderes zu sein,⁴¹ wird hier aufgezeigt und verursacht auch den Kernkonflikt, der sich im 8. Kapitel aufgrund der Vermischung von Vorder- und Hinterbühne⁴² sowie der damit einhergehenden Rolleninkongruenz entspinnt.

Das Schauspiel beginnt nun also, indem Schach die ihm bekannte Bühne des Salons der Frau von Carayon betritt, unwissend, dass die Bühne ihren Zustand, die Darstellerin ihre Rolle verändert hat. Das Schach als Vorderbühne bekannte Zimmer wird von Victoire im Moment seines Eintretens als Hinterbühne genutzt. Im Hause Carayon kann das Zimmer, in dem die Empfangsabende stattfinden, auch als Hinterbühne dienen, weil zunächst das Klingeln an der Tür und weiterhin die Diener (unerwartete) Gäste ankündigen. Als Schach klingelt, ist zumindest kein Diener zur Stelle, doch Victoire öffnet trotz alledem (614). Dass sie Schach aber durch eine „Glastür“ (614) erkennen kann, zeigt, dass sie die Hinterbühnen-Situation mit ihm nicht scheut, wenn nicht sogar absichtlich herbeiführt. Sie macht Schach sofort auf die Teile des *Bühnenbildes*⁴³ und ihrer persönlichen Fassade aufmerksam, die das Zimmer als Hinterbühne bzw. ihre Rolle dementsprechend als Hinterbühnen-Rolle kennzeichnen: ihre Erkältung, den Schal, die Tisane, ihr Alleinsein und die Ruhe, die sie sich gewünscht hatte (614).⁴⁴ Victoires Aussage,

⁴¹ Das Funktionieren jeder sozialen Interaktion liegt in der doppelseitigen moralischen Forderung begründet, dass der Darsteller eine „wahre“ Rolle spielt und im Gegenzug dementsprechend behandelt wird. Jede Modifikation und Ergänzung der Rolle muss deshalb problemlos vom Zuschauer mit dem ursprünglichen Rollenentwurf in Einklang gebracht werden können. Vgl. Goffman (2008), S. 14–16.

⁴² Im Normalfall dient die Hinterbühne dem Darsteller als Rückzugsort und wird von keinem Zuschauer betreten. Vgl. ebd., S. 105.

⁴³ Teil der Fassade des einzelnen ist das „Bühnenbild“, „das Möbelstücke, Dekorationselemente, Versatzstücke, die ganze räumliche Anordnung umfasst – die Requisiten für menschliches Handeln, das sich vor, zwischen und auf ihnen abspielt.“ Goffman (2008), S. 23.

⁴⁴ Sie löst sich außerdem von der Mutter, indem sie diese in der Aussage „Frau von Carayon ist eine Witwe“ (615) eben nicht mehr als Mutter bezeichnet. Dabei bleibt es im gesamten Kapitel.

dass sie aufgrund ihrer Erkältung „das Theater aufgeben mußte“ (614), impliziert neben der Tatsache, dass sie eine Aufführung verpasst, auch die Aufgabe ihres eigenen Rollenspiels.⁴⁵ Die bestehende Sozialbeziehung zwischen Schach und ihr zwingt sie allerdings, ihre Vorderbühnen-Rolle aufrecht zu erhalten. Schach, indem er den Auftrag des Prinzen erfüllt, „beide, Mutter und Tochter“ (614) einzuladen, handelt seiner sozialen Rolle gemäß und wird der anderen des Verehrers der Mutter gerecht, indem er eine Warnung vor dem Prinzen ausspricht.⁴⁶ Die Abwesenheit der Mutter wird zunächst durch beide ausgeglichen, indem bezüglich der Einladung immer ausdrücklich von „Mutter *und* Tochter“ (614f.) die Rede ist. Victoire schließlich löst sich einerseits von ihrer Tochter-Rolle, indem sie sich und die Mutter als „zwei Frauen“ (615) bezeichnet, und bringt andererseits ihre Hinterbühnen-Rolle ins Spiel, indem sie ihren Glauben an eine eigene Sonderstellung offenlegt. Die Aussage „Wovor andere meines Alters und Geschlechts erschrecken, das darf ich“ (615f.) ist äquivalent zu der Behauptung gegenüber der Mutter „Ich darf alles“ (576). Mit ihrer Bezeichnung „ich...bin ich“ (615) bringt sie einen Rollenentwurf ein, der als einziger neben der von ihr parallel geführten Witwen-Rolle der Mutter und der Prinzen-Rolle *tatsächlich* „exzeptionell“ (615) ist, da ihm kein Rollenmuster zugrunde liegt, auf das zur Darstellung einfach zurückgegriffen werden kann. Was Victoire hier beginnt, ist die Entwicklung einer „Victoire-Rolle“, die sie als Frau auf den Vorderbühnen der Gesellschaft zu spielen wünscht. Unvermeidbar für diese neue Rolle ist, dass Victoire ihre feste persönliche Fassade derart ins Positive verkehrt, dass sie zur Bedingung einer „Freiheit“ (615) wird. Diese Steigerung des Selbstbetrugs, der nun die Basis ihres neuen Rollenkonzepts bildet, enthüllt sich in der paradoxen Anlage desselben: Victoire behauptet, frei zu sein (616) und möchte auf diese Weise einen festen, anerkannten Platz in der Gesellschaft erlangen. Die Konfrontation mit dem ihm unbekanntem Rollenentwurf „verwundert“ (616) Schach, zwingt ihn aber zu einer angemessenen Reaktion, um Victoires

⁴⁵ All dies zeigt in jeder Hinsicht die Nutzung des Zimmers als Hinterbühne. „Hier kann sich der Darsteller entspannen; er kann die Maske fallen lassen, vom Textbuch abweichen und aus der Rolle fallen.“ Ebd., S. 105.

⁴⁶ Seine Abneigung gegen die Verführer-Rolle des Prinzen wird schon während des Gesprächs mit diesem deutlich, denn ihm war „der Ton, in dem der Prinz [über die Carayons] sprach, wenig angenehm“ (606). Vor Victoire bringt er seine Bedenken auf den Punkt, indem er ihr sagt, dass der Prinz in seinen „Liebesabenteuern [...] grundsatzlos und rücksichtslos, sogar ohne Rücksicht auf den Schein“ (615) vorgehe.

Darstellung und die damit einhergehende Sozialbeziehung nicht zu gefährden.⁴⁷ „Manches, was der Prinz über sie gesagt hatte“ (616) kann er zwar mit dem neuen Rollenentwurf in Verbindung bringen. Zunächst versucht er aber ihre Darstellung in die ihm bekannte Tochter-Rolle zu integrieren und Victoire dementsprechend zu behandeln, indem er „den leichten Ton, in dem ihr Gespräch begonnen hatte“ (616) wieder aufnimmt. Er beruft sich dabei auf die möglichen Auswirkungen des „Fieber[s]“ (616), nimmt ihre Ausführungen als „Einfälle“ (616) und greift auf ihren „witzig-elegischen Ton“ (607) zurück: „Meine teure Victoire scherzt“ (616). Da Victoires Aggression anhält und sie es ablehnt, gemäß ihrer Tochter-Rolle behandelt zu werden, resigniert Schach letztlich, was diesen einerseits endgültig auf die Position des Zuschauers und jene auf die des Darstellers festschreibt⁴⁸ und andererseits Victoire auf den eigentlich männlichen, Schach auf den eigentlich weiblichen Part heterosexuellen Werbungsverhaltens festlegt.⁴⁹

⁴⁷ Würde Schach an dieser Stelle taktlos offenlegen, dass ihre Victoire-Rolle nicht mit der von ihr üblicherweise dargestellten Tochter-Rolle übereinstimmt, würde er ihr Selbstwertgefühl verletzen. „Wenn solche störenden Ereignisse eintreten, kann die Interaktion in einen peinlichen und verwirrenden Stillstand geraten. Einige der Voraussetzungen, auf denen die Reaktionen der Partner basierten, werden hinfällig, und die Partner sehen sich in einer Interaktion gefangen, deren Ausgangssituation falsch bestimmt war und die nun überhaupt nicht mehr definiert ist. In einem solchen Augenblick kann es geschehen, dass der Einzelne, dessen Darstellung widerlegt wurde, beschämt ist [...]“. Goffman (2008), S. 15. Ein derartiges Handeln würde also weder zur Aufrechterhaltung „des exakt aufgebauten[n] Sozialsystem[s]“ der Interaktion beitragen, das Victoire durch ihren neuen Rollenentwurf in Begriff ist zu gefährden, noch würde es der Rolle Schachs entsprechen. Ebd., S. 15. Siehe auch Anm. 38.

⁴⁸ Aggressives Verhalten geht meist mit dem Wunsch einher, die Interaktion zu bestimmen, während defensives Verhalten Unterwerfung anzeigt. Vgl. Goffman (2008), S. 25. Victoires Aggression wird deutlich markiert: „Ihre Wangen hatten sich gerötet, und ein aufblitzendes Feuer in ihrem Auge traf ihn mit dem Ausdruck einer trotzig-Entschlossenheit“ (616). „Und dabei lachte sie voll Übermut und Bitterkeit. Aber die Bitterkeit klang vor“ (616). Die Defensive Schachs wird durch sein Fragen gekennzeichnet: „Und wer, wenn ich neugierig sein darf?“, „Und warum mehr?“ (616). Außerdem ist meist derjenige, dem das Bühnenbild als Fassade dient (Victoire), mehr Darsteller als der andere. Vgl. Goffman (2008), S. 86.

⁴⁹ In einer intimen, heterosexuellen Sexualbeziehung geht das Werbeverhalten des Mannes mit einer wohlgeordneten Aggression „gegen die etablierte Ordnung der Geschlechter“ einher, denn dieser muss die Person, der er zuerst mit Respekt gegenübertritt, „in eine Position der untergeordneten Intimität“ hinein-manövrieren. Ebd., S. 176. Dieser Part kommt hier durch ihre Aggression eindeutig Victoire zu.

Die Markierungen des sich vollziehenden ‚Geschlechtertauschs‘ sind insofern essentiell,⁵⁰ als sie das Gelingen der Darstellung, im Zuge einer Änderung der entworfenen Victoire-Rolle, kennzeichnen. Durch Victoires Identifikation mit Mirabeau (616) ändert sie nämlich nicht im eigentlichen Sinne ihre Victoire-Rolle, sondern sie übernimmt die gesamte Rolle Mirabeaus als die ihre und verengt damit die zuerst beanspruchte absolute Freiheit auf die Freiheit zur Verführung.⁵¹ Schach ist nun gezwungen, die Victoire-Rolle zu akzeptieren, da zuvor eine Behandlung nach der alten Rolle fehlgeschlagen ist. Dies kann er aufgrund der vollzogenen Rollenmodifikation auch leisten, die es ihm möglich macht, auf die Rolle des Prinzen zurückzugreifen und dessen Ausführungen über die „Beauté du diable“ (607) mit der Quintessenz „*le laid c'est le beau*“ (608) auf ihre neue Rolle anzuwenden:⁵² „Der Prinz hatte doch recht, als er enthusiastisch von Ihnen

⁵⁰ Victoire ändert das grammatikalische Geschlecht des Wortes Mirabeau in Mirabelle und macht so Name und Geschlecht zu ihrem eigenen (616). Vgl. Brandstetter/Neumann (1998), S. 258. Der Geschlechtertausch wird auch angezeigt, indem Schach „neugierig sein darf“ (616). Diese Eigenschaft wird im zweiten Kapitel ausdrücklich, wohlgermerkt zuerst durch Victoire, dann durch Frau von Carayon, den Frauen zugeschrieben. (562, 565) Auch auf Schachs Klingeln reagiert zunächst Victoire mit Neugier. „Eine Neugier überkam sie“ (613).

⁵¹ Die Freiheit zur Verführung ergibt sich mit der Übernahme der Rolle Mirabeaus aus der Tatsache, dass dieser, gleich Victoire, seine Entstellung mittels Eloquenz und Geist ins Positive verkehren und damit Anziehungskraft und Verführungserfolge erlangen konnte. Vgl. Guarda, Sylvain: „Schach von Wuthenow“, „Die Poggenpuhls“ und „Der Stechlin“. Fontanes Reisen in die Unterwelt. Würzburg 1997, S. 35. Zwar wenig begründet, aber sehr eindeutig schreibt Settler: „Sie [Victoire] ist es, die Schach verführt.“ Settler, Humbert: Fontanes „Schach von Wuthenow“: Eine Frage der Ehre. In: Ders: Fontanes Hintergründigkeiten. Aufsätze und Vorträge. Flensburg: Baltica, 2006, S. 67–92, hier S. 80.

⁵² Schach befindet sich hier also nicht nur in einem schwachen Moment und unter dem „Prinzendiktat, dem er wie hypnotisiert folgt“, wie etwa Manfred Dutschke meint, oder in einer „traumhafte[n] Stimmung“, von der in ähnlicher Weise Karen Bauer ausgeht. Vgl. Dutschke, Manfred: Geselliger Spießbrutenlauf. Die Tragödie des lächerlichen Junkers Schach von Wuthenow. In: Theodor Fontane. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. 2. Aufl. München 1999 (Text + Kritik, Sonderband), S. 103–116, Zitat S. 111; Bauer, Karen: Fontanes Frauenfiguren. Zur literarischen Gestaltung weiblicher Charaktere im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a. 2002 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 1817), Zitat S. 71. Eine solche Vereinfachung der Problematik wird Fontanes genauer Durchleuchtung gesellschaftlich und individuell determinierter Interaktionen nicht gerecht. Grevel spricht in ihrer sprachkritischen

sprach. Armes Gesetz der Form und der Farbe. Was allein gilt, ist das ewig Eine, daß sich die Seele den Körper schafft oder ihn durchleuchtet und verklärt“ (616). „Alles ist Märchen und Wunder an Ihnen; ja Mirabelle, ja Wunderhold“ (75). Dass Victoire ihre neue Victoire-Rolle nun aber nicht mehr auf der Vorderbühne verwenden und Schachs Reaktion nur eine Hinterbühnen-Improvisation bleiben kann, zeigt sich deutlich in der Rückkehr beider auf die Vorderbühne.⁵³ Denn, was Victoire ihrem neuen Rollenentwurf vorausschickt, soll sich bewahrheiten: „Die Gesellschaft ist souverän. Was sie gelten läßt, gilt, was sie verwirft, ist verwerflich“ (615). Sie wird „Männlein und Weiblein auf die Korrektheit ihres Wandels hin prüfen“ (615).

Mit dem Bestehen auf einer Heirat zwischen Victoire und Schach und der damit einhergehenden Veröffentlichung des Geschehenen beginnt für Schach ein Rollenkampf, in dem er eine ehrliche Vermischung der Rollen ausfechten, seine neue Rolle aufrichtig darstellbar machen will. Dabei gelangt er notwendigerweise vom Zynismus zur Selbstanklage, vom Selbstbetrug zur Aufrichtigkeit hinsichtlich seiner Rolle als zukünftiger Gatte: In direkter Konfrontation mit der Frau von Carayon enttarnt ihn zunächst der Verlust seiner Ausdruckskontrolle als zynischen Darsteller, der nicht an seine Rolle glaubt, die er aufrichtig zu spielen vorgibt. Die Freude über eine zukünftige Ehe mit Victoire äußert er nämlich „mit einer bemerkenswerten Kühle“ (632). Damit wird gleichzeitig klar, dass Schach eine Rolle, die ihm selbst nicht als „wahr“ erscheint, auch nicht überzeugend darstellen kann. Diese Tatsache macht ihn im Umkehrschluss zu einem tatsächlich aufrichtigen Darsteller. Eine überzeugende Darstellung der Rolle des zukünftigen Gatten gelingt ihm zunächst ausschließlich im Briefverkehr mit den Carayons, der keine Ausdruckskontrolle verlangt.⁵⁴ Im Selbstgespräch macht er sich

Betrachtung von einer Höflichkeits-, Guarda von einer Mitleidshandlung Schachs und einer „Selbstsucht“ Victoires. Vgl. Guarda (1997), S. 36; Grevel, Liselotte: Die „sanfte Vergewaltigung“ im Wort. Der Held im Kräftespiel zwischen Wort und Handlung in Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“. In: Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes. 13.–17. September 1998 in Potsdam. Bd. 2: Sprache. Ich. Roman. Frau. Hg. v. Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Würzburg 2000, S. 54–67, bes. S. 60.

⁵³ Noch im selben Kapitel kann das vertrauliche „Du“ (617) Schachs gegenüber Victoire von dieser, durch die Ankunft der Frau von Carayon, nicht mehr erwidert werden. „Verlassen Sie mich...Bitte“ (617).

⁵⁴ Im Brief schützt er „Überraschung und Verwirrung“ (633) vor, und ausschließlich „sein Rechtsgefühl, dem er Genüge tun wollte, ließ ihn vielleicht mehr sagen, als zu

allerdings seine tatsächliche Haltung bewusst, nach der er „nicht für ‚Läuterungsprozesse‘[schwärmt], hinsichtlich deren nicht feststeht, ob der Verlust nicht größer ist als der Gewinn“ (634). Schließlich kann er sich aber durch Selbstbetrug, der den Blick der Gesellschaft und damit seinen eigentlichen Blick auf Victoire ausschließt, die Ehe als eine Hinterbühnen-Situation in „Landleben und Stille“ (636) denken und seine dementsprechende Sichtweise auf Victoire wiederbeleben. Die Veröffentlichung von Karikaturen, die sein Verhältnis zu den Carayonschen Damen lächerlich machen sollen, verlegt seinen Rollenkampf auf sein Gut in Wuthenow, wo ihm angesichts seiner Ahnengalerie seine in jeder Hinsicht geglückte Sozialisation innerhalb der Adelsgesellschaft Preußens und damit auch die Werte, die er in diesem Prozess zu den seinen gemacht hat, vor Augen geführt werden. Damit aktualisiert Schach seine soziale Rolle sowie den darin untrennbar integrierten Ästhetizismus und er gelangt zu einer entsprechenden Reflexion über sein soziales Scheitern in jeder Hinsicht, wenn er Victoire heiratete: „Und zwischen die Generäle rück‘ ich dann als Rittmeister ein, und zwischen die schönen Frauen kommt Victoire. Vorher aber hab‘ ich eine Konferenz mit dem Maler und sag‘ ihm: ‚Ich rechne darauf, daß sie den *Ausdruck* zu treffen wissen. Die Seele macht ähnlich‘. Oder soll ich ihm geradezu sagen: ‚Machen Sie’s gnädig‘ ... Nein, nein!“ (651) Schach bliebe nur Rittmeister zwischen Generälen, Victoire die Hässliche zwischen den Schönen und als solche Teil seiner eigenen Repräsentation. So ist es ihm nicht möglich, Victoire aufrichtig zu lieben. Der von der Frau von Carayon veranlasste Befehl des Königs nun, Victoire zu heiraten, treibt in seiner ganzen paradoxen Anlage – den Gehorsam kann Schach nur zynisch, den Ungehorsam aufrichtig darstellen –⁵⁵ den Zwang

sagen gut und klug war“ (633f.). Hier wird eindeutig herausgestellt, dass der Brief eine Korrekturhandlung Schachs darstellt, die ihm in direkter Interaktion nicht möglich gewesen wäre. Die allgemeine Forschungsmeinung also – Schach versage von Beginn an in jeglicher Konversation – übersieht Schachs ständige Beteiligung an Gesprächen bis zur sexuellen Begegnung mit Victoire und den erzwungenen Rollenwandel. Dass er Bülow geistig unterlegen ist, impliziert nicht, dass er nicht zur adäquaten Gesprächsteilnahme fähig ist. Erst im Rollenkampf versagt er gegenüber den Carayons in direkter Konversation. Zur allgemeinen Forschungsmeinung vgl. etwa Manthey, Jürgen: Die zwei Geschichten in einer. Über eine andere Lesart der Erzählung „Schach von Wuthenow“. In: Theodor Fontane. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. 2. Aufl. München 1999 (Text + Kritik, Sonderband), S. 117–130, hier S. 118; Bontrup (2000), S. 64.

⁵⁵ „Er wußte, was er dem König schuldig sei: *Gehorsam!* Aber sein Herz widerstritt, und so galt es denn für ihn, etwas ausfindig zu machen, was Gehorsam und Ungehorsam in sich vereinigte, was dem Befehle seines Königs und dem Befehle seiner eigenen

zur Rollenintegration auf die Spitze und verlangt damit die radikalste Desintegration: Schachs Suizid.⁵⁶

Wenn man die Briefe am Ende des Romans und damit die Zuschauer nach der Wahrheit bezüglich Schachs Rolle befragt, muss man, analog zur Erkenntnis des Prinzen Louis: „*Alles ist schön und nichts.*“ (607), zu dem Schluss kommen: Alles ist wahr und nichts. Für die Zuschauer selbst ist es nämlich nicht möglich, zu entscheiden, was an Schachs Darstellung nun tatsächlich als „wahr“ gelten kann und was nicht, denn sie können nur wiedergeben, was dessen Rollenspiel vermittelt hat und was sie darin sehen wollten. Aus diesem Grund beinhaltet Bülow's Einschätzung des „Falls Schach“ zwar die gesellschaftskritische Komponente des Werks, indem er in ihm die Spiegelung des „Falls Preußen“ sieht,⁵⁷ diese resultiert aber gleichsam aus seiner Rollendarstellung als gnadenloser Kritiker Schachs und seiner Zeit, der von Schach auf das Ensemble abstrahiert,

Natur gleichmäßig entsprach“ (668). In zahlreichen „anscheinend aufrichtigen“ (669) Korrekturhandlungen Schachs gegenüber den Carayons, kann das ursprünglich herzliche Verhältnis wiederhergestellt werden. Als zynischer Darsteller kann er „heiter und in seinem Urteile milder als sonst“ (671) sein, da er nur noch einen wahren Eindruck hinterlassen, aber nicht mehr aufrichtig die Konsequenzen seiner Handlungen tragen muss. In einer letzten Hinterbühnen-Situation mit Victoire – diese „war ihm bis an die Treppe hinaus gefolgt, auf der noch vom Hof her ein halber Tagesschein flimmerte“ (677) –, kann er sich zumindest in seine Verehrer-Rolle zurückfinden, denn „der süße Klang ihrer Stimme verfehlte seines Eindrucks *nicht*, auch in *diesem* Augenblicke nicht. Er [...] umarmte sie [...] und küßte sie“ (677).

⁵⁶ Die Ausführungen sollten deutlich machen, dass Schach keinesfalls als moralloser, „reizsüchtige[r] *Décadent*“ auf der „Suche nach erotischem Abenteuer [...] mit einem hohen Interesse für Ausgestoßene und Verachtete“ aufgefasst werden kann. Bauer (2002), S. 81.

⁵⁷ Bülow spricht aus, was Fontane mit der Umdatierung seiner historischen Vorlage vom Jahr 1815 ins Jahr 1806 erreichen wollte. Vgl. Müller-Seidel (1994), S. 134 und S. 142. Zu den berechtigten Kritikpunkten Bülow's vgl. etwa Liesenhoff, Carin: Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie. Bonn 1976 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 228), bes. S. 97–102. Umfassend zum historischen Hintergrund vgl. Sagave, Pierre-Paul: Der geschichtliche Hintergrund in Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Fontane. Schach von Wuthenow. Hg. v. Hans Schwab-Felisch und Wolf Jobst Siedler. Berlin 1966 (Dichtung und Wirklichkeit), S. 113–152.

dem dieser angehört.⁵⁸ Dass Bülow dabei in einigen Punkten fehlgeht, ist eindeutig.⁵⁹ So handelt Schach nämlich nicht aus „falsche[r] Ehre“ (679), sondern „stirbt bewusst um seiner Ehre willen“.⁶⁰ Er scheitert gerade daran, dass er eben *nicht* den *Schein* einer glücklichen Ehe wahren will.⁶¹ Ebenfalls kann keinesfalls von einer „Herzenskühle“ (680) die Rede sein, die Bülow Schach unterstellt. Victoire gibt eine persönlichere Deutung, bleibt dabei jedoch auch ihrer Rolle verhaftet. So glaubt sie mit Schach einen Mann geheiratet zu haben, der nicht für die Ehe gemacht war (682), sie aber trotzdem geliebt hat (683), und verweist damit auf die Rollen, die er ihr vermittelt hat und die sie sehen will: die des Zölibatären und die des Liebhabers.⁶²

Victoire konnte den Rittmeister zwar in „Schach“ halten, matt gesetzt hat er sich jedoch selbst, da er zu einem Selbstbetrug, einem zynischen Rollenspiel innerhalb der preußischen Adelsgesellschaft, nicht fähig war. Die Dame selbst kann nur siegreich aus dem Spiel treten, weil sie die Bühne, das Theater, die Stadt verlassen hat. So kann sie in Rom zu einer tatsächlichen Freiheit, ihre Victoire-Rolle zu einer außergesellschaftlichen Legitimität, gelangen, die zu

⁵⁸ „In gewissem Sinne werden die größeren Sozialeinheiten – Ensembles, Institutionen usw. – jedes Mal mit hineingezogen, wenn der Einzelne seine Rolle spielt; mit jeder Darstellung wird die Legitimität dieser Einheiten aufs neue in Frage gestellt und ihr bleibender Ruf aufs Spiel gesetzt.“ Goffman (2008), S. 221–222. In diesem Sinne schreibt Bülow an Sander, dass sich der „Fall Schach“ „nur in den Reihen unserer nachgeborenen fridericianischen Armee zutragen konnte“ (678). Allerdings unterscheidet sich Schach eindeutig von vielen seiner Regimentskameraden, vor allem von Nostiz. Diesen kritisiert Bülow allerdings nicht persönlich. Siehe auch Anm. 33.

⁵⁹ Die Ambivalenz auch der Figur Bülows vgl. Osborne (1991), S. 106–110, hier S. 110. Bowman widerlegt die Sicht Bülows auf Schach sogar völlig. Vgl. Bowman, Peter James: „Schach von Wuthenow“: Interpreters and Interpretants. In: Theodor Fontane and the European Context. Literature, Culture and Society in Prussia and Europe. Proceedings of the Interdisciplinary Symposium at the Institute of Germanic Studies, University of London in March 1999. Hg. v. Patricia Howe und Helen Chambers. Amsterdam/Atlanta, GA 2001 (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 53), S. 43–62.

⁶⁰ Settler (2006), S. 88. Bülow führt das Entstehen einer „falschen Ehre“ auf den inflationären Gebrauch des Wortes zurück (679). Schach aber spricht im gesamten Roman kein einziges Mal von Ehre.

⁶¹ Vgl. Kaiser (1978), S. 486.

⁶² Auch Guarda sieht eine nur auf den einzelnen Briefen basierende Gesamtinterpretation als unzureichend an. Vgl. Guarda (1997), S. 26.

erreichen ihr weder in einer Ehe mit Schach noch ohne ihn im Preußen-Deutschland möglich gewesen wäre. Dass Schach nicht vollständig verurteilt wird, zeigt sich in seiner erfolgreichen Genealogie, in der Geburt seines Sohnes, der durch das väterliche Opfer keiner Militärtradition innerhalb Preußens folgen wird. Damit führt Fontane den alten preußischen Adel, mit Schach als seinem Repräsentanten, als innerhalb seiner Zeit und seiner aufrichtigen Darstellung noch funktionierend und aner kennenswert, angesichts fortschrittlicher Rollenkonzepte und hinsichtlich einer neuen Epoche jedoch als überfordert vor.⁶³

Fontane zeichnet sich hier wie in seinen anderen Romanen als umsichtiger Kritiker aus, der nie über die Gesellschaftlichkeit selbst oder den einzelnen Menschen als solchen zu Gericht sitzt. Vor allem in den Romanen Fontanes, die im preußischen Adels- und Militärmilieu angesiedelt sind, entsteht ein bestimmtes Zeitbild vornehmlich aus dem Umgang der Darsteller mit gesellschaftlich vorgegebenen Rollenmustern und ihrem tatsächlichen Selbstbild. Der Frage nach der Möglichkeit zur aufrichtigen Darstellung einer sozialen Rolle ist dabei stets die Frage nach der Menschlichkeit der Gesellschaft inhärent. Während die aufrichtige Darstellung der sozialen, v.a. militärischen Rolle im historischen Preußen noch vollständig möglich und legitim erscheint, erweist sie sich in ihrer Fortführung im Preußen der Gründerzeit in Konfrontation mit dem gesellschaftlich Neuen oder Anderen und über eine oberflächliche Kommunikation hinaus als unangemessen und erzwungen so eine zynische Darstellung der vorgegebenen, sozialen Rolle, die ihrerseits nur noch die leere Perpetuierung eines überholten Gesellschafts- und Kulturzustandes enthüllt und den notwendigen Fortschritt verhindert. Fontane zeigt dabei die Schwachstellen der speziell preußischen gesellschaftlichen Theatralität auf, indem er – wie in „Schach von Wuthenow“ – antagonistische Rollenkonzepte in kommunikativen Extremsituationen kollidieren lässt, oder – wie in „Effi Briest“ oder „Cécile“ – nicht vollständig bzw. anders sozialisierte Darsteller an vorgegebenen Rollenmustern zerbrechen lässt. Die aufrichtigen, männlichen Darsteller werden stets durch die Konfrontation mit einer gesellschaftlich exotischen, weiblichen Rolle zur Durchführung eines Rituals – Suizid („Schach von Wuthenow“) oder Duell („Effi Briest“, „Cécile“) – gezwungen und offenbaren damit die radikalen Auswüchse der preußischen

⁶³ Fontane stellt hier also den Habitus des neu erstarkten Adels der Gründerzeit in Frage, der versucht an die Vergangenheit anzuknüpfen und sich als in ihrer Tradition stehend zu inszenieren. Vgl. Osborne (1991), S. 94; Sagave (1972), S. 93. Eben deshalb muss gerade „einer [der] Beste[n]“ (572) des Regiments Gensdarmes und des alten Preußens mit der Niederlage von Auerstedt und Jena zugrunde gehen.

Gesellschaft, zu denen auch das diese Rituale motivierende, aufrichtig oder unaufrichtig empfundene – zumindest von der preußischen Gesellschaft vorgegebene –, übersteigerte Ehrbewusstsein zählt. Lediglich im „Stechlin“ entwirft Fontane einen utopischen Ausweg aus den erstarrten theatralen Strukturen des preußischen Systems, indem er ein ideales Gegenmodell, in dem sich Natürlichkeit und Gesellschaftlichkeit in der Darstellung harmonisch vereinen, entwickelt.

Die Betrachtung der Gesellschaft als Theaterspiel setzt Fontane in seinen Werken vor allem durch die auffällige Zurücknahme des Erzählers und die ihm eigene Beobachterperspektive, bei nur selten und an entscheidender Stelle aufschimmernder Allwissenheit und Stellungnahme, um. Damit verweist er auf die Rolle des Autors in der Gesellschaft, der sich durch seine genauen Beobachtungen, anders als seine Figuren, nicht von einer gesellschaftlichen Theatralität einnehmen lässt – zumal bar einer sozialen Rolle bzw. eines typischen Rollenmusters –, sondern im Akt der künstlerischen Transformation auf sie zurückwirkt. Seine eigene, souveräne Darstellung liegt in der literarischen Produktion und gibt den Blick „hinter die Kulissen“ frei.

Literatur

- Fontane, Theodor 1990: Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. In: Keitel, Walter/Nürnberg, Helmuth (Hg.): Theodor Fontane. Werke, Schriften und Briefe. Abteilung I: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes, Bd. 1, 3., durchges. und im Anhang erw. Aufl. München, 555–684.
- Fontane, Theodor 1954: Briefe an Georg Friedlaender. Hg. und erl. von Kurt Schreinert. Heidelberg.
- Goffman, Erving 2008: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. München/Zürich: Piper. [Erstausgabe in englischer Sprache 1959]

Forschung

- Bauer, Karen 2002: Fontanes Frauenfiguren. Zur literarischen Gestaltung weiblicher Charaktere im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 1817).
- Bieber, Kristina 2012: „So vieles im Leben ist ohnehin nur Komödienspiel...“ Gesellschaftliche Theatralität im Werk Theodor Fontanes. [Magisterarbeit, unveröffentlicht]
- Bontrup, Hiltrud 2000: „...auch nur ein Bild“. Krankheit und Tod in ausgewählten Texten Theodor Fontanes. Hamburg/Berlin, 72–73.
- Bosse, Anke 2008: Theatralität als literaturwissenschaftliche Kategorie. In: Germanistische Mitteilungen 67, 17–32.

- Bosse, Anke 2005: Die Macht der Theatralität in Thomas Bernhards Prosa. In: *Germanistische Mitteilungen* 60/61, 89–103.
- Bowman, Peter James 2001: „Schach von Wuthenow“: Interpreters and Interpretants. In: Howe, Patricia/Chambers, Helen (Hg.): *Theodor Fontane and the European Context. Literature, Culture and Society in Prussia and Europe. Proceedings of the Interdisciplinary Symposium at the Institute of Germanic Studies, University of London in March 1999*. Amsterdam/Atlanta, GA (*Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft* 53), 43–62.
- Brandstetter, Gabriele/Neumann, Gerhard 1998: „Le laid c'est le beau“. Liebesdiskurs und Geschlechterrolle in Fontanes Roman „Schach von Wuthenow“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 72, H. 2, 243–267.
- Demetz, Peter 1964: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen (Literatur als Kunst)*. München.
- Dutschke, Manfred 1999: Geselliger Spießbrutenlauf. Die Tragödie des lächerlichen Junkers Schach von Wuthenow. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Theodor Fontane*. 2. Aufl. München (Text + Kritik, Sonderband), 103–116.
- Fischer-Lichte, Erika 2003: Vom Theater als Paradigma der Moderne zu den Kulturen des Performativen. Ein Stück Wissenschaftsgeschichte. In: Balme, Christopher/Dies./Grätzel, Stephan (Hg.): *Theater als Paradigma der Moderne? Positionen zwischen historischer Avantgarde und Medienzeitalter*. Tübingen/Basel: Francke (*Mainzer Forschungen zu Drama und Theater* 28), 15–32.
- Fischer-Lichte, Erika 2001: Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Theatralität und die Krisen der Repräsentation*. Stuttgart/Weimar (*Germanistische Symposien. Berichtsbände* 22), 1–19.
- Grevel, Liselotte 1985: Fontane und die Theaterkritik. In: *Fontane-Blätter* 6, H. 2, 175–199.
- Grevel, Liselotte 2000: Die „sanfte Vergewaltigung“ im Wort. Der Held im Kräftespiel zwischen Wort und Handlung in Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“. In: Delf von Wolzogen, Hanna (Hg.): *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes*. 13.–17. September 1998 in Potsdam. Bd. 2: Sprache. Ich. Roman. Frau. Würzburg, 54–67.
- Guarda, Sylvain 1997: „Schach von Wuthenow“, „Die Poggenpuhls“ und „Der Stechlin“. *Fontanes Reisen in die Unterwelt*. Würzburg.
- Huber, Martin 2003: *Der Text als Bühne. Theatrales Erzählen um 1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kaiser, Gerhard 1978: „Schach von Wuthenow“ oder Die Weihe der Kraft. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 22, 474–495.
- Kühn, Joachim 1972: Die schöne Frau von Crayen und die Ihren. Ein Nachwort zu Fontanes „Schach vom [sic!] Wuthenow“. In: *Der Bär von Berlin* 21, 89–108.
- Liesenhoff, Carin 1976: *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie*. Bonn (*Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft* 228).

- Manthey, Jürgen 1999: Die zwei Geschichten in einer. Über eine andere Lesart der Erzählung „Schach von Wuthenow“. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Theodor Fontane. 2. Aufl. München (Text + Kritik, Sonderband), 117–130.
- Müller-Kampel, Beatrice 1989: Theater-Leben. Theater und Schauspiel in der Erzählprosa Theodor Fontanes. Frankfurt a.M.
- Müller-Seidel, Walter 1994: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. 3. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- Neumann, Gerhard 2000: Einleitung. In: Ders./Pross, Caroline/Wildgruber, Gerald (Hg.): Szenographien. Theatralität als Kategorie der Literaturwissenschaft. Freiburg/Br., 10–32.
- Osborne, John 1991: Schach von Wuthenow. „Das rein Äußerliche bedeutet immer viel...“. In: Grawe, Christian (Hg.): Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane. Stuttgart, 92–112.
- Pfeiffer, Peter C. 1994: Tod, Entstellung, Hässlichkeit: Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113, 264–276.
- Sagave, Pierre-Paul 1966: Der geschichtliche Hintergrund in Fontanes „Schach von Wuthenow“. In: Schwab-Felisch, Hans/Siedler, Wolf Jobst (Hg.): Fontane. Schach von Wuthenow. Berlin (Dichtung und Wirklichkeit), 113–152.
- Scheffel, Michael 1996: Drama und Theater im Erzählwerk Theodor Fontanes. In: Turk, Horst/Valentin, Jean-Marie (Hg.): Aspekte des politischen Theaters und Dramas von Calderón bis Georg Seidel. Deutsch-französische Perspektiven. Bern u.a. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongreßberichte 40), 201–227.
- Schlenther, Paul 2003: „Der Herr hat heute Kritik“. Theodor Fontane als Theaterkritiker. In: Rasch, Wolfgang/Hehle, Christine (Hg.): „Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst“. Erinnerungen an Theodor Fontane. Berlin: Aufbau-Verlag, 94–98.
- Schwan, Werner 1985: Die Zwiesprache mit Bildern und Denkmälern bei Theodor Fontane. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F 26, 151–183.
- Settler, Humbert 2006: Fontanes „Schach von Wuthenow“: Eine Frage der Ehre. In: Ders: Fontanes Hintergründigkeiten. Aufsätze und Vorträge. Flensburg: Baltica, 67–92.
- Speirs, Ronald 1987: Fontane und die Dekadenz. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit einem Vorwort von Otfried Keiler. Berlin (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek 6), 134–148.
- Subiotto, Frances M. 1970: Aspects of the theatre in Fontane's novels. In: Forum for Modern Language Studies 6, 149–168.
- Swales, Martin 1999: Möglichkeiten und Grenzen des Fontaneschen Realismus. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Theodor Fontane. 2. Aufl. München (Text + Kritik, Sonderband), 75–87.
- Wölfel, Kurt 1963: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch“. Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 82, 152–171.

Robert Forkel (Halle-Wittenberg)

**Autorität in der Erinnerungskultur.
Zur narrativen Konstruktion sozialer Rollen
im Medium der Literatur**

Auf das öffentliche Erinnern an den Holocaust hat die Literatur seit jeher einen kaum zu unterschätzenden Einfluss genommen, und zwar vor allem mit einer Textgattung, die Jan Philipp Reemtsma „Überlebensememoiren“⁴¹ genannt hat. Bei der Entwicklung und Ausdifferenzierung der Erinnerungskultur und des Geschichtsbewusstseins in Deutschland und Europa haben diese Texte grundlegende Akzente gesetzt: „Sie sind [...] Ausdruck einer Leides-, Schmerz- und Überwältigungserfahrung, und – das ist nun das Besondere – sie werden darum gelesen, mehr noch: es wird ihnen *aus diesem Grunde* eine Deutungsautorität zugesprochen.“⁴² Doch mehr noch als von den Texten scheint die Deutungsmacht von den dahinterstehenden Autoren auszugehen. Solange sie leben, übernehmen sie eine von der Gesellschaft zugeordnete – und mit entsprechenden Erwartungen einhergehende – Rolle, welche ihnen einen denkbar großen Handlungsspielraum bei der Bildung und Umbildung von Erinnerungsdiskursen ermöglicht. In meinem Beitrag gehe ich der Frage nach, inwiefern diese auf erinnerungskulturelle Praktiken bezogene gesellschaftliche Autorität der Holocaustüberlebenden in deren Autobiografien literarisch präfiguriert wird. Zweitens erörtere ich, wie sich der Wegfall dieser autoritären Instanzen infolge des Aussterbens der Zeitzeugengeneration erinnerungskulturell bemerkbar macht. Schließlich zeige ich exemplarisch, mit welchen narrativen Mitteln die Literatur der Enkelgeneration zur Erneuerung von Erinnerungsdiskursen beiträgt, indem sie innerliterarisch generationenspezifische soziale Rollen konstruiert, die beanspruchen dürfen, auch außerliterarisch Anerkennung zu finden. Damit erweisen sich die Enkel als würdige und wirkmächtige Stellvertreter einer verschwindenden Zeitzeugenschaft.

¹ Reemtsma, Jan Philipp: Die Memoiren Überlebender. Eine Literaturgattung des 20. Jahrhunderts. In: *Mittelweg* 36 (1997) Nr. 4, S. 20–39, hier S. 21.

² Ebd.

1. Die Geburt des Zeitzeugen aus dem Geiste der Literatur

Dass die Autoren von ‚Überlebensmemoiren‘ immer auch zugleich gesellschaftlich institutionalisierte und autorisierte Sprecherrollen einnehmen, die ihnen diskursübergreifende Deutungsmacht verleihen, ist bei Weitem nicht so selbstverständlich, wie es uns am Ende der Ära der Zeitzeugenschaft erscheint. Denn bei der Verschwisterung von Zeugenschaft und sozialer Autorität handelt es sich keineswegs um eine Zwillingengeburt. So lassen sich etwa die Individualität der Erfahrung und die Subjektivität der Kriegs- und Lagerwahrnehmung bis heute nicht mit den Regeln des juristischen Diskurses vereinbaren – Aussagen von Zeitzeugen sind seit jeher der Autorität der Dokumente nachgeordnet und haben bestenfalls eine bestätigende Funktion³ bzw. die Funktion von „Veto-Instanzen“⁴. Damit zieht man die Konsequenzen aus einer dem Holocaustzeugnis inhärenten Paradoxie: „Das Spezifikum des Zeugnisses vom Holocaust, nämlich dass es sich um singuläre, auch isolierende Erfahrungen handelt, mit denen jeder Zeuge radikal allein steht, hat zur Kehrseite, dass niemand das Zeugnis bestätigen kann und es damit keine Beweiskraft im herkömmlichen Sinne hat.“⁵ Auch die Historiografie mit ihren traditionellen Objektivitätsansprüchen konzentrierte sich lange Zeit ausschließlich auf die Beweiskraft der Dokumente und begann erst in den 1980er Jahren allmählich mit der Aufnahme von Zeugenaussagen – freilich weiterhin nur zu illustrativen Zwecken.⁶

Die Literatur verhält sich hier anders: Da die Pluralisierung von Perspektiven und Fragmentierung von Sinnsystemen im literarischen Symbolsystem seit jeher üblich und somit die Wiedergabe subjektiver Geschichtserfahrung nach allen Regeln des Diskurses ausdrücklich ‚erlaubt‘ ist, erweist sie sich als prädestiniertes Medium für die Tradierung von Einzelschicksalen. Daher nimmt es nicht wunder, dass sich die Zeugenschaft in der Literatur als Dispositiv etablieren konnte und Zeitzeugenautoren von den beteiligten Institutionen, insbesondere von Verlagen

³ Vgl. Michaelis, Andree: Die Autorität und Authentizität der Zeugnisse von Überlebenden der Shoah. Ein Beitrag zur Diskursgeschichte der Figur des Zeugen. In: Politik der Zeugenschaft. Zur Kritik einer Wissenspraxis. Hg. v. Sibylle Schmidt [u. a.]. Bielefeld: transcript 2011. S. 265–284, hier S. 269ff.

⁴ Knigge, Volkhard: Zur Zukunft der Erinnerung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 25-26 (2010), S. 10–16, hier S. 12.

⁵ Schmidt, Sibylle: Zeugenschaft. Ethische und politische Dimensionen. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2009, S. 49.

⁶ Vgl. Michaelis: Autorität, S. 274.

und vom Buchhandel, entsprechend gefördert wurden. In der Folge vermochte die Literatur den in anderen Diskursen unterdrückten Ausdruckswillen der Holocaustüberlebenden zu kanalisieren und avancierte schließlich im Laufe der Jahrzehnte – von Primo Levi bis zu Ruth Klüger – zum zentralen Verhandlungsplatz von Holocausterfahrungen.

Indes scheint es einen solchen Ausdruckswillen lange Zeit gar nicht gegeben zu haben. Die Überlebenden vermochten den Aufbau- und Wirtschaftswunderphantasien der Nachkriegszeit nicht das entsprechende Material zu liefern, hatten sie doch schließlich nur Nachrichten über Dinge parat, von denen man sich bereits kollektiv zu verabschieden im Begriff war. Mit ihrem Mangel an Lebenserfahrung und Überschuss an Überlebenserfahrung zogen sie es vor zu schweigen, und zwar „[n]icht nur weil sie meinten, daß die Gesellschaft das von ihnen erwarte, sondern weil ihnen vermutlich nicht der Gedanke gekommen wäre, sie hätten etwas von Bedeutung zu sagen“⁷. Dass über die Jahrzehnte hinweg dennoch ein ansehnliches Korpus literarischer Holocaustzeugnisse entstanden ist, haben wir wohl zu einem großen Teil einem moralischen Impetus der Überlebenden zu verdanken, denn vielen wurde das Aufschreiben ihrer Erlebnisse „zu einer ethischen Pflicht, um denen, die als unschuldige Opfer entrechtet, geschunden und vernichtet wurden, nachträglich eine Stimme zu geben“⁸.

Dass es eine so beachtliche Anzahl an literarischen Autobiografien von Angehörigen einer so kleinen Gruppe von Holocaustüberlebenden gibt, ist also im Wesentlichen auf zwei Faktoren zurückzuführen: einerseits die Bereitschaft der Überlebenden, sich überhaupt mitzuteilen, und andererseits die Beschaffenheit des literarischen Symbolsystems, das es erlaubt, diese Mitteilungen als diskursimmanente Elemente aufzugreifen. Folglich aber ist das Holocaustzeugnis zunächst kaum mehr als eine neue literarische Gattung. Und während nichtliterarische Diskurse der individuellen Überlebenserfahrung kaum Bedeutung beimessen, ist es im literarischen Diskurs gerade diese Bedingung des Erzählens, die sich in Form des „Primat[s] der Erfahrung“⁹ als neues Paradigma etabliert. Daher liegt die Vermutung nahe, dass erst der Erfolg der literarischen Gattung dazu geführt hat, dass den Holocaustüberlebenden – trotz fortdauernder Marginalisierung bei der juristischen oder geschichtswissenschaftlichen

⁷ Reemtsma: *Die Memoiren Überlebender*, S. 23.

⁸ Assmann, Aleida: *Wem gehört die Geschichte? Fakten und Fiktionen in der neueren deutschen Erinnerungsliteratur*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. 36/1 (2011), S. 213–225, hier S. 217.

⁹ Ebd., S. 215.

‚Wahrheitsfindung‘ sowie zunehmender Verstrickung in den Gegenstandsbereich psychoanalytischer Traumaforschung – auch in außerliterarischen Diskursen Rollen zugeordnet wurden, die es ihnen ermöglichten, auch in nichtliterarischen Modi über ihre individuelle Leiderfahrung zu sprechen und angehört zu werden. Gemeint sind hierbei etwa die personengebundenen Funktionen Holocaustüberlebender in der Gedenkstättenpädagogik oder bei Gedenktagsreden, aber auch Verwendungsformen des Zeugenzitats etwa bei politischen Veranstaltungen, in der Kunst oder in pseudohistoriografischen Infotainment-Formaten. Mit solchen vonseiten der Gesellschaft zugewiesenen Sprecherrollen positionieren sich die Holocaustüberlebenden als Akteure in einem erinnerungskulturellen Diskurs, der sich ab dem Ende der 1950er Jahre allmählich in der Bundesrepublik formierte und in den folgenden Jahrzehnten zunehmend ausdifferenziert und institutionalisiert wurde. Ein solcher Diskurs besteht zunächst einmal aus einer Vielzahl an Regeln, die angeben, wem es zukommt, über den Nationalsozialismus und den Holocaust zu reden, und auf welche Weise diese Rede geführt werden darf. Hierbei ist zu bedenken, dass ein Diskurs nicht in seiner Repräsentationsfunktion aufgeht – mit Foucault: „Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache.“¹⁰ Vielmehr sind Diskurse „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“¹¹. Somit kann sich der erinnerungskulturelle Diskurs über die Zeit des Nationalsozialismus nicht im bloßen Sprechen über die Ereignisse erschöpfen – statt lediglich auf einen in der Vergangenheit liegenden Referenten zu verweisen, erlangt die Sprache ihr diskurskonstitutives Potenzial erst in der performativen Dimension, also im Sprechakt. Das Erinnern muss daher als ein Handeln im sozialen Kontext aufgefasst werden. Dass die Gegenstände des Diskurses handelnd hervorgebracht werden, impliziert jedoch auch, dass sie verhandelbar sind, d. h. einerseits argumentative Funktionen übernehmen, andererseits aber auch kritisiert und marginalisiert werden können. An solchen Verhandlungen zum Zwecke der Bildung und Umbildung des Diskurses vermögen jedoch nur diejenigen Akteure teilzunehmen, die innerhalb des Diskurses überhaupt handlungsfähig sind. Dieser Zugang zur Gestaltung eines Diskurses ist sozialen Bedingungen unterworfen, denn wer mit seiner Sprache handeln will, muss eine legitime Position innerhalb des diskursspezifischen Machtgefüges einnehmen. Die Abhängigkeit des Gelingens einer Sprechhandlung von der

¹⁰ Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981, S. 74.

¹¹ Ebd.

autoritativen Stellung des Sprechers hat bereits John L. Austin exemplarisch vor Augen geführt:

Nehmen Sie etwa an, ich sehe ein Schiff vor dem Stapellauf, gehe hin, schmettere die Flasche dagegen, die am Rumpf hängt, verkünde: ‚Ich taufe dieses Schiff ‚Stalin‘ [...]; das Dumme ist bloß: Ich war nicht für die Taufe bestimmt [...]. Man könnte sagen, daß ich das Tauen des Schiffes ‚durchgespielt‘ habe, daß meine Handlung aber ‚nichtig‘ oder ‚unwirksam‘ war, weil ich nicht die richtige Person war, nicht die ‚Kompetenz‘ dazu hatte[.]¹²

Damit das Holocaustzeugnis performativ auf die Bildung der Gegenstände des Erinnerungsdiskurses Einfluss nehmen kann, muss der Sprecher „die richtige Person“ sein, d. h. er muss vonseiten der sozialen Gemeinschaft, die ihn anhört, in seiner Zeugenrolle bestätigt und zum bezeugenden Sprechen autorisiert sein – andernfalls läuft sein Sprechen ins Leere und die Handlung des Zeugnisablegens kommt nicht zustande. Und man muss sogar noch weiter gehen: Während sich die Autorität des Sprechers zunächst lediglich auf seine Kompetenz bezieht sowie auf sein gesellschaftlich zugesichertes Recht, sich innerhalb dieses Kompetenzbereichs zu äußern, muss darüber hinaus auch von der sozialen Gemeinschaft die Bereitschaft vorliegen, den Äußerungen des autorisierten Sprechers überindividuelle Bedeutung bzw. gesellschaftlichen oder diskurs-spezifischen Nutzen beizumessen: „So gesehen impliziert jede performative Äußerung ein doppeltes Moment: erstens, die Äußerung selbst durch einen autorisierten und legitimen Sprecher sowie, zweitens, die soziale Anerkennung des Sprechers und die Beglaubigung der Äußerung durch die Gruppe.“¹³

Nun stellt sich die Frage, wie sich die Zeitzeugen – vom bloßen Augenzeugen bis zum ‚body-witness‘¹⁴ – diese soziale Anerkennung erstmals erwerben. Schließlich verfügt das Holocaustzeugnis über keine prä-narrative Existenz, denn „jedes Zeugnis [entsteht] aus einem Geheimnis, das nur dann ans Licht kommt,

¹² Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart: Reclam 2007, S. 44f.

¹³ Posselt, Gerald: Repräsentation und Performativität. Sprechakttheoretische Überlegungen im Anschluss an Austin, Benveniste, Bourdieu und Derrida. In: Ereignis Denken. TheatRealität – Performanz – Ereignis. Hg. v. Arno Böhler u. Susanne Granzer. Wien: Passagen-Verlag 2009, S. 195–218, hier S. 203.

¹⁴ Vgl. LaCapra, Dominick: History and Its Limits. Human, Animal, Violence. Ithaca: Cornell Univ. Press 2009, S. 62.

wenn der Zeuge es erzählt“¹⁵. Bei der Zeugenschaft handelt es sich also um ein zweistelliges Prädikat: „Die Erzählung entsteht im Zuhören und Gehörtwerden. In diesem Prozeß wird die Kenntnis, das ‚Wissen‘ von dem Erlebnis hervorgebracht. Die zuhörende Person ist an diesem Vorgang unmittelbar beteiligt, insofern hier ein Wissen entsteht, das in dieser Form noch nicht existierte.“¹⁶ Und solange die Erfahrung des Holocaustüberlebenden nicht als Wissen konstituiert wurde, führt sie das Schattendasein des Unaussprechlichen.

Wir haben es daher mit einem Dilemma zu tun: Das Unaussprechliche kann keine soziale Anerkennung anwerben, weil es sich nicht mitteilt. Um sich mitteilen zu können, bedarf es jedoch der sozialen Anerkennung. Im Folgenden soll dargelegt werden, auf welche Weise dieses Dilemma umgangen werden kann: Im literarischen Diskurs ist die Möglichkeit gegeben, Zeugenschaft zu inszenieren, ohne dass der Autor bereits über eine gesellschaftlich legitimierte Zeitzeugenrolle verfügt. Der anerkennende Andere erweist sich auch in der Literatur als unhintergehbare Voraussetzung für die Ausübung von Zeugenschaft, nur dass dieser hier keine soziale, sondern eine narratologisch-abstrakte Instanz darstellt und somit der vollständigen Kontrolle des Autors unterliegt. Diese textimmanent vollzogene Anerkennung des Erzählers kann daraufhin von den Lesern (als sozialen Akteuren) auf eine Anerkennung des Autors ausgeweitet werden, welcher (ebenfalls als sozialer Akteur) den literarischen Text ‚aussagt‘.

Diese Logik des Zeugens und deren Umsetzung im literarischen Diskurs führt uns zu folgender Einsicht: Zeitzeuge ist man nicht, weil man an einem historischen Geschehen beteiligt war, sondern aufgrund der getroffenen Aussagen und deren performativen Wirkungen im sozialen Kontext. Dass es sich so verhält, wird insbesondere dann deutlich, wenn Personen – infolge ihrer sprachlichen Handlungen – die soziale Rolle des Zeitzeugen einnehmen, ohne tatsächlich – im prädiskursiven Sinne – über entsprechende historische Erfahrungen zu verfügen. Zur Stärkung dieses Arguments demonstriere ich im Folgenden die literarische Konstruktion legitimer sozialer Sprecherrollen anhand eines weithin bekannten Fallbeispiels des fingierten Zeugnisses.

¹⁵ Schmidt: Zeugenschaft, S. 48.

¹⁶ Laub, Dori: Zeugnis ablegen oder Die Schwierigkeiten des Zuhörens. In: ‚Niemand zeugt für den Zeugen‘. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Hg. v. Ulrich Baer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 68–83, hier S. 68.

2. Die literarische Präfiguration von sozialen Rollen und Anerkennungsverhältnissen

1995 veröffentlichte ein Schweizer Autor mit dem Namen Benjamin Wilkomirski im zur Suhrkamp-Gruppe gehörenden Jüdischen Verlag ein Buch mit dem Titel „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948“. In diesem autobiografischen Text schildert der Autor seine Kindheitserlebnisse aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der ersten drei Nachkriegsjahre. Seine Darstellung wurde nicht nur für ihre literarische Qualität gelobt, sondern führte auch dazu, dass der Autor schlagartig zu einem ‚Star‘ in der Erinnerungskultur des deutschsprachigen Raums aufstieg.¹⁷ Wilkomirski trat vor Schulklassen, in Rundfunk und Fernsehen sowie im wissenschaftlichen Diskurs als Zeitzeuge und Experte auf, war Sympathieträger eines beeindruckten Publikums und wurde mit verschiedenen Preisen geehrt. Wilkomirski hat demnach nicht etwa bereits eine gesellschaftlich anerkannte Rolle – die des Zeitzeugen und Holocaustüberlebenden – innegehabt, um daraufhin auch literarisch Zeugnis abzulegen, sondern das Zeugnis im literarischen Diskurs war die Grundlage dafür, dass dem Autor auch im Außerliterarischen die Rolle des Zeitzeugen zugedacht wurde: Erst *aufgrund* und *infolge* der Publikation seiner ‚Überlebensememoiren‘ war er von den Angehörigen der bundesdeutschen Erinnerungskultur als Sprecher primärer historischer Erfahrung autorisiert worden – er wurde als Stellvertreter der Holocaustopfer anerkannt und galt fortan als Repräsentant von Erfahrungen und Leid im Zusammenhang mit den Konzentrationslagern zur NS-Zeit. Alles, was von ihm über den Nationalsozialismus und den Holocaust sowie über Bedingungen des Erinnerns oder über frühkindliche Traumatisierungen geäußert wurde, ist entsprechend medialisiert und jeweils medienspezifisch inszeniert worden, wodurch es sich innerhalb der Erinnerungskultur als diskurskonstituierende Praxis darbot: Wenn sich Wilkomirski im Erinnerungsdiskurs zu Wort meldete, vollzog er damit immer zugleich auch eine Handlung, die für den Erinnerungsdiskurs eine aktualisierende bzw. bestätigende oder aber auch eine modifizierende Funktion erfüllte.

All dies änderte sich schlagartig und mit beispielloser Härte ab dem Sommer 1998, als der Schweizer Autor Daniel Ganzfried in der Schweizer Wochenzeitung

¹⁷ Auch international waren die „Bruchstücke“ erfolgreich – der Text erschien in mehr als 15 Sprachen. (Vgl. die Angabe in Hefti, Sebastian: Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht? In: Ganzfried, Daniel: ...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Berlin: Jüdische Verlagsanstalt 2002, S. 7–15, hier S. 7.)

Weltwoche behauptete, dass Wilkomirski in Wirklichkeit Bruno Dössekker heiße, zwei Jahre jünger sei als in der vermeintlichen Autobiografie angegeben, und nie in einem KZ inhaftiert gewesen sei. Wilkomirskis Agentur beauftragte daraufhin den Historiker Stefan Mächler damit, die Vorwürfe zu prüfen. In der Tat stellte sich heraus, dass die angebliche Autobiografie der historischen Faktenlage in wesentlichen Punkten widersprach. Gegen den Vorwurf des vorsätzlichen Betrugs wurden zwar auch psychopathologische Erklärungen ins Feld geführt: demnach sei Wilkomirskis Verhalten auf eine ‚Pseudologia Fantastica‘, eine unbewusste Konstruktion von ‚falschen‘ Erinnerungen zurückzuführen, deren Ursachen in Traumatisierungen während der Nachkriegszeit zu finden seien.¹⁸ Somit bestand der Sache nach die Möglichkeit, dass sich eine zweite, von der Autorintention zwar vollständig abweichende, aber dennoch mit erinnerungskulturellen Maßgaben verträgliche Interpretation der ‚Bruchstücke‘ durchsetzt und eine dauerhafte Rezeption gewährleistet wird: „Aus dem traumatisierten Holocaustopfer wird das traumatisierte, von der Mutter verstoßene Kind, das als Erwachsener dieses Trauma mit der erfundenen Biographie bearbeitet.“¹⁹ Diese alternative Deutung hat jedoch außerhalb des literaturwissenschaftlichen bzw. des psychologischen Spezialdiskurses keine Aufnahme gefunden. Stattdessen wurden die Abweichungen von dokumentarisch nachweisbaren und historiografisch verbürgten Fakten als Bruch mit dem ‚autobiografischen Pakt‘ aufgefasst, den die Rezipientengemeinschaft offenbar geschlossen zu haben meinte.²⁰ Dies hatte

¹⁸ Vgl. Ganzfried, Daniel: ...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals. Berlin: Jüdische Verlagsanstalt 2002, S. 77.

¹⁹ Kyora, Sabine: Der Skandal um die richtige Identität. Benjamin Wilkomirski und das Authentizittsgebot in der Holocaust-Literatur. In: Literatur als Skandal. Flle – Funktionen – Folgen. Hg. v. Stefan Neuhaus u. Johann Holzner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, S. 624–631, hier S. 627.

²⁰ Eine andere Wendung nahm interessanterweise ein ähnlicher Fall, der sich in den Achtzigerjahren ereignete: Die 1965 unter dem Titel *The Painted Bird* veröffentlichten Erinnerungen von Jerzy Kosinski wurden 1982 als Fiktion entlarvt. In den dazwischenliegenden Jahren genoss der Autor die sozial anerkannte Rolle eines legitimen Sprechers über den Holocaust, wie Norman G. Finkelstein resümiert: „*The Painted Bird* wurde zu einem grundlegenden Text DES HOLOCAUST. Es war ein Bestseller und gewann Preise, wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und war Unterrichtstext in Highschools und Colleges. Kosinski, der die Holocaust-Rundtour mitmachte, nannte sich selbst einen ‚Elie Wiesel zum Billigtarif‘.“ (Finkelstein, Norman G.: Die Holocaust-Industrie. Wie das Leiden der Juden ausgebeutet wird. München: Piper 2001, S. 64.) In Kosinskis Fall hatte die Entlarvung jedoch weniger dramatische

zunächst zur Folge, dass die „Bruchstücke“ aus den Regalen von Buchläden und Büchereien entfernt wurden, doch der Entzug der ‚Zeugenlizenz‘ im *literarischen* Diskurs hatte darüber hinaus den diskursexternen Effekt, dass dem Autor Wilkomirski respektive Dössekker nun auch die Rolle eines legitimen Sprechers des Holocaustdiskurses aberkannt wurde und er somit jegliche erinnerungskulturelle Handlungs- und Deutungsmacht einbüßte.

Anhand des Wilkomirski-Falls kann gut nachvollzogen werden, wie Literatur als Sozialsystem funktioniert und wie das literarische Sozialsystem mit anderen Sozialsystemen interagiert. Der Autor ist zu einer sozialen Rolle gelangt, nachdem er sich diese Rolle selbst *entworfen* hat, und zwar innerhalb einer Welt, die er vollständig beherrscht, nämlich innerhalb der *literarischen* Welt. In dieser verwendet er zunächst eine mit der Ich-Perspektive verwobene Rhetorik der Erinnerung: das vermeintlich Erlebte „taucht auf in meiner Erinnerung“²¹, „Ich weiß nicht mehr“ (B 20), „Ich sehe es noch genau vor mir“ (B 21). Wie der Erzähler gleich zu Beginn ankündigt, sollen die Erinnerungen so, wie es das „Kindergedächtnis aufbewahrt hat“ (B 8), wiedergegeben werden, denn „die Perspektive des Erwachsenen [...] würde das Geschehene nur verfälschen“ (B 8) – unterstützend wirkt hierbei die achronologische Anordnung der neunzehn Kapitel. Andererseits mischt sich das erwachsene Ich permanent mit metanemmonischen Kommentaren dazwischen, sodass eine Doppelperspektive entsteht, welche die ‚Erinnerungshaftigkeit‘²² noch einmal verstärkt. Mittels dieser narratologischen Strategie wird im Modus der verbürgten Erfahrung erzählt und in diesem Sinne dem literaturspezifischen Primat der Erfahrung entsprochen – folglich inszeniert sich der Erzähler selbst in einer legitimen Sprecherrolle und beansprucht Deutungsautorität in Bezug auf das erzählte Geschehen. Der Erfahrungsträger, der hier erzählt, teilt sich jedoch nicht etwa realen Rezipienten mit, sondern äußert sich gegenüber einem unspezifischen und dem literarischen Werk impliziten – aber nicht textuell explizierten – Adressaten. Die

Konsequenzen. Der Autor büßte zwar seine Handlungsfähigkeit im Erinnerungsdiskurs ein, konnte jedoch seinen Text ‚retten‘, indem er ihn nun explizit als Roman kennzeichnete – als solcher wird er bis heute, auch in deutscher Übersetzung, immer wieder neu aufgelegt.

²¹ Wilkomirski, Benjamin: *Bruchstücke*. Aus einer Kindheit 1939-1948. Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag 1995, S. 11, im Folgenden zitiert als B mit Seitenzahl.

²² Zu diesem Terminus vgl. Basseler, Michael/Birke, Dorothee: *Mimesis des Erinnerns*. In: *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Hg. v. Astrid Erll u. Ansgar Nünning. Berlin; New York: de Gruyter 2005, S. 123–147.

Unterscheidung zwischen Rezipient und Adressat ist nötig, weil der Erzähler Teil der dargestellten Welt ist und nur gegenüber solchen Instanzen Zeugnis ablegen kann, die den gleichen ontologischen Status haben wie er. Der Adressat ist – in Anlehnung an Wolf Schmid's Begriff des ‚abstrakten Lesers‘ – eine Art ‚abstrakter Zuhörer‘ und fungiert als „Träger der beim Publikum vermuteten Kodes und Normen“²³. Somit können die realen Rezipienten die Aussagen des Erzählers durchaus in reale Kontexte einordnen, aber ein Anerkennungsverhältnis über die Grenze zwischen sozialer und literarischer Welt hinweg ist aus kommunikationslogischen Gründen nicht möglich. Die anerkennende Instanz in Bezug auf die Erzählerrede ist der ‚abstrakte Zuhörer‘, an den diese Rede gerichtet ist. Allerdings kann der reale Rezipient als externer Beobachter Annahmen über die textinterne Pragmatik der Erzählkommunikation treffen, denn „im Erzählwerk [wird] nicht einfach erzählt, sondern ein Erzählakt dargestellt“²⁴ – die Beschaffenheit dieses Erzählakts ist, bei entsprechenden Inferenzleistungen der Rezipienten, grundsätzlich ‚lesbar‘, d. h. in der Regel vermögen die Rezipienten ein Urteil darüber zu fällen, ob der Erzähler von seinen Adressaten anerkannt wird und folglich innerhalb der von Erzähler und Adressaten geteilten Welt erinnerungskulturell handelt, während er erzählt.

Von der Erzählkommunikation grundsätzlich zu unterscheiden ist die Autorkommunikation, die zwischen realen Kommunikationsteilnehmern, nämlich zwischen der Person des Autors und den Rezipienten stattfindet.²⁵ Die Verschränkung beider Kommunikationsebenen besteht darin, dass die gesamte Erzählkommunikation – Erzähler, erzählte Welt und Adressat – in der Nachricht enthalten ist, die vom realen Autor an die realen Leser weitergegeben wird. Was die realen Leser in der realen, außerliterarischen Kommunikation als Nachricht erreicht, ist demnach nicht lediglich der erzählte Inhalt, sondern auch eine plausible Begründung dafür, dass dieser Inhalt, wenn er auf diese spezifische Weise von einem mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteten Erzähler vorgetragen wird, innerhalb der erzählten Welt Anerkennung findet. Folglich ist die Erzählung eines Holocaustüberlebenden nicht bloß eine Erzählung von den historischen Ereignissen und damit einhergehenden persönlichen Erfahrungen, sondern darüber hinaus eine Erzählung über die Bedingungen der sozialen Anerkennung des Sprechens über solche Erfahrungen.

Damit jedoch die textinterne Pragmatik Geltungsansprüche auf textexterner Ebene erheben, also der Autor von ‚Überlebensmemoiren‘ die sozial anerkannte

²³ Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*. 2. Aufl. Berlin: de Gruyter 2008, S. 68f.

²⁴ Ebd., S. 41.

²⁵ Zu dieser strukturellen Unterscheidung vgl. ebd., S. 43.

Rolle, die dem Erzähler textintern zukommt, auch für sich selbst – im außerliterarischen sozialen Kontext – beanspruchen kann, muss eine dreifache – Ebenen übergreifende – Identitätsrelation hergestellt werden können: zwischen Erzähler und Autor, zwischen Adressat und Rezipient und zwischen literarischer Welt und realer Welt. Die Identität beider Welten meint nichts anderes, als dass die erzählten historischen Ereignisse mit den historischen Ereignissen übereinstimmen müssen, die in außerliterarischen Diskursen verhandelt werden, und generell in der literarischen Welt keine Elemente als faktische Behauptung auftauchen, die nicht auch in der außerliterarischen Wirklichkeit auftauchen oder auftauchen könnten. Die Identität zwischen Adressat und Rezipient ergibt sich daraus, dass der Adressat, wie bereits erläutert, als „Träger der beim Publikum vermuteten Kodes und Normen“ fungiert und somit über psychologische Dispositionen verfügt, die auch die meisten Rezipienten aufweisen. Die Identität von Autor und Erzähler hingegen wird in der Regel paratextuell – mittels Coverbild, Untertitel, Klappentext, Widmung, Danksagung etc. – und durch Namensidentität von Autor und Erzähler hergestellt.

Die Erfüllung dieser an die autobiografische Gattung gestellten Identitätsforderungen hat den Effekt, dass die von den Rezipienten in die literarische Erzählung ‚hineingelesene‘ – gewissermaßen ‚virtuelle‘ – Anerkennung der Sprecherrolle ‚realisiert‘ und auf das Verhältnis von Autor und Leser in deren sozialer Wirklichkeit übertragen wird. Der Wirkungsradius des literarischen Textes überschreitet somit die Grenzen des literarischen Diskurses – der literarische Text im Ganzen ist eine nicht mehr bloß literarische Äußerung und qualifiziert sich daher für mögliche Sprechakte bzw. ‚Sprachakte‘²⁶ in nichtliterarischen Diskursen. Auf diese Weise finden erinnerungsliterarische Texte pragmatische Anknüpfungspunkte in (nichtliterarischen) Erinnerungsdiskursen. Den Urhebern und Verantwortlichen dieser Texte – den Autoren – wird hierbei die Rolle derer zugewiesen, die mit entsprechenden erinnerungsrelevanten Äußerungen performativ in den Erinnerungsdiskursen agieren. Da aber der literarische Text als Sprachakt im Erinnerungsdiskurs nicht mehr im strengen Sinne literarisch ist, sondern eben erinnerungskulturell, kann die Rede des Autors im Erinnerungsdiskurs nichtliterarisch fortgesetzt werden. Gleichwohl fungiert der die erinnerungskulturelle Funktion des Autors auslösende literarische Text auch

²⁶ Zu sprechakttheoretischen Ansätzen in Bezug auf literarische Texte vgl. Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt Verlag 2001, hier Kap. 2.1.

weiterhin als Rückversicherung dafür, dass es sich bei diesem erinnerungskulturellen Sprecher tatsächlich um die „richtige Person“ handelt, die der Anerkennung vonseiten der erinnerungskulturellen Gemeinschaft würdig ist.

Bei Wilkomirski ist diese Rückversicherung obsolet geworden, weil eine der drei oben genannten Identitätsrelationen zurückgenommen werden musste, nämlich die von Autor und Erzähler. Folglich verlor Dössekker – alias Wilkomirski – die Autorität, sich überhaupt noch über Holocausterfahrungen zu äußern, und damit freilich auch die Anerkennung, derer es bedarf, um innerhalb des erinnerungskulturellen Diskurses zur Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust handlungsfähig zu sein.

3. Gedenken versus Erinnern nach dem Tod der Zeitzeugen

Der Erinnerungsdiskurs zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg befindet sich in einer Umbauphase, denn mit dem allmählichen Sterben der Zeitzeugen kommt ihm seine primäre und mit höchster Autorität und sozialer Anerkennung ausgestattete Aussageinstanz abhanden. In Anbetracht dieser demografischen Zäsur muss gesellschaftlich und erinnerungskulturell neu ausgehandelt werden, wer zukünftig – abgesehen vom akademischen Diskurs der Historiker – über den Holocaust, die NS-Zeit, die Kriegserfahrungen, Schuld und Täterschaft sprechen darf und auf welche Art und Weise. Die soziale Rolle derer, die vom Krieg erzählen, wird neu vergeben – aber an wen? Wie sich seit einiger Zeit abzeichnet, findet ein folgenreicher Übergang statt von der Erinnerungsperformanz des Zeugenschaftsdispositivs hin zur bloßen Repräsentation der Ereignisse. Repräsentation meint hier sowohl die Vergegenwärtigung des Vergangenen als auch die dabei beanspruchte mediale Darstellungsweise. Der Unterschied zur Praxis der Zeitzeugenschaft besteht darin, dass mit dem Verzicht auf performative Dimensionen des Erinnerns nun keine Rückversicherung vonseiten sozialer Gruppen mehr nötig ist, um Aussagen über die Bedeutung der Vergangenheit zu treffen. Da jedoch ein Diskurs in der bloßen Bezeichnungsfunktion nicht aufgeht,²⁷ droht hiermit eine Erlahmung und Dissoziation des Erinnerungsdiskurses: Die – vor allem in Deutschland – hochgradig institutionalisierte Gedenkkultur erprobt zunehmend Verfahren, die einen Verzicht auf diskurskonstitutive Erzählakte zulassen, und stattdessen auf eine Musealisierung der Geschichte abzielen. Doch infolge der Ausschaltung von

²⁷ Vgl. hierzu erneut Foucault: Archäologie, S. 74.

Kommunikationsbedingungen, die auf Anerkennung der Empfänger zielen, fällt auch die Anknüpfung der vermittelten Inhalte an den Gegenwärtigkeitskontext denkbar gering aus. Denn obwohl über den Holocaust als Faktum längst ein ungefährdeter gesamtgesellschaftlicher Konsens besteht,

geht das Pathos der erinnerungskulturellen Redeformeln, Jahrestage, Gedenkveranstaltungen etc. auf die längst gegenstandslos gewordene Behauptung zurück, man müsse ‚gegen das Vergessen‘ ankämpfen. Das ist empirisch längst obsolet, und gerade deshalb wirken die Rituale der Holocausterinnerung inzwischen merkwürdig abgestanden und gerade für Jüngere kaum anschlussfähig[.]²⁸

Bei ‚verordneter Erinnerung‘ handelt es sich um ein bloßes Gedenken – verstanden im Sinne von ‚denken an‘ –, wobei das eigentliche Potenzial von Erinnerung gerade verfehlt wird: ‚Erinnern‘ meint nicht das Archivieren und Speichern abgeschlossener und damit statisch gewordener Vergangenheiten, sondern wird verstanden als performativer Prozeß, der seinen Gegenstand konstituiert, inszeniert, re inszeniert und dabei ständig modifiziert²⁹. Die Berliner Psychoanalytikerin Vera Kattermann weist diesbezüglich auf die allzu häufige Verwechslung dieser beiden erinnerungskulturellen Praktiken hin und diagnostiziert eine daraus folgende unzulässige ‚Vermengung von Verarbeitungs- und Gedenkanspruch‘³⁰:

Eines der zentralen öffentlichen Missverständnisse in Bezug auf die Bedeutung des kollektiven Erinnerns liegt in der unreflektierten Reduzierung der Erinnerung auf ihre kognitive Dimension. [...] Wenn öffentliches Erinnern nachhaltige Wirkungen entfalten soll, geht es nicht ohne emotionale Öffnung und Beteiligung.³¹

Die Darbietung von Geschichte im traditionellen Museumskontext und in Form der Reihung von Fakten lässt gerade bei Angehörigen der jüngeren Generationen

²⁸ Welzer, Harald: Für eine Modernisierung der Erinnerungs- und Gedenkkultur. In: Gedenkstättenrundbrief 162 (8/2011), S. 3–9, zitiert nach http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaetten-rundbrief/rundbrief/news/fuer_eine_modernisierung_der_erinnerungs_und_gedenkkultur/ (26.2.13), o. S.

²⁹ Fischer-Lichte, Erika/Lehnert, Gertrud: Einleitung. In: Paragrana 9/2 (2000), S. 9–17, hier S. 14.

³⁰ Kattermann, Vera: Endlich fertig erinnert? Ein psychoanalytischer Beitrag zur Diskussion kollektiver Vergangenheitsarbeit. In: Merkur 2012/5, S. 459–465, hier S. 463.

³¹ Ebd., S. 461.

das ‚Orientierungsbedürfnis‘³² unbefriedigt – es findet keine Anbindung an individuelle Erfahrungen oder generationenspezifische Gedächtnisse statt. Vielmehr haben wir es mit einem „Generationsbruch[] ‚mnemotechnischer‘ Art“³³ zu tun, was zur Folge hat, dass inzwischen auch von Vertretern der ‚dritten Generation‘ gefordert wird, auf gesellschaftlichen Konsens drängende singuläre Bedeutungsansprüche im Kontext der Holocausterinnerung zugunsten emotionaler Anknüpfungspunkte und demokratischer Debattenkultur aufzuweichen.³⁴ So stellt auch Harald Welzer fest, dass „sich die Vermittlungspraxis bei nicht wenigen [Jugendlichen] in ein Gefühl der Freiheitsbeschränkung [übersetzt] – mithin in das genaue Gegenteil dessen, was durch die Erziehung zur Demokratiefähigkeit und zur Zivilcourage eigentlich erreicht werden soll“³⁵.

Das Phänomen der gefühlten „Freiheitsbeschränkung“ weist schon darauf hin, dass auch das Repräsentationsparadigma mit Autoritätsfunktionen einhergeht. Während jedoch die Autorität der Zeitzeugen auf deren jeweils einzigartige Leiderfahrung zurückzuführen war, beziehen die ‚neuen‘ Sprecher ihre Autorität aus ihren politischen oder sonstigen Ämtern – die Akteure, die bei Gedenkveranstaltungen auftreten, um die Vergangenheit ‚aufzurufen‘, sind in der Regel Politiker, Gedenkstättenleiter, Museumsdirektoren, Vorsitzende von Verbänden oder Sponsoren. Sie sind Repräsentanten im Auftrag eines erinnerungspolitischen Programms und in der Regel verfügen sie nicht nur über die politisch zugesicherte Autorität, bestimmte Aussagen über die nationalsozialistische Vergangenheit zu treffen, sondern auch über entsprechende Kompetenzen. Aber das mittels der – sprachlichen wie politischen – Repräsentationsfunktion aufgerufene „Gedenken [...] bezieht sich auf die Ereignisse, deren gedacht werden soll, und soll explizit

³² Zum ‚Orientierungsbedürfnis‘ als rezipientenseitiges Kriterium der (Geschichts-) Erzählung vgl. Pandel, Hans-Jürgen: Die wechselseitigen Erfahrungen von Erzähler und Zuhörer im Prozess des historischen Erzählens. In: Erfahrung und Geschichte. Historische Sinnbildung im Pränarrativen. Hg. v. Thimo Breyer u. Daniel Creutz. Berlin; New York: de Gruyter 2010, S. 93–108, hier S. 100.

³³ Kaschuba, Wolfgang: Gedächtnislandschaften und Generationen. In: Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens. Hg. v. Petra Fank u. Stefan Hördler. Berlin: Metropol 2005, S. 183–196, hier S. 194.

³⁴ Vgl. Pyper, Jens Fabian: Die Bedeutung des Holocaust für unsere Generation. In: „Uns hat keiner gefragt“. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust. Hg. v. dems. Berlin; Wien: Philo 2002, S. 13–40.

³⁵ Welzer: Modernisierung, o. S.

nicht über sie hinausweisen, sondern nur eine Art historischer Verlängerung in die Zukunft darstellen“³⁶.

Um hingegen Erinnerung im strikten Sinne zu leisten – d. h. eine erfahrungsgeleitete und emotionale Anbindung an gegenwärtige Lebens- und Denkgewohnheiten –, bedarf es der *Anerkennung* des autoritativen Sprechens vonseiten der Gesellschaft. Eine Alternative zu den politisch herbeigeführten Tendenzen einer Monumentalisierung des Historischen findet sich, wie die folgenden Ausführungen zeigen, in der Literatur, die dank ihrer semiotischen Komplexität und interdiskursiven Flexibilität zu zeitgemäßen Erinnerungspraktiken anleitet und somit ihr erinnerungskulturelles Innovationspotenzial unter Beweis stellt.

4. Die Enkelliteratur und das Erinnern im Modus der ‚sekundären Zeugenschaft‘

Mit dem Sterben der Zeitzeugen des Nationalsozialismus und des Holocaust verschwindet auch die Gattung der ‚Überlebensmemoiren‘ aus unserer Erinnerungslandschaft. Zwar werden diese Texte nach wie vor gelesen, aber mit der zunehmenden Distanz zu ihrer Entstehungszeit geht die sozio-kommunikative Anbindung an gegenwärtige Rezipientengemeinschaften verloren. Anstatt die Kriegs- und Leiderfahrungen für gegenwärtige Leser zugänglich zu machen, werden diese Texte inzwischen selbst zum Gegenstand von Historisierungen – symptomatisch zeigt sich dies etwa in den Vor- und Nachworten von Neuausgaben, die unter anderem editionsgeschichtliche Informationen anfügen oder Produktions- und Rezeptionskontexte reflektieren. Nicht zuletzt in Reaktion auf die damit einhergehende Erstarrung erinnerungskultureller Semantisierungsprozesse schaltet sich die Literatur wieder zunehmend in den Kampf um Erinnerungshoheit ein. Hierbei kommt es gelegen, dass diametral entgegengesetzt zur sukzessiven Dezimierung der Kriegsteilnehmergeneration eine neue Autorengeneration heranwächst. Am Kreuzungspunkt dieser beiden Tendenzen entsteht die Enkelliteratur.³⁷

³⁶ Reemtsma: Wozu Gedenkstätten? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 25-26 (2010), S. 3–9, hier S. 5.

³⁷ Zur Bestimmung der Enkelliteratur als literarische Gattung vgl. Ganeva, Mila: From West-German *Väterliteratur* to Post-Wall *Enkelliteratur*: The End of the Generation Conflict in Marcel Beyer’s *Spione* and Tanja Dückers’s *Himmelskörper*. In: *Seminar. A Journal of Germanic Studies*, 43/2 (2007), S. 149–162.

In der Enkelliteratur wird auch über den Holocaust, den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und über Vertreibungen gesprochen – aber diesmal nicht von den Zeitzeugen, sondern von deren Enkeln. Nach dem Tod der Zeitzeugen ist es häufig gerade die dritte Generation, die sich berufen fühlt, das Unausgesprochene postum erinnerungskulturell verfügbar zu machen. Die ‚sekundäre Zeugenschaft‘³⁸ der Nachgeborenen etabliert sich in der Literatur als ein die Zeitzeugenschaft ablösendes Dispositiv,³⁹ welches mittels erzählstruktureller Alternativen transgenerationale Praktiken des Erinnerns erprobt. Um bei der Bezugnahme auf die Kriegs- und Holocausterfahrungen ihrer Großeltern eine Autorität gegenüber den Familienerzählungen der Elterngeneration einerseits und außerfamiliären Erzählinstanzen andererseits behaupten zu können, müssen die Enkel überzeugend darlegen, dass sie über einen privilegierten Zugang zur Geschichte der Erlebnisgeneration verfügen. Es genügt daher nicht, die Geschichte der Großeltern einfach nachzuerzählen, sondern sie müssen dabei stets deutlich machen, *wie* sie zu dieser Geschichte gelangt sind, wo die Grenzen des Zugangs lagen, wo Widersprüche auftauchten und wo sie beseitigt werden konnten. Sie müssen also mittels verbaler Präzisierungen, rhetorischer Amplifikationen und linguistischer Kennzeichnungen ihre Quellen nicht nur benennen, sondern auch deren Vertrauenswürdigkeit beurteilen, kritische Distanz wahren, überkommene Sinneinheiten aufbrechen, Deutungshorizonte abschreiten und nicht zuletzt ein bedingungsloses Interesse unter Beweis stellen. Da es sich hierbei um Praktiken und Dispositionen des Erzählers handelt, ist dessen eigene Präsenz in den Enkelerszählungen besonders auffällig. Die Evokation von Erzählillusionen wird zudem dadurch unterstützt, dass weitgehend auf narrative Verfahren der Erzeugung von Geschehensillusion verzichtet wird.⁴⁰ Somit wird bereits innerliterarisch einer bloßen Repräsentation und stellvertretenden

³⁸ Zu diesem Terminus vgl. Baer, Ulrich: Einleitung. In: ‚Niemand zeugt für den Zeugen‘. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Hg. v. dems. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 7–31, hier S. 11.

³⁹ Vgl. Blasberg, Cornelia: Zeugenschaft. Metamorphosen eines Diskurses und literarischen Dispositivs. In: Wende des Erinnerns? Geschichtskonstruktionen in der deutschen Literatur nach 1989. Hg. v. Barbara Beßlich, Katharina Grätz u. Olaf Hildebrand. Berlin: Schmidt 2006, S. 21–33.

⁴⁰ Zum Verhältnis von ‚Erzählillusion‘ und ‚Geschehensillusion‘ vgl. Hauthal, Janine [u. a.]: Metaisierung in Literatur und anderen Medien: Begriffserklärungen, Typologien, Funktionspotentiale und Forschungsdesiderate. In: Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen – Historische Perspektiven – Metagattungen – Funktionen. Hg. v. dens. Berlin; New York: de Gruyter 2007, S. 1–21, hier S. 10.

Wiedergabe von Geschichte(n) vorgebeugt und stattdessen der prozessuale Charakter der transgenerationalen Weitergabe von historischer Erfahrung – vor allem, aber nicht nur – in Familiengedächtnissen demonstriert. Die Protagonisten der Enkelliteratur sind weniger die Vertreter der Großelterngeneration als vielmehr die forschenden, erinnernden und erzählenden Enkel selbst – dies kann auch als Protestreaktion auf die in der gegenwärtigen Gedenkpolitik kaum berücksichtigten Deutungs- und Aneignungsbedürfnisse der dritten und vierten Generation verstanden werden.

Die 1971 geborene Journalistin Johanna Adorján veröffentlichte 2009 ein Buch über ihre Großeltern mit dem Titel „Eine exklusive Liebe“. Das Autorenzitat auf der Umschlagrückseite macht den familienbiografischen Bezug der Erzählung deutlich:

Dieses Buch erzählt die Geschichte von Vera und István, die als ungarische Juden den Holocaust überlebten, 1956 während des Aufstands von Budapest nach Dänemark flohen und sich 1991 in Kopenhagen das Leben nahmen. Man fand sie Hand in Hand in ihrem Bett. Es ist die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe. Die Geschichte meiner Großeltern.⁴¹

Doch die Erzählerin liefert nicht etwa eine rekonstruierte Geschichte ab, sondern vielmehr erzählt sie von den Möglichkeiten und Grenzen einer solchen Rekonstruktion. Im folgenden Beispiel wird eine Erlebnisepisode des Großvaters nicht nur wiedergegeben, sondern sowohl in metanarrative als auch in metanemmonische Kommentare eingebettet:

Wir wissen nicht viel über die Zeit, die mein Großvater im KZ verbracht hat. Eigentlich wissen wir gar nichts. Er hat nie davon gesprochen, und fragte man ihn danach, was jedes Familienmitglied ungefähr einmal getan hat, so antwortete er: „Davon sprechen wir nicht.“ Fragte man meine Großmutter, sagte sie dasselbe: „Davon sprechen wir nicht.“ Woher also wussten wir, dass er lernen musste, im Gehen zu schlafen? Wäre er hingefallen oder hätte er sich hingesetzt, er wäre erschossen worden. Diese eine Sache, die wussten wir. Das heißt, meine Tante und ich, wir wissen sie. Was auch immer „wissen“ bedeutet, denn mein Vater zum Beispiel erinnert sich nicht daran, diese Geschichte je gehört zu haben. Wer hat sie wem erzählt? Wann? Stimmt sie überhaupt? (EL 22)

⁴¹ Adorján, Johanna: Eine exklusive Liebe. München: Luchterhand 2009, Umschlagseite 4, im Folgenden zitiert als EL mit Seitenzahl.

Das Phänomen des selbstverordneten Schweigens von traumatisierten Holocaust-überlebenden stellt einerseits eine Zeugnisblockade dar, andererseits aber sind die Familienangehörigen Zeugen dieses Schweigens und kommen daher nicht umhin, sich mit den Ursachen desselben zu befassen. Zunächst wird die durch das Schweigen der Großeltern hinterlassene Leerstelle mittels der Inhalte eines ‚intertextuellen Gedächtnisraums‘⁴² nach und nach gefüllt, beginnend mit „den Papieren meines Großvaters, die bei ihm in irgendeiner Schublade liegen“ (EL 22). Daraus geht hervor, „dass mein Großvater 1944 nach Mauthausen kam und 1945 im Lager Gunkirchen, 55 Kilometer von Mauthausen entfernt, befreit wurde. Das überrascht uns, wir hatten gedacht, er sei in Mauthausen befreit worden.“ (EL 23) Daran anschließend informiert sich die Erzählerin über die Todesmärsche von Mauthausen nach Gunkirchen und stellt fest: „Es starben Tausende auf diesen Märschen. Ich bin natürlich erschüttert, als ich davon lese [...]“ (EL 23) Mittels dieses Verfahrens der Verknüpfung von privaten und öffentlichen Texten wird Familiengeschichte kontextualisiert und Erinnerung aktualisiert bzw. neu gebildet. Daran schließen sich freilich unmittelbar Identitätsbildungsprozesse an: „Es gab Zeiten, da habe ich mich, wenn ich beim Joggen nicht mehr konnte, mit dem Gedanken daran motiviert, dass ich die Enkeltochter eines Mannes bin, der im Gehen schlafen konnte. Weil er musste. Weil sein Leben davon abhing. [...] Es stimmt also, ich bin diese Enkelin.“ (EL 23)

Die Recherchen veranlassen die Erzählerin, zusammen mit ihrem Vater der KZ Gedenkstätte Mauthausen einen Besuch abzustatten. Doch die Erwartung, hierbei etwas über die Lebensbedingungen und Leiden zu erfahren, denen ihr Großvater ausgesetzt war, wird enttäuscht. Die Anlage kommt ihr vor „wie ein Miniaturmodell von etwas, das in Wirklichkeit viel größer ist“ (EL 13). Der „Guide leiert die Fakten in österreichischem Dialekt herunter“ (EL 16), während die Schulklassen sich kaum dafür zu interessieren scheinen: „Sie sind laut, sie lachen, sie verschicken Kurzmitteilungen. Wissen sie, wo sie hier sind? Interessiert es sie? Ist es schon toll, dass sie überhaupt kommen? Ich fühle Wut in mir

⁴² Vgl. hierzu Lachmann, Renate: *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990. Laut Lachmann können Texte, die über ein hohes Maß an ‚Dialogizität‘ (im Sinne Bachtins) verfügen, einander kommentieren und somit Inhalte nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich vernetzen. Bei der Intertextualität handle es sich daher nicht lediglich um ein textimmanentes Konstruktionsprinzip des Erzählens, sondern darüber hinaus um ein (textpragmatisches) „mnemotechnische[s] Verfahren“ (S. 39).

aufkommen“ (EL 16). Doch auch der Erzählerin fällt es schwer, sich angemessen mit dem Ort auseinanderzusetzen – die Geschichte wird fortwährend von Bedürfnissen der Gegenwart eingeholt, allerdings nicht von Erinnerungsbedürfnissen: „jetzt stehe ich hier in der Hitze, denke, dass ich eine Sonnencreme mit höherem Lichtschutzfaktor hätte mitnehmen sollen, frage mich, ob es am Ausgang Cola light zu kaufen gibt“ (EL 16). Indem die Erzählerin das ausgestellte Geschichtswissen und die Anforderungen der Gegenwart diesen Kontrasten aussetzt, inszeniert sie ein Scheitern des geschichtsdidaktischen Programms der Gedenkstätte und übt somit Kritik an den memorialpolitisch zu verantwortenden Vermittlungspraktiken.

Die in Adorjás Text strategisch eingesetzte Erzählform erweckt den Eindruck der Kommunikation zwischen der Erzählerin und einem Komplizen, der sich die gleichen Fragen stellt, derselben Erinnerungskultur angehört und diesbezüglich ein ähnliches Problembewusstsein hat. Diese dialogisierende Wirkung konturiert in der Vorstellung der Leser einen Adressaten mit bestimmten psychologischen Dispositionen und einem bestimmten erinnerungskulturellen Hintergrund. Auch hier stellt sich zunächst die Frage, ob in dieser textinternen Kommunikationskonstellation eine Anerkennung der Erzählerin als legitime Sprecherin von den Holocausterlebnissen ihrer Großeltern stattfindet. Es ist nicht schwer festzustellen, dass hierüber ein weitgehender Konsens besteht: In aufgeklärten Erinnerungskulturen wird es keineswegs als vermessen eingeschätzt, dass Enkel die Lebensgeschichte ihrer Großeltern kennen wollen und dafür einen entsprechenden Rechercheaufwand betreiben – dies umso weniger, wenn die Großeltern schon gestorben sind. Zusätzlich rechtfertigt die Erzählerin ihre Rolle damit, dass sie verlässlichere Ergebnisse erzielt, als dies die Generation ihrer Eltern bisher vermochte. Demnach liegt innerhalb der Erzählkommunikation von „Eine exklusive Liebe“ ein klares Anerkennungsverhältnis vor: Die Erzählerin tritt als legitime Sprecherin der Großelterngeschichte auf.

Die Aussagen der Erzählerin sollen jedoch nicht nur innerhalb der Grenzen der literarischen Welt Wirkung zeigen, sondern auch außerliterarisch zum Beispiel zur Vermittlung von Wissen beitragen, zu (alternativen) Erinnerungspraktiken anleiten oder Kritik an der Gedenkstättendidaktik üben können. Dies gelingt nur dann, wenn den Lesern der Eindruck entsteht, dass es sich bei dem Text nicht um eine Fiktion und nicht um bloß private Angelegenheiten handelt. Dafür muss zunächst die Identität von Autorin und Erzählerin angezeigt sein – diese wird paratextuell durch das Fehlen einer Gattungsbezeichnung und den (oben zitierten) Umschlagtext sowie mittels Namensidentität von Autorin und Erzählerin hergestellt. Zweitens muss die literarische Welt mit der Welt der Leser übereinstimmen, soweit es sich um öffentliche Schauplätze, geschichtliche Fakten oder Allgemeinwissen handelt – diese Bedingung ist in Adorjás Text ebenfalls erfüllt:

Nicht nur sind alle genannten Gedenkstätten und Denkmäler korrekt bezeichnet und lokalisiert; auch Internetadressen, Fernsehsendungen und Printmedien sind in der Leserwelt nachweisbar. Drittens ist zu prüfen, ob sich reale Leser von der Autorin ebenso angesprochen fühlen können, wie der textinterne Adressat von der Erzählerin – dem ist insofern zuzustimmen, als dass die Erzählerin beim Adressaten kein Wissen voraussetzt, über das die Leser von „Eine exklusive Liebe“ nicht auch verfügen können, und zudem in der Erzählkommunikation keine speziellen, von der außerliterarischen Alltagskommunikation abweichenden Kommunikationscodes verwendet werden.

Folglich kann Adorján, indem sie die Anerkennung ihrer Erzählung innerliterarisch konstruiert, diese Anerkennung auch außerliterarisch für sich selbst beanspruchen, sobald sie die Veröffentlichung ihres Textes als Sprachakt vollzieht und in diesem Sinne sozial handelt. Auf diese Weise verleiht sie der Enkelgeneration eine Stimme in der Erinnerungskultur und fördert die Funktionalisierung historischer Erfahrung in Bezug auf gegenwärtige Erinnerungsbedürfnisse.

Ulrike Koch (Wien)

**„Ni un corps de femme – ni un corps d’homme“ –
Die Herstellung des Geschlechts und das Leben
im Dazwischen in Tahar Ben Jellouns
„L’enfant de sable“ und „La nuit sacrée“**

1. Einleitung

Bereits sieben Töchter¹ zählt eine Familie in Marokko. Jedoch ist dies kein Grund zur Freude, denn in einer Gesellschaft, in der Männer höher bewertet werden als Frauen, ist dies eine Schande, eine Schmach. Die Ehre der Familie befindet sich dadurch in Gefahr. Der Vater muss zudem befürchten verspottet zu werden, da er scheinbar nicht in der Lage ist einen Sohn zu zeugen. In Gefahr befindet sich auch das Erbe der Familie, das nicht an weibliche Nachkommen weitergegeben werden darf.² Aus dieser Konstellation heraus birgt die erneute Schwangerschaft der Ehefrau das Risiko, dass auch das nächste Kind wieder eine Tochter werden könnte. Daher fasst der Vater einen folgenreichen Entschluss: „l’enfant à naître sera un mâle même si c’est une fille!“³ Und tatsächlich handelt es sich bei dem Kind erneut um ein Mädchen, die Worte des Vaters werden in die Tat umgesetzt und das Kind Ahmed getauft und männlich erzogen.

Die so herbeigeführte geschlechtliche Maskerade des Kindes wird den Lesenden auf zwei Ebenen präsentiert. In dem 1985 erschienenen „L ’enfant de sable“ ergreift zu Beginn ein Erzähler auf einem Marktplatz das Wort und präsentiert mit Hilfe des Tagebuchs die Lebensgeschichte des Kindes. Als der Erzähler nicht mehr am Marktplatz erscheint, ergreifen sechs weitere Stimmen die Erzählung und präsentieren jeweils ihre Version der Geschichte. Das tatsächliche Geschehen bleibt so im Ungewissen und transzendent wie das

¹ Kategorien wie weiblich und männlich oder Frau und Mann und deren abgeleitete Personenbezeichnungen sind konstruierte Kategorien, die nicht auf vermeintlich biologischen Tatsachen beruhen, sondern gesellschaftlich geformt und genormt sind und dieses wird auch durch die Sprache transportiert.

² Vgl. Ben Jelloun, Tahar: *L’enfant de sable*. Paris: Ed. du Seuil, 1985, S. 16-17.

³ Ben Jelloun, 1985, S. 21.

Geschlecht der erzählten Person. 1987 erscheint „La nuit sacrée“, das weniger als Fortsetzung gedacht ist, sondern eine weitere Erzählperspektive eröffnet, nämlich die eines *je*, das nun selbst das Wort ergreift und vom Vater auf den Namen Zahra getauft wird.

Um die Ambivalenz der Namensgebung zu verdeutlichen und beiden angenommenen Geschlechtern gerecht zu werden, wird im Folgenden der Doppelname Ahmed_Zahra verwendet. Der durch den Unterstrich symbolisierte Gap soll dabei zum einen den Spalt in der Identität verdeutlichen, der durch diese Ambivalenz hervorgerufen wird, und zum anderen einen Raum für das Dazwischen eröffnen: „ni un corps de femme plein et avide, ni un corps d’homme serein et fort; j’étais entre les deux, [...]“⁴.

Das Nachspüren dieses Dazwischen in Ahmed_Zahras Prozess der geschlechtlichen Aneignung bewegt sich dabei eng am Text und wird zunächst anhand der doppelten Geste der Anrufung durch den Vater nachverfolgt. Daran anschließend wird mit Verweis auf „L’enfant de sable“ die performative Herstellung des männlichen Geschlechts dargelegt. Dem zweiten Roman „La nuit sacrée“ folgend, widmet sich die Analyse der Annahme des weiblichen Körpers. Den Abschluss bildet eine Diskussion des Umgangs mit dem Weiblichen in einer patriarchal konstituierten Gesellschaft und welche Auswirkungen dies auf die Identitätskonstitution der Figur hat.

2. Die Anrufung des Geschlechts

Die geschlechtliche Identität und die damit verknüpften Anforderungen werden bereits vor der Geburt eines Menschen durch das Umfeld in Form von Gesprächen über das Geschlecht des Kindes erzeugt. So eröffnet die Hebamme, die in den Plan des Vaters das Kind männlich zu ernennen, eingeweiht ist, dass sie aufgrund ihrer Erfahrung voraussieht, dass das Kind männlich sein wird, da die Bewegungen des Kindes im Bauch der Mutter männlich-brutal/aktiv sind: „elle sentait qu’à la manière dont cet enfant bougeait dans le ventre de sa mère, ce ne pouvait être qu’un garçon. Il donnait des coups avec la brutalité qui caractérise la mâle!“⁵ Neben vorgeburtlichen Untersuchungen und Geschlechtsdiskussionen ist es dann vor allem die Geburt selbst, bei der das Geschlecht des Kindes fest- und hergestellt wird. Judith Butler spricht hier in Anlehnung an Louis Althusser von

⁴ Ben Jelloun, Tahar: *La nuit sacrée*. Paris: Ed. du Seuil, 1987, S. 178.

⁵ Ben Jelloun, 1985, S. 24.

einem interpellativen Akt der Feststellung – die Anrufung –, bei dem das Kind von einem „es“ zu seinem „sie“ oder „er“ wird.⁶ Diese performative Leistung der Herstellung des Geschlechts sorgt auch dafür, dass obwohl eine weitere Tochter in die Familie hineingeboren wird, der Vater und seine Verbündeten das männliche Geschlecht des Kindes überzeugend dem Umfeld mitteilen.

Der Vater nimmt dabei in Ben Jellouns Romanen eine besondere Rolle ein, da er das Geschlecht des Kindes mit einer doppelten Geste der Anrufung, die je unterschiedliche Konsequenzen hat, bestimmt. Damit macht er sich zum Schöpfer von Ahmed_Zahra, indem er ihn_sie benennt und tauft.⁷

In „L ’enfant de sable“ ruft der Vater „L ’enfant que tu mettras au monde sera un mâle, ce sera un homme, il s’appellera Ahmed même si c’est une fille!“⁸ Die Namensgebung durch den Vater führt das Kind in die symbolische Ordnung ein und gibt ihm_ihr einen zugewiesenen Platz in der Ordnung der Geschlechter. Die geschlechtlich codierte Vergabe des Namens ermöglicht, dass der Körper seine Totalität erhält. Dieser Name besitzt über die Zeit hinweg Gültigkeit und führt das Kind in die Matrix der Sex-Gender-Begehren-Ordnung ein, die besagt, dass Sex und Gender einander zu entsprechen haben und das Begehren gegengeschlechtlich ausgerichtet ist. Diese Ordnung wird durch das Inzestverbot strukturiert, dessen Missachtung mit Sanktionen bedroht und das mit unterschiedlichen Tabus ausgestattet ist. „Benannt zu werden bedeutet deshalb, jenes Gesetz eingeschränkt zu bekommen und in Übereinstimmung mit diesem Gesetz körperlich formiert zu werden.“⁹ Diese körperliche Formierung, auf die später noch genauer eingegangen wird, zwingt den Körper in eine Normierung, die dem jeweiligen geschlechtlichen Diskurs entspricht. Die körperlichen Einschränkungen wirken dabei direkt auf die Identitätskonstituierung des Menschen ein und bestimmen mit welchen Freiheiten bzw. Einschränkungen ein Mensch zu leben hat. Die Materialisierung des Körpers kann also nur in den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten hergestellt werden, die durch diskursive und performative Akte beschränkt wird.¹⁰

⁶ Vgl. Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Aus. d. Engl. von Karin Wördermann. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 29.

⁷ Vgl. Tamm, Sabine: *„Secret du secret dans le silence du rêve dans le rêve“: Traumerzählungen in den Romanen ‘L’enfant de Sable’ und ‘La nuit sacrée’ von Tahar Ben Jelloun*. Frankfurt am Main, u.a.: Lang, 1998, S. 146. (= Europäische Hochschulschriften, Bd. 229)

⁸ Ben Jelloun, 1985, S. 23.

⁹ Butler, 1997, S. 109.

All dies wirkt auch auf die zweite Anrufung des Vaters ein, der kurz vor seinem Tod in „La nuit sacrée“ sein Kind zu seiner Frau macht:

En cette nuit j'ai su que ton destin serait meilleur que celui de toutes les femmes de ce pays. [...] *Tu es une femme* ... Laisse ta beauté te guider. Il n'ya plus rien à craindre. *La Nuit du Destin te nomme Zahra*, fleur des fleurs, grâce, enfant de l'éternité, tu es le temps qui se maintient dans le versant du silence [...] ¹¹

Die Nacht, in der Ahmed_Zahra ihre neue geschlechtliche Zuschreibung erhält, ist eine besondere Nacht. Es handelt sich um die 27. Nacht des Ramadan in der, so die Legende, der Koran offenbart wurde. Die Geschehnisse in dieser Nacht erlangen eine besondere Bedeutung und werden als entscheidend für den weiteren Verlauf des Schicksals gedeutet.¹² Für die Identität Ahmed_Zahras ist dies sowohl ein bestürzender als auch ein befreiender Akt. Die bisher aufgestellte Geschlechterordnung, in der sich Ahmed_Zahra bewegt hat, ist dadurch gestört, die körperliche Formierung muss erneut erfolgen und auch der Platz im Symbolischen muss erneut und anders eingenommen werden.

3. Die performative Herstellung des männlichen Geschlechts

Neben der Anrufung sind es vor allem performative Akte, die das Geschlecht herstellen. Darunter fallen Gestik, Sprache, Stimme, die Wahl der Kleidung und andere geschlechtlich codierte Verhaltensweisen, die performativ und damit wiederholend vollzogen werden und so das Geschlecht einer Person herstellen.¹³ Diese performative Herstellung von Geschlecht beschränkt sich in dem Fall von Ahmed_Zahra auf die Materialisierung einer männlichen Form, die nun durch das Verhalten der Eltern und der Umwelt hergestellt wird. Dazu zählt auch das Ritual der Beschneidung, das im Islam an männlichen Kindern vollzogen wird. Da Ahmed_Zahra keinen Penis hat, opfert der Vater, um diesen Initiationsritus

¹⁰ Vgl. Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. Aus d. Engl. von Reiner Ansén. In: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. von Uwe Wirth. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002, S. 301-320. Hier: S. 304.

¹¹ Ben Jelloun, 1987, S. 32. Hervorhebung UK.

¹² Vgl. Tamm, 1998, S. 145.

¹³ Vgl. Butler, 1997, S. 36.

durchführen zu können, einen Teil seines Fingers und greift so auf den eigenen Körper zurück, um das von ihm hergestellte Geschlecht des Kindes gesellschaftlich zu legitimieren.¹⁴ Der Rückgriff auf die Tradition verweist dabei auf die historische Konstituierung des Körpers, der in seiner Materialität auch erst durch den Beschneidungsakt hergestellt wird. Diese performative Handlung und ihre dramatische Reproduktion wiederholt dabei einen historischen Akt,¹⁵ der durch die Wiederholung selbst wieder legitimiert wird.

Der gewalttätige Akt in der körperlichen Beschneidung und Einschränkung der Möglichkeiten wird auch an Ahmeds_Zahras Körper realisiert. Um mögliche Anzeichen eines weiblichen Körpers zu verschleiern, muss Ahmed_Zahra eine Brustbinde tragen: „elle [die Mutter, Anm. UK] s’inquiétait pour ma poitrine qu’elle pensait avec du lin blanc“¹⁶. Das Verbergen der Brust und damit Anzeichen eines weiblichen Körpers greift direkt in die Materialisierung des Körpers ein. Legitimiert wird dieser Vorgang durch die binäre Strukturierung der Zweigeschlechtlichkeit, die besagt, dass männlich all jenes ist, das nicht-weiblich ist, also auf Ausschlüssen basiert.¹⁷ Die damit konstituierte Körpermaterialisierung erscheint in ihrer verdinglichten, materiellen Form als zwei scheinbar natürliche, gegensätzlich ausgerichtete Körper, die in einem binären Verhältnis zueinander stehen.¹⁸ Auf die Erzählung von Ahmed_Zahra umgelegt bedeutet dies, dass er_sie als männliches Kind nicht nur nicht weiblich aussehen, sondern sich auch nicht so verhalten darf. So verbietet der Vater zum Beispiel das Spiel mit einer Puppe und meint: „Tu te déguisais en fille, puis en infirmière, puis en maman. Tu aimais les déguisements. Que de fois je dus te rappeler que tu étais un petit homme, un garçon.“¹⁹ Auch hier werden wieder durch einen performativen Akt das Geschlecht des Kindes und damit auch seine Verhaltensweisen festgeschrieben. Da Ahmed_Zahra sein_ihr Geschlecht andauernd erneut performativ herstellen muss, ist er_sie auch von solchen Vorschreibungen abhängig, die ihm_ihr sein_ihr Verhalten vorgeben.

Neben diesen Verhaltensweisen ist es auch der Körper selbst, der sich in den ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten manifestiert. Im Text wird dies durch die Stimme verdeutlicht, die einen dunklen Klang annimmt und so als männlich

¹⁴ Vgl. Ben Jelloun, 1985, S. 32.

¹⁵ Vgl. Butler, 2002, S. 305.

¹⁶ Ben Jelloun, 1985, S. 36.

¹⁷ Vgl. Butler, 1997, S. 30.

¹⁸ Vgl. Butler, 2002, S. 309.

¹⁹ Ben Jelloun, 1987, S. 29.

identifizierbar die Konstituierung des Körpers, der Identität und damit auch auf sprachlich-stimmlicher Ebene die performative Herstellung des geschlechtlichen Körpers symbolisiert. Gleichzeitig handelt es sich dabei um die Stimme des Vaters, die das Kind in dessen Existenz eingeführt hat. Der so doppelt kodierte Körper verändert sich auch insofern, dass dem Kind ein Bart zu sprießen beginnt:

[E]lle me trouble et m'exaspère; elle raidit le corps, l'enveloppe d'un duvet qui devient tôt des poils. Elle a réussi à éliminer la douceur de ma peau, et mon visage est celui de cette voix. [...] Non, cela ne m'est pas permis. La voix, grave, granulée, travaille, m'intimide, me secoue et me jette dans la foule pour que je la mérite, pour que je la porte avec certitude, avec naturel, sans fierté excessive, sans colère ni folie, je dois en maîtriser le rythme, le timbre et le chant, et la garder dans la chaleur de mes viscères.²⁰

Wesentlich ist in diesem Fall auch, dass das Kind nicht selber an seiner Existenz zweifeln darf, denn erst indem es selbst die performativen Handlungen des Männlichen wiederholt, wird es zu einem Mann. Die tiefe Stimme ist aber auch etwas, das sich das Kind erst verdienen muss, also deren Legitimität erst durch die Wiederholung hergestellt wird. So wird auch die beginnende Menstruation als Konfrontation mit einer Materialität des Körpers, die nicht dem hergestellten Bild des Männlichen entspricht, wahrgenommen. Diese Erfahrung wird dann auch sofort relativiert:²¹

Je suis l'architecte et la demeure; l'arbre et la sève; moi et un autre; moi et un autre. Aucun détail ne devrait venir, ni de l'extérieur ni du fond de la fosse, perturber cette rigueur. Pas même le sang. Et le sang un matin a taché mes draps. Empreintes d'un état de fait de mon corps enroulé dans un linge blanc, pour ébranler la petite certitude, ou pour démentir l'architecture de l'apparence. [...] C'était bien du sang; résistance du corps au nom; éclaboussure d'une circoncision tardive.²²

Die vorgegebenen Verhaltensweisen wirken sich auch auf gewaltvolle Erfahrungen aus. So wird Ahmed_Zahra von seinem_ihrem Vater geschlagen, nachdem er_sie auf die Gewalt von Jugendlichen nicht selbst mit Gewalt reagiert hat,

²⁰ Ben Jelloun, 1985, S. 45.

²¹ Vgl. Gauch, Suzanne: Telling the Tale of a Body Devoured By Narrative. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, Vol. 11, Nr. 1 (1999), S. 179-202. Hier: S. 183.

²² Ben Jelloun, 1985, S. 46.

sondern stattdessen weinend nach Hause lief. Geahndet wird dieses Verhalten auch mit den Worten des Vaters: „Tu n’es pas une fille pour pleurer! Un homme ne pleure pas!“²³ Die Handlungen des Vaters „are based on the common premise that only men engender while women serve as mere vessels for the transmission of history.“²⁴ Auch hier wird wieder das Männliche mit dem Aktiven gleichgesetzt, das sich wehrt. Wie wehrlos Frauen zum Teil auch gegenüber männlicher Gewalt sind, macht nachfolgende Szene deutlich, die wiederum von einem Kindheitserlebnis und Streit erzählt, der mit den Worten des Gegenübers: „Si tu avais été une fille, je t’aurais fait autre chose!“²⁵ endet. Bei der hier angedeuteten sexualisierten Gewalt, die Frauen angetan wird, handelt es sich um ein strukturelles Problem, dessen sich Ahmed_Zahra auch bewusst ist. In „La nuit sacrée“ reflektiert er_sie: „Ma vie d’homme déguisé avait été plus qu’un péché, une négation, une erreur. Si j’avais été fille parmi les filles, mon destin aurait été peut-être violent mais pas misérable, entaché de honte, de vol et de mensonge.“²⁶

Um die Mannwerdung zu vervollständigen, durchläuft Ahmed_Zahra einen weiteren Initiationsritus, indem er_sie seine_ihre Cousine Fatima heiratet, die unter epileptischen Anfällen leidet. Und so treffen zwei auf ihre jeweilige Art behinderte Körper aufeinander, deren Ehe hauptsächlich zur Erfüllung gesellschaftlicher Erwartungen dient. Ahmed_Zahra umgeht mit der Heirat noch einen weiteren Initiationsritus, da von dem behinderten Körper seiner_ ihrer Frau nicht die Geburt eines Kindes erwartet wird. Er_sie umgeht auch jeglichen sexuellen Kontakt mit Fatima, die ihn_sie zunächst für homosexuell hält, aber dann errät, dass Ahmed_Zahra einen weiblichen Körper hat.

Die performative Herstellung des Geschlechts beruht auf einem Zweigeschlechtsmodell, das nur weiblich und männlich kennt. Beide Zuschreibungen sind jeweils mit Rollenerwartungen aufgeladen, die erfüllt werden müssen, da sonst Sanktionen drohen. Um die Erwartungen zu erfüllen, wird auch zu drastischen Maßnahmen in der Materialisierung des Körpers gegriffen. Und doch scheint es, dass der direkte Eingriff in die körperliche Entwicklung für Ahmed_Zahra selbst jedoch keine direkte Einschränkung darstellt. Als Kind nimmt er_sie die Vorgehensweise der Eltern als ein Wagnis auf, eine Art Abenteuer, das es zu bestehen gilt. Zudem wächst er_sie in einer patriarchalen Gesellschaft auf, die ihm_ ihr als männlich identifiziertes Kind mehr Freiheiten ermöglicht. Dieser als

²³ Ebd., S. 39.

²⁴ Gauch, 1999, S. 181.

²⁵ Ben Jelloun, 1987, S. 127.

²⁶ Ebd. S. 177.

höher gewertete Zustand und die Aufnahme in die Kreise der Männer stellen für das Kind einen Prestigegewinn dar, den es nicht verlieren möchte. Ahmed_Zahra erfährt diese Privilegien vor allem in seinem_ihrem Elternhaus, das ihm_ihr als „männliches“ Kind einen weitaus höheren Status als den der Schwestern zuspricht. Die Reflexion des dahinter stehenden patriarchalen Diskurses erfolgt erst später; zu einem Zeitpunkt, an dem die Identitätsausbildung und die damit verbundene geschlechtliche Identifizierung verstärkt auftreten und Ahmed_Zahra aus der Perspektive einer weiblichen Person auf seine_ihre Erfahrungen zurück blickt.

4. Die Annahme des weiblichen Körpers

Die zuvor schon beschriebene Verwirrung und Befreiung durch die weitere Anrufung des Vaters manifestiert sich in Ahmed_Zahra als ein erneutes Ausloten der eigenen Identität. Die Annahme des weiblichen Körpers erfolgt durch eine Traumsequenz, in der sich Ahmed_Zahra in einem Garten befindet, der nur von Kindern bevölkert wird. In diesem Garten findet sich eine Quelle, in der sich Ahmed_Zahra wäscht und seinen_ihren Körper berührt:

Je touchai mes seins. Ils émergeaient lentement. J'ouvris mon chemisier pour les offrir au vent du matin, un petit vent bénéfique qui les caressait. [...] Le vent traversait mon corps de haut en bas. Mon chemisier gonflait. Je lâchai mes cheveux. [...] j'ai retiré mon saroual puis ma culotte pour faire plaisir au vent, pour me faire plaisir et sentir la main légère et froide de cette brise matinale passer sur mon ventre et réveiller mes sens. [...] Je faisais mes premiers pas de femme libre. La liberté, c'était aussi simple que de marcher un matin et de se débarrasser des bandages sans se poser de questions. La liberté, c'était cette solitude heureuse où mon corps se donnait au vent puis à la lumière puis au soleil.²⁷

Durch die sensiblere Wahrnehmung des Körpers erfolgt dessen Annahme. Das Wiedererwachen der taktilen Sinne ermöglicht das Wiederbeleben des erotischen Körpers, der zuvor unterdrückt worden ist. Daraus entwickelt sich ein neuer Raum des Lebens und der Lust.²⁸ Wie Maazaoui herausgearbeitet hat, ist die

²⁷ Ebd. S. 45-46.

²⁸ Vgl. Maazaoui, Abbas: L'Enfant de sable et La Nuit Sacrée ou le corps tragique. In: *The French review* 54 (1995) Nr. 4, S. 68-77. Hier: S. 69.

Quelle auch noch aus einem weiteren Aspekt von Bedeutung. Ben Jelloun versetzt die Wahrnehmung des Körpers damit in ein Land der Träume, das Ahmed_Zahra als Frau erlaubt nackt zu sein und seine_ihre Sexualität auszuleben. Beides ist in einer traditionellen islamischen Gesellschaft Frauen sonst nicht in dieser Freiheit gestattet.²⁹ Die Quelle versorgt dabei den Körper, der in seinen Einschränkungen zuvor als Wüste wahrgenommen wird, mit neuem Leben: „Mon corps qui était une image plate, déserté, dévasté, accaparé par l’apparence et le mensonge, rejoignait la vie. J’étais vivante.“³⁰

Wasser wird im Koran je nach Zustand unterschiedlich gedeutet. Handelt es sich um bewegtes Wasser, wird es als lebensspendend wahrgenommen. Stehende Gewässer jedoch werden mit einer unheilbringenden Bedeutung versehen.³¹ Diese Ambivalenz des Wassers wird auch im fiktionalen Werk widergespiegelt. Ahmed_Zahra bewegt sich zwar unter dem sprudelnden und damit lebensspendenden Wasser, jedoch badet er_sie auch in stehendem Gewässer. Damit wird die Annahme des weiblichen Körpers nicht nur positiv gedeutet, sondern verweist auch auf die Ambivalenz der als neu erfahrenen Körpermaterialisierung und auf den weiteren Verlauf der Handlung, in der der weibliche Körper mit Restriktionen versehen wird. In Verbindung mit „L’enfant de sable“ gesetzt, wird die Dualität zwischen der Lebendigkeit in der Quelle und dem zuvor als Stillstand erlebten Dasein deutlich. Aus kurz nach dem Tod des Vaters verfassten Tagebucheinträgen zitierend, greifen die Erzählstimmen Ahmed_Zahras Stimme auf, der_die sich in die Dunkelheit eines Zimmers zurückgezogen hat. Nur mit der Hausmagd in Kontakt lebt Ahmed_Zahra in diesem Zimmer. Diese Beschreibungen voller Düsternis und Selbstzweifel zeigen das Bild einer Person, die mit sich selbst und dem Zustand des Gefangenseins in einer Rolle hadert. In diesem Gefängnis ist auch die Möglichkeit Sexualität auszuleben beschränkt.

Ein weiterer Schritt zur Annahme des weiblichen Körpers erfolgt durch das Ablegen jener Gegenstände, die sich zuvor in Ahmed_Zahras Besitz befunden haben. Darunter fallen vor allem jene, die der zuvor gelebten Identität als Legitimierung gedient haben wie die Geburtsurkunde, ein Foto der Beschneidung und der Personalausweis. In einem wütenden Akt reißt sich Ahmed_Zahra auch die Brustbinde vom Leib und bettet die Gegenstände im Grab des Vaters, das zusätzlich von ihm_ihre mit Steinen beschwert wird:

²⁹ Vgl. ebd. S. 70.

³⁰ Ben Jelloun, 1987, S. 46.

³¹ Vgl. Bourget, Carine: L’intertexte islamique de L’Enfant de sable et La Nuit sacrée de Tahar Ben Jelloun. In: *The French Review* 72 (1999) Nr. 4, S. 730-741. Hier: S. 738.

Au moment de fermer la tombe, je m'accroupis pour bien tasser les objets et j'eus mal à la poitrine. Quelque chose me serrait les côtes et le thorax. Les bandelettes de tissu étaient encore autour de ma poitrine pour empêcher les seins de sortir et de grossir. Je retirai avec rage ce déguisement intérieur composé de plusieurs mètres de tissu blanc. Je le déroulai et le passai autour du cou du mort. Ensuite je serrai très fort et fis un nœud. J'étais en sueur. Je me débarrassais de toute une vie, une époque de mensonges et de faux-semblants.³²

Ahmed_Zahra kann sich nur deswegen von diesen Gegenständen trennen, da er_sie zuvor die Lusterfahrung in der Quelle durchlebt hat. Der direkte Kontrast zwischen der Helligkeit und der Lebensfreude in der Quelle und die mit Dunkelheit und Tod verknüpfte Friedhofsszene, verweist auch auf die verschiedenen Stadien der Identitätsfindung, die zwischen Licht – Freude – und Dunkelheit – Ungewissheit – oszilliert.

Der Körper, der nun Sexualität in autoerotischen Gesten kennengelernt und mit weiblich codierter Kleidung den Platz im Symbolischen eingenommen hat, erfährt jedoch auch den gewaltvollen Umgang mit Weiblichkeit, wie sie schon in Ahmed_Zahras Kindheitserlebnissen angedeutet wird. Ahmed_Zahra begegnet auf der Straße einem Mann, der ihm_ihr hinter einen Busch folgt und ihn_sie vergewaltigt. Diese Szene ist von außergewöhnlicher Ambivalenz geprägt. Ahmed_Zahra handelt aus einer gewissen Neugier heraus, erstaunt über die Empfindungen, die die beschwörenden Worte des Mannes bei ihm_ihr auslösen. So lässt er_sie es auch zu, dass er in ihn_sie eindringt. Obwohl es sich dabei um einen gewaltvollen Akt handelt, empfindet Ahmed_Zahra dies so nicht. Der Sexualakt erscheint vielmehr als ein notwendiger Schritt zur Annahme des Körpers.

Dass Sexualität nicht nur mit Gewalt in Verbindung steht, erfährt Ahmed_Zahra beim Konsul, dessen Schwester er_sie in einem Hammam kennenlernt und die Ahmed_Zahra bei sich aufnimmt. Der Konsul ist blind und nimmt daher seinen_ihren Körper anders, mehr emotional und taktil, wahr:

Quand nous faisons l'amour il passait de longs moments à dévisager tout mon corps avec ses mains. [...] il s'appliquait à se concentrer comme un artiste avant de commencer une œuvre. Il se comparait à un sculpteur: "Pour que votre corps me devienne familier, pour qu'il renonce à être rebelle, il faut que je le sculpte soigneusement, patiemment", me disait-il encore.³³

³² Ben Jelloun, 1987, S. 56-57.

³³ Ebd. S. 137.

Ahmed_Zahra hat in Bezug auf seinen_ihren Körper bisher nur Gewalt, Aggression und Lüge kennengelernt. Durch den Konsul erfährt Ahmed_Zahra den liebe- und lustvollen Umgang mit dem Körper, der nicht mehr nur als einfache Hülle wahrgenommen wird.³⁴ Ahmed_Zahra ist so in der Lage Lust und Begehren zu empfinden. Er_Sie ist damit auch in der Lage einen weiteren Schritt in der Identitätsfindung als Frau zu gehen:

J'étais heureuse que le premier homme qui aima mon corps fût un aveugle, un homme qui avait les yeux au bout des doigts et dont les caresses lentes et douces recomposaient mon image.³⁵ [...] Je n'étais plus un être de sable et de poussière à l'identité incertaine, s'effritant au moindre coup de vent.³⁶

Mit dem Begehren, das auf Gegenseitigkeit beruht, tritt Ahmed_Zahra auch in die heterosexuelle Matrix ein. Damit der Körper als intelligibel wahrgenommen wird, muss zunächst Sex als feste Entität hergestellt werden. Dieser hat mit Gender übereinzustimmen. Das Begehren, das dadurch hergestellt wird, hat sich an das dichotom gegenüberstehende Geschlecht zu richten.³⁷ Indem Ahmed_Zahra seinen_ihren Körper annimmt, sich auch als Frau identifiziert und einen Mann begehrt, tritt sie in diese heterosexuelle Matrix ein, die ihm_ihr zuvor verwehrt geblieben ist und die er_sie zuvor schon durch die Heirat der Cousine herzustellen versucht hat. Sein_ihr Dasein kann nun als intelligibel gedeutet werden, hat also eine Existenzberechtigung erhalten.

5. Der Umgang mit dem Weiblichen

In einer traditionell gezeichneten Gesellschaft, wie Ben Jelloun sie in seinem Werk präsentiert, wird der weibliche Körper zensuriert, das Begehren unterdrückt, die Gestalt verhüllt und das Sprechen verboten.³⁸ Auch Ahmed_Zahra kennt diese Erfahrung und reflektiert darüber. So muss er_sie nach dem Tod des Vaters erneut

³⁴ Vgl. Marrouchi, Mustapha: My Aunt is a Man: ce, je'-là est multiple. In: *Comparative Literature* 69 (2002) Nr. 1, S. 325-356. Hier: S. 337.

³⁵ Ben Jelloun, 1987, S. 137.

³⁶ Ebd. S. 138.

³⁷ Vgl. Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus d. Amer. von Kathrina Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, S. 219-220, Fn. 6.

³⁸ Vgl. Marrouchi, 2002, S. 348.

in die Rolle eines Mannes schlüpfen. Während das Totengebet in der Moschee gesprochen wird, betet Ahmed_Zahra gemeinsam mit anderen Männern. Frauen dürfen nicht in diesen Bereich und so reflektiert Ahmed_Zahra:

A la grande mosquée, je fus, bien sûr, désignée pour diriger la prière sur le mort. Je le fis avec une joie intérieure et un plaisir à peine dissimulés. Une femme prenait peu à peu sa revanche sur une société d'hommes sans grande consistance. En tout cas c'était vrai pour les homes de ma famille. En me prosternant, je ne pouvais m'empêcher de penser au désir bestial que mon corps – mis en valeur par cette position – susciterait en ces hommes s'ils savaient qu'ils priaient derrière une femme. Je ne parlerai pas ici de ceux qui manipulent leur membre dès qu'ils voient un derrière ainsi présenté, qu'il soit celui d'une femme ou celui d'un homme.³⁹

Dadurch, dass Ahmed_Zahra durch seine_ihre Kleidung und gesellschaftliche Rolle als Mann codiert ist, ist es ihm_ihr möglich gemeinsam mit den Männern zu beten. Er_sie tritt damit in einen Bereich ein, der ihm_ihr eigentlich verboten ist bzw. schon immer verboten war. Dies kann als eine Art Rache gegenüber der männlich dominierten Gesellschaft gelesen werden, die das weibliche Geschlecht auf ein Sexualobjekt reduziert. Sein_ihr Vergehen darf aber nicht entdeckt werden, da mit schwerwiegenden Sanktionen zu rechnen ist.⁴⁰

Die Auslotung weiblicher Verhaltensweisen und auch Kleidungsmöglichkeiten geschieht nur indirekt. An Gewicht gewinnt beides erst, nachdem Ahmed_Zahra verhaftet wird, da ein Bruder seines_ihres Vaters ihn_sie des Mordes bezichtigt. Im Gefängnis erhält Ahmed_Zahra die Möglichkeit als Schreiberin zu arbeiten. Dazu erhält er_sie eine Uniform, die die Angestellten zu tragen haben:

Quand le matin je mettais mon uniforme, je me regardais dans le miroir. Je souriais. J'étais de nouveau en costume d'homme. Mais ce n'était plus un déguisement. C'était un habit de fonction. Les femmes s'habillaient comme les hommes pour avoir l'air sévère et imposer leur autorité. [...] Certains [Häftlinge, Anm. UK] m'appelèrent "monsieur". [...] Je ne trompais personne. Je prenais soin de mon visage. Je me maquillais plus qu'avant. J'étais devenue coquette.⁴¹

Auffallend ist hier die Diskrepanz zwischen der männlichen Uniform und dem weiblich codierten Schminken. Ahmed_Zahra ahmt hier weibliche Verhaltensweise

³⁹ Ben Jelloun, 1987, S. 36.

⁴⁰ Vgl. Tamm, 1998, S. 201-202.

⁴¹ Ben Jelloun, 1987, S. 175.

nach. Da ihm_ihr in seiner_ihrer bisherigen Geschlechtswertung kein direktes Rollenbild zur Verfügung stand, greift er_sie auf den Diskurs der Weiblichkeit zurück und fügt sich in diesen ein. Die durch das Schminken hervorgerufene weibliche Erscheinungsweise steht zudem in direktem Kontrast zu der männlich codierten Uniform, von der sich Ahmed_Zahra damit abgrenzt. Der Umgang mit dem Geschlecht wird mehr zu einem Spiel. Möglich wird dies auch nur deswegen, da Ahmed_Zahra in die heterosexuelle Matrix eingetreten ist, die ihm_ihr die Gewissheit über seine_ihre Identität und seinen_ihren symbolischen Platz in der Gesellschaft ermöglicht. Das Gefängnis ist dabei als ein geschützter Ort zu denken, der Ahmed_Zahra das Spiel mit seinem_ihrem Äußeren ermöglicht. In diesem Ort, der hauptsächlich Frauen beherbergt, kann er_sie eine weitere Form der Maskerade performativ aufführen und muss keine Restriktionen befürchten.

Das Spiel wird von Ahmed_Zahra dann auch weiter betrieben. So steigt er_sie geschminkt mit männlich codierter Kleidung in einen Bus:

Je portais une djellaba d’homme. Sa laine était épaisse et rugueuse. Mes cheveux étaient noués dans un joli foulard de couleurs vives. Je me mis du rouge sur les lèvres et du khôl autour des yeux. [...] Avec ma djellaba de camionneur j’avais l’air étrange et drôle. Les voyageurs mal réveillés me lançaient des regards inquiets. Je leur souriais. Ils baissaient les yeux. Chez nous les hommes ne supportent pas d’être regardés par une femme. Eux, aiment regarder et scruter, mais toujours de biais.⁴²

Durch sein_ihr Aussehen weckt Ahmed_Zahra Irritation hervor, vor allem bei den anwesenden Männern, die es nicht gewöhnt sind, dass eine Frau nicht den Blick senkt, ja sogar zurück blickt. Auch hier entwickelt sich wieder ein Moment der Rache an der patriarchal strukturierten Gesellschaft, gegen die Ahmed_Zahra mit seinem_ihrem Verhalten aufbegehrt. Das Spiel wird von ihm_ihr auch weiter getrieben und so schlüpft er_sie mal in jene und dann wieder in eine andere Rolle: „A mon tour je me levai et me mis dans la file des femmes. Puis, j’eus envie de jouer, je rejoignis la file des hommes. Avec ma djellaba je pouvais passer pour un homme.“⁴³ Deutlich wird auch hier wieder die performative Herstellung des Geschlechts, die vor allem durch Gesten und Kleidung erfolgt. Es ist aber zugleich ein Spiegel einer patriarchalen Gesellschaft, die das Männliche mit Privilegien ausstattet, die dem Weiblichen verboten bleiben.

Das Dasein im Dazwischen ermöglicht jedoch nicht nur Freiheiten, sondern unterliegt auch anderen Sanktionen. Da Ahmed_Zahra weder eindeutig als Frau

⁴² Ebd. S. 187.

⁴³ Ebd. S. 189.

noch als Mann gesehen werden kann, ist auch seine_ihre gesellschaftliche Akzeptanz fragil. Erschwerend kommt hinzu, dass die performative Herstellung des Geschlechts vor allem in Ahmed_Zahras Kindheit geschehen ist. Die so schon vorher erwähnten fehlenden Rollenvorbilder erschweren die performative Herstellung des Weiblichen, dessen Anspruch und damit Legitimität Ahmed_Zahra nie voll erfüllen kann.

Ahmed_Zahra kennt somit auch beide Seiten einer patriarchalen Gesellschaft. Welches Frauenbild dabei vorherrscht, wird anhand eines Tagtraumes deutlich, der Ahmed_Zahra vor eine Wand führt:

Une rue déserte et étroite. Sur le mur des pierres avaient poussé comme des grenades sèches. Sur des endroits lisses, blanchis à la chaux, des syllabes, des dessins obscènes, des graffiti. [...] Je lisais à voix haute ce qu'il y avait sur le mur: „L 'amour est un serpent qui glisse entre les cuisses.“ ... „Les couilles sont des pommes tendres“ ... „Ma verge se lève avant le soleil.“ [...] De la main je le poussai un peu et je vis, dessiné avec précision, un vagin avec des dents. Au-dessus on avait écrit: „Les dents du plaisir.“ Un corps avance; le seul membre apparent est son sexe, le gland est une tête de mort, tout le corps est un sexe, marchant, souriant, impatient. Tout autour de ce dessin les innombrables noms donnés au sexe féminine: l'huis, la bénédiction, la fissure, la miséricorde, le mendiant, le logis, la tempête, la source, le four, le difficile, la tente, le chaud, la coupole, la folie, l'exquis, la joie, la vallée, le rebelle ... Je les épelai un à un et les criai à l'oreille de mon père au visage tout blanc, où aucune expression ne passait.⁴⁴

Ahmed_Zahra betrachtet mit seinem_ihrem Vater diese Wand, deren Bilder den Mann als erigierten Penis darstellen, während die Frau auf ihre Vagina reduziert wird. Die Vagina wird mit unterschiedlichen Bezeichnungen versehen, die vor allem auf die Lust des Mannes und dessen Befriedigung ausgerichtet ist. Die Metapher der *vagina dentata* und die damit verbundene Kastrationsangst macht dabei das ambivalente Geschlechterverhältnis deutlich, denn nicht die Person steht im Vordergrund, sondern nur deren Genitalien. Ahmed_Zahra brüllt die pornographischen Bezeichnungen in das Ohr des Vaters, der dies mit weißem Gesicht über sich ergehen lässt. Auch hier taucht wieder das Bild der Rache auf, die Rache gegenüber dem Vater, der Sex und die Sexualität des Kindes negiert hat.

Im Text finden sich noch weitere Stellen, die das Weibliche auf den Körper reduzieren. So beschwört Ahmed_Zahras Vergewaltiger den Körper ohne dabei

⁴⁴ Ebd. S. 76-77.

auf Adjektive zurückzugreifen: „Louanges à Dieu, louanges à toi ma sœur qui me précède pour que je sente ton parfum, pour que je devine tes hanches et tes seins, pour que je rêve de tes yeux et de ta chevelure.“⁴⁵ Der Körper wird dabei zu einem austauschbaren Objekt und ist nicht fassbar. Be-greifbar wird er nur für den Vergewaltiger selbst, der die beschworenen Körperteile in seinen Besitz bringen möchte.⁴⁶ Die Reduktion des weiblichen Körpers auf seine Oberfläche begrenzt die Wahrnehmung auf primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale. Diese Objektivierung zeigt sich auch bei einem Besuch des Konsuls in einem Bordell. Er wird dabei von Ahmed_Zahra begleitet, der_die ihm das Aussehen der anwesenden Frauen beschreibt:

„L ’une est brune, elle est tatouée sur le front et sur le menton. Ses cheveux huilés sont ramassés dans un foulard aux couleurs vives. La poitrine est grosse mais elle tombe. Elle a du ventre ; les fesses sont bien grasses, les jambes poilues; elle mâche du chewing-gum. [...] L ’autre est mince. Elle a de beaux seins, la taille fine mais des fesses énormes. Ses cheveux sont noirs et ses yeux clairs.“⁴⁷

Der so ausgestellte und bewertete Körper reduziert auch die Möglichkeit der Existenz und Subjektwerdung der begutachteten Körper, da durch die Reduzierung des Körpers auf seine Oberfläche weder eine Stimme noch eine andere Form der Artikulation möglich ist. Die damit negierte Existenz eines weiblichen Subjekts spiegelt eine patriarchale Gesellschaft wider, die das Weibliche in seiner Subjektconstitution verwirft.

Die Negation des Weiblichen geht auch mit Gewalterfahrungen einher. So träumt Ahmed_Zahra im Gefängnis, dass seine_ihre Schwestern zu ihm_ihr kommen und dabei Tiere und Gegenstände, wie eine Viper, ein Barbiermesser und einen Skorpion, bei sich tragen. Die Schwestern bedrohen Ahmed_Zahra mit den Phallussymbolen und er_sie fürchtet um sein_ihr Leben. Das Erlebnis bleibt jedoch kein Traum. Die Schwestern verschaffen sich durch Bestechung Zugang zu dem Gefängnis und sperren Ahmed_Zahra in einen Raum. Sie beschuldigen ihn_sie schuld am Tod des Vaters und dem Wahnsinn der Mutter zu sein. Zur Strafe führen sie bei Ahmed_Zahra eine Genitalverstümmelung durch:

Rappelle-toi, tu n’es qu’un trou entouré de deux jambes maigrichonnes. Et ce trou on va te le boucher définitivement. On va te faire une petite circoncision, on ne va pas

⁴⁵ Ebd, S. 61.

⁴⁶ Vgl. Maazaoui, 1995, S. 71.

⁴⁷ Ben Jelloun, 1987, S. 125.

simuler, ce sera pour de bon, il n'y aura pas de doigt coupé, non, on va te couper le petit chose qui dépasse, et avec une aiguille et du fil on va museler ce trou. On va te débarrasser de ce sexe que tu as caché. La vie sera plus simple. Plus de désir. Plus de plaisir. Tu deviendras une chose, un légume qui bavera jusqu'à la mort. Tu peux commencer ta prière. Tu pourras crier. Personne ne t'entendra. Depuis ta trahison nous avons découvert les vertus de notre religion bien-aimée. La justice est devenue notre passion. La vérité notre idéal et notre obsession. L'islam notre guide.⁴⁸

Die Beschneidung durch die Schwestern steht symbolisch für die Entwertung des weiblichen Körpers und der weiblichen Sexualität. Ahmed_Zahra wird durch diese Verstümmelung und die darauf folgende Infektion unfruchtbar. Die Schwestern beschneiden Ahmed_Zahra in seiner_ihrer Weiblichkeit, die durch das Gebären von Kindern und dem sexuellen Lustempfinden durch die Klitoris manifestiert wird. Die Schwestern erzeugen durch ihre Handlung auch jene Störung in der Reproduktion, die zuvor den Vater zu seiner Tat veranlasst hat. Sie operieren damit in einem Feld der patriarchalen Ordnung, gegen das sie sich, indem sie sich gegen ihren Schwester_Bruder wenden, eigentlich wehren wollten. Der operative Akt ist dabei sowohl körperlich als auch rhetorisch und diskursiv zu verstehen.⁴⁹ Der Körper wird in seiner Materialität durch die Verstümmelung negiert und verliert die für die heterosexuelle Matrix wichtigen Eckpunkte des Begehrens. Zugleich wird mit dem Akt der Genitalverstümmelung ein Stereotyp über arabisch-islamische Länder aufgeworfen, in denen Genitalverstümmelungen durchgeführt werden. Dies wird auch durch Ahmed_Zahra hervorgehoben:

J'appris plus tard que la torture qui me fut infligée est une opération pratiquée couramment en Afrique noire, dans certaines régions d'Égypte et du Soudan. Son effet est d'annuler chez les jeunes filles qui s'éveillent à la vie toute possibilité de désir et de plaisir. J'appris aussi que jamais l'islam ni aucune autre religion n'ont permis ce genre de massacre.⁵⁰

Es darf dabei nicht vergessen werden, dass Ben Jelloun für ein europäisches Publikum schreibt, das durch die Reflexion Ahmed_Zahras erläutern auf den

⁴⁸ Ebd., S. 159.

⁴⁹ Vgl. Flaugh, Christian: Operating Narrative: Words on Gender and Disability in Two Novels by Tahar Ben Jelloun. In: *Forum for Modern Language Studies* 45 (2009) Nr. 4, S. 411-426. Hier: 420-421.

⁵⁰ Ben Jelloun, 1987, S. 163.

Umgang mit Genitalverstümmelungen im arabisch-afrikanischen Raum hingewiesen wird.

6. Conclusio

Die in Ahmed_Zahra innewohnende Dichotomie des Weiblichen und Männlichen erschwert die Identitätsausbildung. In „L ’enfant de sable“ zieht sich Ahmed_Zahra auch deswegen in die Depression zurück, während in „La nuit sacrée“ durch die Annahme des Körpers in der Quelle wieder Lebensfreude in die Figur dringt. Trotz der erzeugten Dichotomie ist es bemerkenswert, dass Ben Jelloun in seinen Erzählungen nicht auf eine scheinbar natürlich hergestellte geschlechtliche Identität verweist, sondern deutlich dessen Konstituierung herausstreicht. Ben Jelloun verweist durch die Materialisierung von Ahmed_Zahras Körper auch auf die Konstruktion des Sex, was ebenfalls durch performative Äußerungen mit der Sprache hergestellt wird.⁵¹

Die auf Dichotomie aufgebaute Gesellschaft ermöglicht jedoch kein Leben im Dazwischen. So endet die schon in der Einleitung zitierte Aussage von Ahmed_Zahra: „ni un corps de femme plein et avide, ni un corps d’homme serein et fort; j’étais entre les deux, *c’est-à-dire en enfer*.“⁵² – es ist die Hölle. Das Leben im Dazwischen bedeutet auch einen Spalt in der Identität, da das Geschlecht unveräußerlicher Bestandteil der Identität ist und ohne geschlechtliche Zuordnung diese auch nicht konstituiert werden kann.⁵³ Die doppelte Anrufung des Vaters führt dabei jeweils zu dem Versuch eine Identität herauszubilden, die jedoch beide Male nicht im vollen Ausmaß den Anforderungen einer Gesellschaft gerecht werden kann, die mit starren und dichotomen Rollenvorstellungen durchzogen ist. Die Erzählung von Ahmed_Zahras Lebensgeschichte macht dabei deutlich, wie Geschlecht performativ hergestellt wird, um eben diesen Rollenerwartungen zu entsprechen und damit auch eine gesellschaftlich akzeptierte, legitimierte und damit intelligible Identität herauszubilden. Die Basis dafür bildet der Körper, denn seine geschlechtliche Ausprägung (Sex)

⁵¹ Vgl. Butler, 1997, S. 26.

⁵² Ben Jelloun, 1987, S. 178, Hervorhebung UK.

⁵³ Vgl. Kilian, Eveline: Gender Studies und Queer Studies: neuere Entwicklungen in der Literatur- und Kulturwissenschaft. In: *Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur*. Hg. von Ingrid Hotz-Davies und Schamma Schahadat. Bielefeld: transcript, 2007, S. 79-98. Hier: S. 81.

bestimmt Gender. Der Körper jedoch spielt beim männlichen Kind nur eine untergeordnete Rolle. Neben dem Initiationsritus der Beschneidung sind es vor allem die Stimme und der Bartwuchs, die Ahmed_Zahra in seiner_ihrer Kindheit und Adoleszenz geschlechtlich kodieren, während der weibliche Körper und seine Ausprägungen versteckt bleiben müssen. Auch im weiteren Verlauf der Geschichte werden weibliche Körperteile explizit benannt und damit auch hergestellt; ein Vorgang, der beim männlichen Körper nicht vollzogen wird. Und doch muss hier erwähnt werden, dass trotz der Negation und Reduktion des weiblichen Körpers durch dessen explizite Benennung auch weibliche Sexualität und Begehren thematisiert und diese positiv dargestellt wird. Sexualität und Begehren sind dabei wiederum wesentliche Eckpfeiler der Subjektkonstitution, die der Matrix von Sex-Gender-Begehren folgend, dessen vollständiges Gelingen – Sex ist Gender und das Begehren ist auf das andere Geschlecht ausgerichtet – die Intelligibilität des Subjekts erst ermöglicht. Wie sehr das weibliche Begehren unterdrückt wird, zeigen in seiner radikalen Form die Schwestern, die den weiblichen Körper ihres Schwester_Bruders, der_die dieses Begehren und durch den Konsul auch die Aufhebung der Reduktion und Negation erfahren hat, verstümmeln.

Kirsten Sobotta (Magdeburg)

**Identitätskonstruktion und Rollenerwartung
in Tagebuchaufzeichnungen der Helene Hildebrandt
aus den Jahren 1888/89 – eine pragmalinguistische
Analyse**

1. Vorbemerkungen

Wenn im Folgenden – bis zu einem gewissen Grade – die kommunikativ generierte Identität einer Bürgerlichen Ende des 19. Jahrhunderts anhand von Tagebucheinträgen rekonstruiert werden soll, geschieht das vor einem sprachtheoretischen Hintergrund pragma- bzw. textlinguistischer Provenienz. Ausgehend von der tradierten Textsorte Tagebuch, die quasi die Rahmenperspektive (vgl. Butler 2010, 9) der vorzunehmenden Zeicheninterpretationen vorgibt, soll demonstriert werden, wie sich über die diaristischen Aufzeichnungen eine Selbst-Identität in Bezug auf bzw. in Konfrontation mit bestimmten sozialen Rollen konstituiert. Unterstellt wird dabei zum einen, dass Identität „als ein beständiges Herstellen und Umbilden eines mentalen Gebildes [...] – [zu verstehen ist, – K.S.] – das den sozialen, nationalen oder ethnischen Habitus eines zum Individuum gewordenen Subjekts beständig neu formt“ (Kimminich 2003, XIII), und zum anderen, dass Rollen als „sozial definierte und institutionell abgesicherte Verhaltenserwartungen“ (Krappmann 2005, 98), also als spezifische Wissens-, Ordnungen, die soziales Verhalten prägen“ (Plessner 1985, 235), aufzufassen sind. Insofern wird hier ein sozial-konstruktivistisches Identifikationskonzept favorisiert, das u.a. die Prämisse akzentuiert: „Identität geht nicht auf in einzelnen Rollen, sondern entwickelt sich in Spannung zu ihnen.“ (Keupp 2006, 96) Von daher wird ein Subjekt stets „bemüht“ sein, „sich sozial – [zu – K.S.] – integrieren und interaktionsfähig, aber auch «es selbst» – [zu – K.S.] – sein.“ (Ebd.) Eine Identitätskonstruktion erweist sich in diesem Sinne also erst dann als gelungen, wenn es dem entsprechenden Individuum möglich ist, Rollennormen subjektiv zu interpretieren, d.h. der Rolle eine konkrete Gestalt zu geben und ihr nicht einfach rigide zu entsprechen (vgl. Keupp, 116ff.). Wenn nun *s p r a c h l i c h e s* Interagieren als ein entscheidender „Modus (d.h. Art und Weise) der menschlichen Identitätskonstruktion“ (Kresic 2006, 210) anzunehmen ist, dann kann davon ausgegangen werden, dass sich gerade auch

in Alltagssprachhandlungen Identitätskonstruktionen der sie vollziehenden Individuen nachweisen lassen.

Tagebuchschreiben stellt nun eine recht spezifische alltägliche Sprachhandlung dar, deren Produkte, die Tagebücher, typischerweise als autobiographische Texte deklariert werden. In ihnen spiegeln sich erwartungsgemäß nicht nur Tatsachen der Welt, die irgendjemand erlebte, sondern Erinnerungsleistungen des schreibenden Individuums gerade über bzw. in Bezug auf sich selbst. Insofern „tritt – [hier – K.S.] – im Akt des Schreibens eine Distanzierung von der eigenen Person ein, in der das schreibende Subjekt sich quasi verdoppelt.“ (Risse, 4) Ein Gegenstandsaspekt dieser Textsorte¹ ist demnach der sich wiederholende Bezug der/des Schreibenden auf sich selbst, also der Bezug auf ein „Selbstbewusstsein in der Besinnung auf die Relevanz für mich“ (Ingendahl, 54), das schreibende Subjekt. Aber auch eine derartige Relevanz-Besinnung für sich selbst wird dem Schreibenden lediglich mittels sozialer Normen, Werte, Rollen, die quasi als Orientierungsaspekte des Abwägens von Relevanz dienen können, möglich. Von daher sollten sich Tagebücher in jedem Falle als ein spezialisiertes Text-Format des Sekundärmediums Schriftsprache preisgeben, in dem Selbst-Identitäten geradezu fokussiert in der erwarteten Art und Weise in Erscheinung gebracht werden.²

¹ Die Textsorte Tagebuch zählt in der Linguistik bis heute nicht unbedingt zu den prominenten Untersuchungsgegenständen. Dennoch steht deren wissenschaftliche Analyse durchaus nicht mehr am Anfang. Im Besonderen kann z.B. auf literaturwissenschaftliche und soziologische Forschungsergebnisse (u. a. Ralph-Rainer Wuthenow 1990, Arno Dusini 2005), auch bezüglich weiblicher Autoren (u. a. Verena von der Heyden-Rynsch 1997, 2000, Anke Melchior 1992, 1998), aufgebaut werden. Anke Melchior etwa beschreibt die Textsorte Tagebuch „als kontinuierlich geführte und ichbezogene Aufzeichnung“ (www.lwl.org/LWL/Kultur/mein_18_November/geschichte/), und Stefanie Risse glaubt im Vergleich zu „rückblickend geschriebenen Lebensgeschichten“ (2008, 5) folgende typische Merkmale für Tagebucheintragungen konstatieren zu können: wenig Konstruktion, wenig Interpretation, wenig Selektion, starke Emotionalität, spontane Niederschrift [...], Merkmale der Oralität (orale Kultur) [...] (vgl. ebd.).

Inwieweit die hier genannten Aspekte für alle Tagebücher zutreffend sein müssen, darüber ließe sich sicherlich streiten. Dennoch sollen die aufgelisteten Merkmale als Anhaltspunkte zur Einordnung und Abgrenzung des für die vorliegende Analyse selektierten Sprachmaterials dienen.

² Nach Anke Melchior soll sich dieses Textsortenmerkmal aber vornehmlich erst im 19. Jahrhundert ausgebildet haben. Insofern bleibt für das vorliegende Untersuchungsmaterial aus den Jahren 1888/89 zunächst zu prüfen, inwieweit derartige Textpassagen der Reflexion eines Selbstbewusstseins tatsächlich nachweislich sind.

2. Zur pragmatischen Beschreibung der Tagebücher bzw. Tagebucheintragungen der Helene Hildebrandt

Vater Hildebrandt hatte seinerzeit seine Kinder angeregt, Tagebuch zu führen³ (vgl. Ballerstedt, 29), denn Tagebücher erfüllten bei den Hildebrandts in erster Linie die Funktion der Dokumentation des Selbst-Erlebten, auch und gerade für andere Familienmitglieder. Das belegen Sätze in den Aufzeichnungen der Helene Hildebrandt⁴ wie bspw. *Ich schreibe es, da ich denke es interessirt Lischen.* (26. Mai 1888) oder Randnotizen wie die zum 11. Juni 1888: *Bitte um Rücksendung der Tagebücher.* Aber auch ein Erzählstil wie etwa: *Übrigens gestern kam H. jun. einen Moment [...].* (2. August 1888) dürfte dafür ein Indiz sein. Es kann also diesbezüglich kaum davon gesprochen werden, dass die „Schreiber(in) [...] nicht auf Verständigung mit einem anderen Menschen bedacht sein“ (Marschewski,

³ Die Tagebücher der Helene Hildebrandt befinden sich in Besitz des Magdeburger Stadtarchivs, das darüber hinaus seit 1995 einen recht umfangreichen Schrift-Nachlass der Familie Hildebrandt in Verwahrung hat. Dieser kann dort jederzeit eingesehen werden.

⁴ Helene Hildebrandt kam am 10. November 1853 als jüngste Tochter des Superintendenten Friedrich Wilhelm Hildebrandt und seiner zweiten Ehefrau Agnes Mathilde Herfurth (vgl. Ballerstedt, 31) in Magdeburg zur Welt. Sie starb mit 80 Jahren, am 4. Januar 1934 (vgl. HS, S. 5), in Berlin-Charlottenburg. Von einer Nichte bzw. einem Neffen wird sie rückblickend als „fröhlicher und in der Schule als weniger gut als ihre – [Schwester – K.S.] – Tante Hilde“ (HS, S. 1) sowie als „im Alter uns allen mit mehr Liebe zugetan“ (a.a.O., 5) beschrieben. Helene lebte bis zum 36. Lebensjahr in ihrem Elternhaus in Magdeburg und erledigte hier allerlei Haushaltspflichten. Darüber hinaus hatte sie bis dahin bereits einige größere Reisen, z. B. nach Florenz, unternommen und dort bei längeren Aufenthalten für Verwandte u. a. den Haushalt geführt. Sie sprach Italienisch und Französisch, spielte Klavier, ging häufig ins Theater, besuchte Konzerte, las viel und pflegte einen relativ großen Bekanntenkreis. 1889 heiratete sie den industriellen Unternehmer Hermann Gruson und wohnte dann bis kurz nach dessen Tode im Jahre 1895 in Magdeburg-Buckau. Bereits 1897 heiratete sie erneut und zog nach Hannover zu ihrem zweiten Ehemann, „de(m) Kommerzien Ernst Meyer“ (Ballerstedt, 32). Als dieser 1904 ebenfalls verstarb, übersiedelte sie nach Berlin-Charlottenburg und heiratete „bald zum 3. Mal – [diesmal – K.S.] – eine Jugendbekanntschaft General Hentschel“ (HS, S. 5). Der Ehe mit Hermann Gruson ist ein Eintrag im Magdeburger Bibliographischen Lexikon mit dem Lemma *Helene Gruson* geschuldet. Helene wird darin als „Stifterin“ (MBL) der „seltene(n) Pflanzensammlung, einschließlich der Gewächshäuser“ (ebd.) ihres Mannes an die Stadt Magdeburg gewürdigt.

52f.) musste, wie Marie-Amal Marschewski der Textsorte Tagebuch attestieren möchte. Auch „beim Tagebuch – [handelt sich eben nicht unbedingt – K.S.] – um eine Kommunikationsform ohne ein reales Gegenüber“ (a.a.O., 87). Insofern waren die Diarien der Hildebrandts „zwar privat, aber nicht geheim“ (Melchior, a. a. O.), was sich für das 19. Jahrhundert durchaus nicht als ungewöhnlich herausstellt (vgl. ebd.). Darin ist wohl auch ein Grund dafür zu sehen, dass in den Tagebüchern der Helene Hildebrandt berichtendes bzw. „*exemplifizierendes Erzählen*“ (Bredel, 49) dominiert und „*explorierendes Erzählen*“ (a.a.O., 54), also eine „narrative Erarbeitung der Selbst- und Wirklichkeitsrepräsentation, die sich diskursiv als ‚Arbeit am Modell‘ realisiert“ (ebd.), weniger nachweisbar erscheint.

In dem analysierten Korpusmaterial ist in der Regel zu jedem Kalendertag zumindest ein kürzeres Notat aufzufinden – so z.B. am 10. August 1888: *Bärenhitze. Reingemacht, im übrigen herumgefault.* bzw. am 7. Dezember 1888: *Abds. H. da, sonst nichts Neues. dito Sonnabend* – womit zugleich die einzige Notiz in Bezug auf diesen Samstag, den 8.12.88, expliziert ist. Daneben existieren längere Aufzeichnungen, die auch gut mehrere Seiten des Tagebuchs füllen können (z.B. am 27. Juni 1888). Nur im Ausnahmefall bleiben einzelne Kalendertage oder gar ganze Wochen und Monate ohne Eintrag – vgl. vom 4. bis 10. Juni 1888 bzw. den Zeitraum von Ende April bis Anfang Oktober 1889. Ein Grund für die letztgenannte relativ große Aufzeichnungslücke könnte mit der Eheschließung „zwischen dem Königlichen Geheimen Commerzienrath Jaques Hermann August Gruson [...] und der Helene Hildebrandt“ – wie es in der amtlichen Bescheinigung vom 11. Mai 1889 heißt – zusammenhängen. Die mit der Vermählung verbundenen familiären Veränderungen für Helene hatten wohl zur Folge, dass sie in diesen Monaten keine Zeit fand, ihr Tagebuch fortzusetzen. Allerdings reißt das Notat zum 25. April 1889 mitten im Satz ab (*dass ich nicht allein mit ...*), so dass die fehlenden Eintragungen bzw. Tagebuchseiten durchaus auch schlicht verloren sein könnten.

Die folgenden drei Notationsbeispiele sollen einen Eindruck vom Schreib- bzw. Erzählstil der Autorin vermitteln:

Bsp.1: 4. Februar 1888

Wäsche gelegt. Mittag ohne Papa, der eine Haustaufe hält. Dann Strickstunde. Journale studirt, ein Stündchen zu Lisbet, geschrieben. – Heute schnaubt ein furchtbarer Thauwind, der einem die Nase schief an die Backen legt. Abends l'hombre.

Bsp. 2: 14. April 1888

Beim Café kommt Mama und decontirt, daß ich Vormittag nach der Olvenstedter Straße fahren soll, um eine dort angebotene Wohnung zu besehn.

Ich frage sie mit welchem Recht sie über meine Zeit verfügt? Ich bin nicht wohl, und bleibe dabei daß ich erst Nachm. diese Wege gehen werde wie schon vorher verabredet! – Die Eltern fahren also hin, Papa entzückt – Mama nicht elegant genug. – Dazu wurde als Randnotiz senkrecht platziert: Ein Instinkt hält mich zu Haus, mein theurer H. kommt.

Bsp. 3: 27. Mai 1888

Komme zu spät zum Cafe, Richard droht schon mit der Peitsche. Im ersten Moment fürchte ich, er weiß – scheint aber harmlos. Ich kann kaum essen, u. bin sehr benommen. Richard will reiten, drückt sich um 7. Wir bleiben allein u. nutzen die Zeit. Gehen noch etwas spaziren und dann zur Bahn! Gott, ich soll seine Frau werden! Das Glück kann ich noch immer nicht fassen! – Wir sprechen von der Sonne von Gott u. Unsterblichkeit. – 8.30 müssen wir uns trennen, ich wandere heim, wie im Traum.

Die exemplarischen Texteinträge erweisen sich durchaus als wohl komponiert. Die in ihnen explizierten Gegenstandsaspekte wurden aus der Überschau der jeweiligen Tagesereignisse heraus selektiert und entsprechend chronologisch angeordnet. Es wird exemplifizierend erzählt. Neben Tätigkeiten und Ereignissen sind z.T. auch diesbezügliche Eindrücke versprachlicht. Bsp. 3 zeichnet sich gleich durch mehrere Eindruckswiedergaben aus, die direkt und indirekt auf einen noch unverarbeiteten, aber offensichtlich bewussten emotionalen Zustand der Schreibenden hinweisen (*Gott, ich soll seine Frau werden!; Das Glück kann ich noch immer nicht fassen!; wie im Traum*).⁵ Die Beispielnote bestätigen darüber hinaus einige für Frauentagebücher als typisch deklarierte Redegegenstände wie etwa Familie, Alltagsorgen, Liebe (vgl. z.B. Risse, 10). Diesbezüglich sind die hier analysierten Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1888 bis einschließlich der ersten vier Monate des darauf folgenden Jahres recht dominant von Helenes intimer Beziehung zu Hermann Gruson geprägt. Fast jeder Tageseintrag nimmt darauf in irgendeiner Weise Bezug.

Der Schreibstil der Diaristin zeichnet sich durch Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, z.T. durch ökonomische Kürze und durch Emotionalität in unterschiedlichem Grade bis hin zur Sachlichkeit aus. Spezifische Merkmale der Oralität⁶ sind – bei Absehung der Schwa-Tilgung – jedoch kaum auszumachen.

⁵ Damit dürfte auch der in Fußnote 2 erwähnte relativ „moderne“ Gegenstandsaspekt der Textsorte Tagebuch für das Untersuchungsmaterial stichpunktartig belegt sein.

⁶ Vgl. Fußnote 1.

3. Zum methodischen Vorgehen

Ausgehend von der These, dass beim sprachlichen Konstruieren von Identitäten auf Wissen zu Inventaren sozialer Kategorien⁷ direkt oder auch indirekt zurückgegriffen werden muss (vgl. Hausendorf 2000, 93), ist zunächst das Ziel, jene Textpassagen zu selektieren, in denen genau solches Kategorienwissen zur Sprache kommt. D.h., es wird nach performativen Anknüpfungspunkten, „Äußerungsabdrücken“ (vgl. Benveniste), gesucht, die letztlich nicht nur die analysierende Linguistin dazu „auffordern“, bei der Konstruktion des Textverständnisses bestimmte Kenntnisse zu sozialen Kategorien, an die offenbar das sich äuffernde Individuum in ähnlicher Art und Weise angeknüpft hat, einzubringen. Im Fokus der Untersuchung stehen deshalb Tagebuchpassagen, in denen sprachliche Mittel nachweislich sind, mit deren Hilfe die Schreibende zum einen auf sich selbst als Repräsentantin sozialer Gruppen⁸ Bezug nimmt – also aus und über die Ich-Perspektive direkt oder indirekt kategorisiert – bzw. zum anderen weitere Personen sich mittelbar oder unmittelbar über sie – also aus und über eine Fremdperspektive – im Sinne einer Gruppenzuschreibung äußern lässt. Insofern avancieren Personenbezeichnungen (z.B. *Lehrerin*), diesbezügliche Kollektiva (z.B. *Belegschaft*), entsprechende deiktische Verweisungen, aber im Besonderen auch Syntagmen, die kategoriengebundene Tätigkeiten bzw. kategorienspezifische Eigenschaften explizieren (vgl. Sacks 1996, Vol. 1, 241) (z.B. *Aufsätze korrigieren, Schülerleistungen bewerten, unterrichten* für die soziale Kategorie LEHRENDE) und so eine soziale Zuordnung der Diaristin ermöglichen, zum Selektionskriterium der letztlich für die Untersuchung herangezogenen Textabschnitte. Eine Schwierigkeit bei dem zugrunde gelegten Datenmaterial besteht nun im Besonderen darin, entsprechende sprachliche Formulierungen aufzuspüren, die an konventionelles Wissen der 80er/90er Jahre des 19. Jahrhunderts zu typischen Eigenschaften, Handlungen und Einstellungen bezüglich der Repräsentanten sozialer Kategorien (nach Sacks „category-bound activities“ und „category-bound features“), eben an zeitgemäßes tradiertes soziales Rollenwissen und damit auch an zeitgemäßes Wissen zu normativen Erwartungen an das Verhalten von Repräsentanten sozialer Gruppen anknüpfen.

Ein erster Überblick in Hinsicht auf die infrage kommenden Textpassagen machte nun sehr schnell deutlich, dass in den untersuchten Tagebüchern die

⁷ Unter sozialen Kategorien werden hier nach Harvey Sacks „personen- und gruppenbezogene[n] Typisierungen (im Unterschied zu Typisierungen von Gegenständen und Tieren)“ (Czyżewski u. a., 29) verstanden.

⁸ Vgl. zum Begriff `soziale Gruppe´ Girnth 2007, 206.

Möglichkeit, über die direkte Explikation eines lexikalisch geronnenen „sozialen Etiketts“ (social label) – wie z.B. *Hausfrau* – zu identifizieren, nur in einem relativ geringen Umfang genutzt worden ist. Dagegen war ein Identifizieren über kürzere oder auch längere Syntagmen, die kategoriengebundene Tätigkeiten bzw. kategorienspezifische Eigenschaften benannten, viel häufiger auszumachen. Diese zweite Möglichkeit, Personen mittels Sprache sozial zu identifizieren, basiert nun im Eigentlichen darauf, aus dem Gesagten die gemeinte soziale Kategorie erst zu erschließen. Für diesen implikativen Schluss wird nun allerdings einmal mehr und einmal weniger Interpretationsaufwand erforderlich, je nachdem wie konventionell das durch die sprachlichen Formulierungen fokussierte Kategorienwissen, an das angeknüpft werden muss, ist. So kann z.B. anhand des Syntagmas *Habe Wäsche. Koche vormittags. Staube ab.* wohl relativ problemlos auf die gemeinte soziale Kategorie HAUSFRAU gefolgert werden. Das Syntagma *Am Sonntag gehe ich in die Kirche.* ließe dagegen einen weit weniger sicheren Schluss auf die vielleicht gemeinte soziale Kategorie CHRISTLICH-GLÄUBIGE PERSON zu. Dennoch ist gerade dieses Identifizierungsverfahren der impliziten Zuschreibung sozialer Identität, das Evozieren (vgl. Drescher/Dausendschön-Gay. 1995), das von sprachlich Interagierenden im Allgemeinen favorisierte Verfahren. Gegebenenfalls kann sich diesem Evozieren auch noch das oben beschriebene Etikettieren (vgl. ebd.) anschließen bzw. dem Etikettieren einer sozialen Kategorie kann ein Evozieren bereits vorausgegangen sein. Eine Kombination der beiden vorgestellten elementaren Verfahren ist jedoch nicht zwingend erforderlich. Insofern lassen sich grob zwei Möglichkeiten des sprachlichen Identifizierens, die sowohl zur Konstruktion personaler als auch sozialer Identitäten⁹ eingesetzt werden können, unterscheiden – das Evozieren und das Etikettieren (vgl. auch Hausendorf 1995).¹⁰

Die detaillierte Analyse der selektierten Tagebuchaufzeichnungen umfasste also zum einen die Auswertung der selbst- und fremdbenennenden sozialen

⁹ Identitätskonstruktionen können zum einen auf singuläre Einzigartigkeit und zum anderen auf repräsentative Gruppenmitgliedschaft (vgl. Mummendey/Simon 1997, 20) hinauslaufen. Nach Tajfel und Turner (1986) ist im ersten Falle von personaler und im zweiten von sozialer Identität zu sprechen. Beide Konstruktionsweisen gründen sich auf Differenzen, die einerseits innerhalb einer kontingenten Identität und andererseits zwischen verschiedenen für möglich gehaltene Identitäten (vgl. Nassehi, 231) bestehen. Diese Differenzen können in die medial-gebundene Darstellung explizit aufgenommen oder auch lediglich präsupponiert sein.

¹⁰ Hausendorf spricht in diesem Zusammenhang vom Elaborieren und vom Markieren (1996, 134 und 138).

Etiketten im direkten und vermittelten Bezug auf das schreibende Ich, wobei auch Personal- bzw. Sozialdeiktika in ihrer Stellvertretung und speziellen Perspektivierung Berücksichtigung fanden (vgl. Sobotta 2006). Zum anderen wurden die Syntagmen, die die Zugehörigkeit der Tagebuchschreiberin zu sozialen Gruppen im gegebenen Kontext eben über das Rekurren auf entsprechende soziale Wissensbestände ermöglichten, interpretiert und ausgewertet. Im Einzelnen wurde gefragt, über welches elementare Identifizierungsverfahren soziale Zugehörigkeiten zum Ausdruck gebracht wurden und welche Gruppendifferenzierungen damit vorgenommen worden sind bzw. wie sich die Schreibende in ihrer Selbst-Konstruktion in Bezug auf entsprechende Rollenerwartungen konkret in Szene gesetzt hat.

4. Zur Selbstkonstruktion einer personalen Identität in ausgewählten Tagebüchern

Im Folgenden wird die konstruierte Selbst-Identität in den selektierten Tagebuchaufzeichnungen der Helene Hildebrandt von Januar 1888 bis April 1889 explizit nachgezeichnet. Dazu sollen wichtige soziale Kategorien, auf die diese Selbstkonstruktion aufliegt, nacheinander erfasst und ihr Nachweis im Einzelnen an exemplarischen Textstellen demonstriert werden (vgl. I bis VI).

I. Die Selbst-Kategorie HAUSFRAU¹¹: Eintragungen wie die nachfolgenden erscheinen in den untersuchten Tagebüchern in regelmäßigen zeitlichen Abständen und implizieren anhand der verbalisierten typischen Tätigkeiten aus der Über-Ich-Perspektive immer wieder die genannte Kategorie:

- 5.1.88 *Fleißig und häuslich. Nachm. Strickstunde. [...] genäht [...]. –*
- 7.2.88 *Plättereie Vorm. Geholfen, [...]*
- 28.3.88 *Vorm. gekocht, (grüne Bohnen, sehr schön) [...]*
- 1.5.88 – *Ich staube immer vorn die rothe u. grüne Stube ab –*
- 2.7.88 *Habe Wäsche. Koche Vormittags. Zum Glück einfach, u. alles beizeiten eingerichtet.*
- 5.7.88 *Zeitig Wäsche aufgehängt. Wird alles schön trocken*
- 16.7.88 *Habe Schneiderei.*
- u. a.

¹¹ Die soziale Kategorie FRAU wird hier nicht autonom nachgewiesen, was selbstverständlich auch möglich wäre. So weist etwa bereits der Personenname *Helene* zumindest auf das weibliche Geschlecht der in Rede stehenden Person hin.

Die dabei verbalisierten, zum Großteil auch in der heutigen Zeit noch gültigen category- bound activities der auf diese Art und Weise evozierten sozialen Rolle sind Waschen, Bügeln, Putzen (Abstauben), Kochen und Handarbeiten (Stricken, Schneidern).

II. Die Selbstkategorie BÜRGERLICHE: Beispielhaft impliziert das letzte Additionsmitglied in der Handlungsreihe *Sehr viel Vorm. in der Küche zu thun, und mit Reinemachen der Stuben u. Anleitung der Mädchens* [sic!] (29. März 1888), die aus der Über-Ich-Perspektive geäußert ist, auf diese soziale Kategorie. So kann die Personenbezeichnung *Mädchen* im Objektgenitiv zu *Anleitung*, mit der die Schreibende auf Bedienstete ihres familiären Haushaltes verweist, denen sie ohne weiteres Anweisungen erteilen darf, mittelbar die Selbstkategorisierung als Bürgerliche verdeutlichen. In ähnlicher, eher unvermittelter Weise erreichen das ebenfalls die aus der Über-Ich- bzw. der Über-Wir-(inklusive)-Perspektive explizierten Eigen-Aktivitäten *Dann musiziert [...] gelesen. Abds wieder l' ombre* (5. Januar 1888); *Nachm. zu Frau Hardt; wir haben uns viel zu erzählen, lesen auch einige Stunden italienisch.* (7. Februar 1888); *Nachm. mit Hildchen u. Lisbet zu Agathe, wo noch Erna. Agathe singt uns neue Sachen vor; Abends lesen wir uns den Gefangenen von Chitton vor, und noch komische Gedichte von Voigt* (9. Februar 1888); *Abends mit Mama und Hildchen ins Logenconcert.* (22. Februar 1888); *Nachm. Näheverein, wo wir uns Gordons Leben vorlesen.* (3. September 1888). Das Evozieren als realisiertes Konstruktionsverfahren fußt damit hier primär auf der Darstellung von für jene Zeit typischen bildungskulturellen und sozietären Aktivitäten der bürgerlichen Frau bezogen auf das schreibende Individuum.

Darüber hinaus demonstriert ein Abschnitt des Tagebucheintrags vom 15. April 1888 indirekt die konkretisierte Selbstkonstruktion als STANDESBEWUSSTE BÜRGERLICHE im Sinne der Abgrenzung von einer sozial untergeordneten Schicht: [...] *eine scheusliche* [sic!] *Straße, tüchtiges Ende ohne Pferdebahn, Staub, Sonne, Proletariat, keine Beleuchtung, kein Pflaster, Typhus, Schindereigestank [...]. Könnten wir* [Hildchen und Helene – K.S.] *nach Dunkelwerden allein ausgehn! – [...] – mein Entschluß ist gefaßt, ich ziehe da nicht mit hin, [...].* Dazu wird aus der Über-Es-Perspektive zum einen das sprachliche soziale Etikett *Proletariat* benutzt und zum anderen auf als typisch angesehene Wohnumstände dieser benannten sozialen Identität aufmerksam gemacht, um sich danach eindeutig von der etikettierten und evozierten sozialen Kategorie zu distanzieren – *ich ziehe da nicht mit hin.*

Eine weitere konkretisierende Merkmalsauffüllung erfährt die implizierte soziale Selbst-Kategorie Bürgerliche über Tagebucheinträge, die die Eigenschaft 'gerade auch gegenüber Männern, recht SELBSTBEWUßTE FRAU/TOCHTER' hervortreten lassen. Das sollen die folgenden Notationsauszüge belegen:

14.4.88 *Beim Café kommt Mama und decontirt, daß ich Vormittag nach der Olvenstedter Straße fahren soll, um eine dort angebotene Wohnung zu besehn. Ich frage sie mit welchem Recht sie über meine Zeit verfügt? Ich bin nicht wohl, und bleibe dabei dass ich erst Nachm. diese Wege gehen werde wie schon vorher verabredet! – Die Eltern fahren also hin, [...]*

15.4.88 *H. [Hildchen – K.S.] u. ich unglücklich, sagen unsre Meinung sehr offen, denn dazu sind wir mit. [...] – mein Entschluß ist gefasst, ich ziehe da nicht mit hin, suche mir eine Stelle! – Sehr schlecht ist mir zu Muthe; [...]*

3.9.88 *Ich entscheide mich, ihm [Herman Gruson – K.S.] nach Halle entgegenzufahren. Alea est jacta! – [...] – [eine Freundin riet ihr zuvor ab, das zu tun – K.S. (vgl. 29. August 1888)]*

27.11.88 *[...] er [Hermann – K.S.] sagt Anna hätte früh Neigung gehabt, nach Sch. zu fahren, ich wäre doch wohl mitgekommen. Nein sage ich, ich will nicht tanzen wenn Anna pfeift.*

5.1.1889 *[...] ich sage es denn auch mal Papa, wie verletzend unart er oft gegen Hermann ist.*

Die Beispiele demonstrieren, dass sich die Schreibende, wie übrigens auch ihre Schwester Hildchen, durchaus nicht – wie es die „aufgerufene“ Rolle als bürgerliche Frau erwarten ließe – als unterwürfige, da lediglich geduldete unverheiratete Tochter gegenüber den Eltern verhält (*Ich frage sie* – [die Mutter – K.S.] – *mit welchem Recht sie über meine Zeit verfügt?*, [...] *sagen unsre Meinung sehr offen* – [die Töchter den Eltern – K.S.]). Sie kann recht selbstbestimmt auftreten (*ich sage es denn auch mal Papa, wie verletzend unart er [...] ist*) und das offenbar sogar gegenüber ihrem zukünftigen Ehemann (*Nein sage ich [...]*). Helenes Selbstwertgefühl äußert sich u. a. auch in der nachstehenden Eigenreflexion bezüglich der Folgen ihrer Liebesbeziehung zu Hermann Gruson:

25.1.89 *Oft bin ich über mich selbst ärgerlich, daß sich für mich alles nur um den Einen dreht – für nichts anderes habe ich mehr Interesse. Das muß doch einmal wieder anders werden, ich verdumme ja ganz!*

Gründe für diese Selbstbestimmtheit dürften nicht zuletzt in Helenes relativem materiellen Gesichertsein bereits vor ihrer ersten Ehe liegen. Sie kann offensichtlich über eine Art „Abfindung“ durch die Eltern verfügen, worauf folgende Textauszüge verweisen:

10.1. *Abds wieder sehr unangenehme Scene wegen Geld. H. [Hildchen – K.S.] hat angefangen. Papa sehr beleidigend und hart; will durchaus mein Vermögen behalten, weil es H. [Hermann – K.S.] gesagt hätte. Na Gottlob! Die Zeit wird ja hingehen, und bald verlasse ich dieses Haus – Welch ein schöner Tausch! Das liebe gute weiche Herz meines Hermann [sic!] u. diese egoistischen engherzigen gnazigen [sic!] Seelen. Gott gebe das meine schönen Träume wahr werden!!!*

11.1. *Früh bietet mir der Alte freiwillig Geld an, sieht also sein Unrecht ein, ich gebe ihm also ein gutes Wort, so ist scheinbar alles in Ordnung – doch vergesse ich die mir angethane Kränkung noh mia!*

Die explizierten Gedanken auf diese „unangenehme Szene“ [*so ist scheinbar alles in Ordnung – doch vergesse ich die mir angethane Kränkung noh mia!*] zeugen erneut von Helenes Selbstachtung und Wertgefühl.

III. Die soziale Kategorie EMPATHISCHER MENSCH: Einige Textstellen der analysierten Tagebuchaufzeichnungen lassen eine derartige Identitätskategorie vermuten, die allerdings kaum auf eine eigenständige soziale Rolle im oben gemeinten Sinne kapriziert:

25.3.88 *Richard redet gegen Maxs [sic!] Heimkehr, er vergißt aber, daß man einem 40jährigen Mann keine Vorschriften machen kann [...]*

29.3.88 *Bin halb tod [sic!] nachmittags, u. entsetzlich aufgereggt; mir fliegen die Nerven förmlich; und immer wie gejagt. Ein Zustand, wie ihn Lischen fühlen muß. –*

28.4.88 *Wie glücklich bin ich aus den unerquicklichen Verhältnissen herauszukommen – wenn nur das arme Hildchen nicht zu Haus bliebe!*

1.5.88 *Denke viel an das arme Hildchen und mit horreur an das liebe Elternhaus.*

10.9.88 *Vorher ich bei Max, der plötzlich anfängt von meinem Verhältnis zu Hermann; er scheint in Richards Auftrag zu reden [...] Ich danke Max seiner Freimüthigkeit, aber ein gewisses Etwas in seinem Ton wenn er von Hermann spricht, erkältet u. beleidigt mich, und will mich auf dem ersten Theil der Fahrt nicht verlassen.*

Die Beispielnotate, in denen über Fremdperspektiven (Richard, Max) zu dritten Personen (Max, Hermann und Helene) bzw. über die Eigenperspektive zu einer dritten Person (Hildchen) berichtet wird, lassen erkennen, dass sich die Schreibende in diese „besprochenen“ Personen ihres sozialen Umfeldes (Max, Hildchen, Hermann) durchaus hineinversetzen kann und mit ihnen fühlt. Des Weiteren kann der Kategorie empathischer Mensch unter Berücksichtigung von Textstellen, die Evaluationen aus der Ich-Perspektive in Hinsicht auf das Verhalten bzw. den Erfolg anderer Menschen wiedergeben (*[...] schluchzt wie für Geld. Unbegreiflich.; [...] freue mich aufrichtig*) das Merkmal AUFRICHTIG, GEFÜHLSECHT hinzugefügt werden, was einer weiteren Konkretisierung der konstruierten Selbst-Identität zuträglich erscheint – vgl. dazu:

23.4.88 *Mama schluchzt wie für Geld! [während des Kondolenzbesuchs bei Hermann Gruson – K.S.] Unbegreiflich.*

8.5.88 *Lese dass Papa Gr. Geh. Com. [Hermann Gruson – K.S.] geworden u. freue mich aufrichtig [...]*

Dieses Identitätsmerkmal wird im direkten Sinne auch in Bezug auf wertende Reflexionen (*unnötig natürlich; [...] werde roth u. verlegen, sage natürlich einige unpassende Wort; [...] eine merkwürdige Auffassung das*) zu aus der Über-Ich- bzw. Über-Sie-Perspektive dargestellten Verhaltensweisen ersichtlich, siehe die nachgestellten Belege:

29.3.88 *Nachm. macht das Mädchen die Küche rein, kommt nicht recht vorwärts, was mich auch (unnötig natürlich) aufregt.*

17.9.88 *Brief aus Thale von meinem Schatz [...] Nachm. gehe ich auf seinen Wunsch nach Buckau; [...] Schwester Emma auch da, fragt ob ich die Frau Rätthin [Hermanns erst kürzlich verstorbene Frau – K.S.] nicht auch sehr vermisse? Ich werde roth u. verlegen, sage natürlich einige unpassende Worte.*

26.1.89 *Sie [Frau Hardt, eine Freundin – K.S.] fängt an, mir von meiner Verlobung zu reden, und ob ich auch ja an meine Zukunft dächte und mich sicher stellte für alles das, was ich aufgabe – eine merkwürdige Auffassung das! Das Schicksal wird es mir doch hoffentlich nicht vorbehalten haben, daß ich einmal meinen theuren Hermann überlebe u. wenn, nun dann mag aus mir werden was da will. Käme es auf mich an, ich würde mir einen Schein ausstellen lassen von Hermann, daß er mich jeglicher Erbschaft ausschließt – es ist ja nicht das dumme Geld, das ich will, es ist ja nur Hermann, dessen Liebe mich so beglückt, und dessen Gegenwart mir schon fast unentbehrlich geworden ist!*

IV. Die Selbst-Kategorie RELIGIÖSE FRAU/GLÄUBIGE: Auffällig sind die verhältnismäßig wenigen Hinweise, die das Identitätsmerkmal christlich-religiös evozieren – z.B. im Eintrag vom 19. August 1888 die eher randständige Notiz: *aus der Kirche kommend*¹² oder die floskelhafte Bitte: *Gott verzeih mir!* im Eintrag vom 27. November 1888 sowie etwa der fromme Wunsch: *Gott gebe das meine schönen Träume wahr werden!!!* in der Tagesnotiz vom 10. Januar 1889. Zu erwartende selbstreflexive Eintragungen etwa bezüglich einer Zwiesprache mit Gott, die der Rolle als Pastorentochter entsprächen, lassen sich nicht nachweisen.

V. Die Selbst-Kategorie LIEBENDE bzw. VERLIEBTE FRAU: Diese erscheint in den Tagebucheinträgen des analysierten Zeitraums als eindeutig dominierende Kategorie. Das sollen beispielhaft die nachfolgenden Textauszüge bezüglich unmittelbar aufeinander folgender Kalendertage demonstrieren:

11.5.88 *Habe so lebhaft von H. [Hermann – K.S.] geträumt, daß ich mich gleich hinsetze u. ihm schreibe d. h. gratulire.*

¹² Ähnliche Randnotizen lassen sich auch zu weiteren Tageseintragungen hin und wieder finden.

12.5.88 *Ich bin unglücklich, daß ich von H. [Hermann – K.S.] nicht ein paar Zeilen erhalte, hoffe von Tag zu Tag, v. Stunde zu Stunde – nichts! Wo ist sein Lieben geblieben? Wer brachte mich drum??*

22.7.88 [...] *bin etwas ärgerlich! wohl wegen der Trennung [von Hermann – K.S.].*

23.7.88 *Hoffte auf einen Brief, is nich.*

24.7.88 *Hoffen und harren, und sich täuschen.*

25.7.88 *Noch immer nichts; ich werde schon sehr unglücklich [...]*

26.7.88 *Bin trostlos, schmiede Krankenpflegerin-Pläne.*

27.7.88 *Endlich ein Brief aus England; aber mir scheint er kühl! [...] Bin eigentlich trauriger als zuvor! – [...]*

29.7.88 *Brief! Er kommt morgen Abend! Ich soll Dienstag von ohngefähr rauskommen [nach Buckau in Hermanns Domizil – K.S.]. – aber das geht doch nicht!*

30.7.88 *Schreibe an ihn, er möchte lieber morgen Abend zu uns kommen.*

31.7.88 *Bin den ganzen Tag in Aufregung – ach ich glaube, ich komme dabei auf den Hund. Um 1/2 7 kommt mein lieber H.*

Anhand dieser Notizen aus bzw. über die Ich-Perspektive wird die tiefe Zuneigung der Schreibenden für Hermann Gruson unmissverständlich evoziert. Im nachvollziehbar dargestellten emotionalen Wechselspiel von Hoffnung und Erfüllung, Zweifel und Gewissheit, äußert sich ein offensichtlich starkes und beständiges Gefühl des Hingezogeneins der Diaristin zu dem über 30 Jahre älteren Mann (*Habe so lebhaft von H. geträumt; hoffe von Tag zu Tag, v. Stunde zu Stunde; [h]offen und harren; [b]in den ganzen Tag in Aufregung – ach ich glaube, ich komme dabei auf den Hund. ...*). In den Textbeispielen ist darüber hinaus das movierte soziale Etikett *Krankenpflegerin* auffällig, das im Zusammenhang mit der Selbstevaluation *Bin trostlos* expliziert wurde. Offensichtlich erscheint Helene eine Nichtrealisierung der in Aussicht stehenden Vermählung mit Hermann Gruson gleichbedeutend damit zu sein, sich eine Erwerbstätigkeit zu suchen und weitere mögliche Ehekandidaten – die durchaus vorhanden waren – von vornherein auszuschließen, was letztlich wiederum ihre tiefe Zuneigung zu Hermann belegt. Dies dürfte den konventionalisierten Erwartungen bezüglich der Rolle einer bürgerlichen Frau in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts gerade nicht entsprechen. Ebenfalls auffällig ist in diesem Zusammenhang die sprachliche Evaluation: (*A*)*ber das geht doch nicht!* im Eintrag vom 29. Juli 1888, worüber bürgerliche Normen bezüglich des „moralischen“ Verhaltens einer unverheirateten Frau, gegen die die Schreibende offenbar gerade nicht verstoßen möchte bzw. kann, „anklingen“.

Auf ein Normenklischee der bürgerlichen Frau wird ebenso in einigen Tagebucheinträgen Bezug genommen, in denen aus und über die Ich-

Perspektive eine gegenüber dem geliebten Mann DEMÜTIGE Frau, die sich widerspruchslos und gehorsam dessen Wünschen und Handlungen unterordnet, evoziert ist (*auf seinen Wunsch; [...] da kann ich nicht hoffen; [m]it Hs Genehmigung; [...] nehme ich mich nun sehr zusammen daß ich nicht wieder etwas sage was ihn verletzt*):

17.9.88 *Brief aus Thale von meinem Schatz Gott lob, es geht ihm gut, u. ist er vergnügt. Nachm. gehe ich auf seinen Wunsch nach Buckau [...]*

23.10.88 *Heut ist in Buckau großes Verwaltungsrathsdiner, da kann ich nicht hoffen meinen Schatz zusehen [sic!].*

2.12. *Brief von Selli, die anfragt ob es wahr ist? Mit Hs [Hermanns – K.S.] Genehmigung schreibe ich ihr wie es ist.*

4.2.89 *Er kommt, und meine Angst löst sich; er ist gut und freundlich wie immer, vielleicht eine ganz kleine Schattirung kühler? Aber ich bin doch so selig ihn wiederzuhaben! Natürlich nehme ich mich nun sehr zusammen daß ich nicht wieder etwas sage was ihn verletzt. Komme mir vor wie ein gescholtenes Kind – mit 35 Jahren! Aber bin ich ihm nicht Weib und Kind zugleich? Da kann ich es mir schon gefallen lassen daß er mich noch etwas zieht. – [...]*

Im letzten Beispiel erscheint die Selbstetikettierung als *Kind* bei gleichzeitiger Nennung des diesbezüglich kategorientypischen Merkmals `wird gezogen´ wie eine rationale Begründung des eigenen ergebnen Verhaltens dem geliebten Mann gegenüber.

Hinsichtlich der die Tagebuchaufzeichnungen klar dominierenden Kategorisierung als LIEBENDE weisen nur wenige Notizen das diese Kategorie in spezifischer Art und Weise konkretisierende Merkmal `in Hinsicht auf diese Liebe durchaus auch UNENTSCHLOSSENE/WANKELMÜTIGE´ aus – so etwa die aus der Ich-Perspektive geäußerten Expressiva: [...] *fasse den Entschluß zu entsagen; [a]ch, wie wird's noch werden; [...] Mein dummes wankelmüthiges Herz!* Vgl. dazu folgende Textpassagen:

8.7.88 *Um 12 per tram raus [nach Buckau zu Hermann – K.S.]. Es ist mir wunderlich und unbehaglich zu Muthe! – [...] wir 2 [Hermann und Helene – K.S.] legen uns Patienen, im Rücken die Feinde A. u. F. mögen sich moquiren! [sic!] – 1/2 10 mit Fritz im offenen Wagen heimgefahren – bin noch 1 Stunde auf, u. fasse den Entschluß zu entsagen!*

5.8.88 *Um 1/2 11 kommt er; [...] – Eine schöne Stunde, die letzte vor seiner Reise. Ach, wie wird's noch werden.*

7.9.88 *Nachm. kommt Hermann offiziell; ist so gut u. stürmisch zärtlich; mir fast zuviel! Mein dummes wankelmüthiges Herz!*

Diese Unentschlossenheit ist wohl vornehmlich mit sozialen Zwängen zu begründen. So demonstrieren einige Tagebucheintragungen sehr genau, wie nicht nur die Anderen, sozusagen die öffentliche Meinung, über die vermeintliche

Einhaltung bzw. den Verstoß der bürgerlichen Moralnormen und Rollenerwartungen seitens einer unverheirateten Frau richten, sondern eben auch Helene selbst. Sie hat als Kind ihrer Zeit diese Moralvorstellungen verinnerlicht, verteidigt sie zum Teil, verstößt aber gleichzeitig auch bewusst gegen sie, was natürlich zu Gewissens- und Handlungskonflikten führen muss – vgl. dazu etwa beispielhaft die nachfolgenden Textauszüge bezüglich des Handelns der Anderen gegenüber dem Liebespaar Hermann und Helene, um den „guten Ruf“ der Frau zu schützen, bzw. bezüglich Helenes widersprüchlichen Verhaltens:

1.10.88 *Übrigens haben wir [Hermann und Helene – K.S.] garnichts [sic!] von einander; wir werden überwacht wie 2 Kinder die unmündig sind [von Richard, Lischen und Anna in Schierke – K.S.]. [...] Lischen sitzt am Ofen u. ist todmüde, geht aber nicht ehe ich nicht mitkomme. – H. erwartet mich vergeblich!*

5.1.89 *Mittags sehr unangenehme Scene. Mama hat Kränzchen Papa heiser. H. [Hildchen – K.S.] Tönkünstlerkonzert. wir sind heut Abend nach Buckau eingeladen, man findet es unpassend daß ich allein hingehe. H. lässt also ihr Konzert schießen.*

20.2.89 *Abds mein süßes Herz bei mir; reist morgen früh nach Berlin; will aber Freitag Abend allein bei mir sein, die andern bei Aufrecht. „Es schickt sich nicht“ sage ich aber u. so bleibt er am Freitag bei Lischen [Hermanns Tochter K.S.] zum Diner – ich möchte blutige Tränen darüber weinen [...]*

Die folgenden Eintragungen verdeutlichen demgegenüber, wie bewusst Helene gegen bürgerliche Idealvorstellungen einer tugendhaften Frau verstößt und dies für sich – wie es scheint – auch akzeptiert, aber im nächsten Moment des Zweifelns an Hermanns Liebe doch recht unsicher wird und hinsichtlich ihres Verhaltens sogar Reue empfindet:

22.1.89 [...] *ich sehe zwar sehr fromm u. tugendhaft drein, denke aber beständig an meinen lieben guten so gar nicht tugendhaften Hermann – und wenn die Damen mich mit Liebenswürdigkeiten überschütten, so denke ich immer: ihr solltet nur wissen, wie und was aus mir geworden! Aber – n'importe, wenn ich nur meinem Schatz so recht bin!*

26.1.80 – *Auch sagt mir Fr. Hardt, daß doch alle fänden es sei ein seltenes Glück, daß ein Mann in Hermanns Jahren noch bei einem verhältnismäßig jungen Mädchen Gegenliebe erwecke – ach ihr solltet nur alle wissen, daß wir und schon seit vielen Jahren lieben – aber Gottlob wisst Ihr es nicht! –*

30.1.89 [...] *ich, sonst so kalt habe diesem lieben theuern Mann gegenüber garkeine [sic!] Haltung; ach, ich werde ihm bald langweilig und über sein! Und doch kann ich ihm nicht widerstehn.*

2.2.89 *Und was soll nun aus uns werden? Hermann ist meiner überdrüssig geworden, es ist natürlich! Und obendrein ist es meine Schuld, warum habe ich mich ihm so rückhaltlos hingegeben? Man sollte nicht immer seinem Herzen folgen!*

3.2.89 [...] *Richard* [...] – *er ist mir immer ein lebendiger Vorwurf für meinen Leitsinn* – [...]

Die folgende Selbstreflexion offenbart in augenscheinlicher Art und Weise den bestehenden Widerspruch Helenes zwischen verinnerlichten Idealanprüchen an die bürgerliche Ehefrau und der Schwierigkeit, diese unter den gegebenen Bedingungen ihres realen Lebens zu realisieren, wodurch die eigentliche Selbst-Konstruktion in ihrer konkreten Gestalt erst ihren Ausdruck findet:

2.2.89 [...] *was für eine Ehe würde das werden; ich würde jeden Tag fühlen daß er [Hermann – K.S.] um meinetwegen so manches Opfer bringt, und daß er sich in mir getäuscht hat. Und jedes Mal wenn er mir ein hartes Wort sagt wie gestern würde ich wieder denselben Kummer empfinden! Und und [sic!] dann immer das Gefühl haben ihn nicht glücklich zu machen! Und dann, wenn ich mich ernstlich frage, ob ich wohl mit der nöthigen Geduld alle die Widerwärtigkeiten ertragen würde die mir dereinst blühen? Ich werde gewiß viel zu ertragen haben von Anna, von Hermann [jn. – K.S.] u. seiner Frau, von Lemelsons, sogar von Lischen und Richard. Fast verzage ich, ob ich da immer mit Sanftmuth und dem richtigen Tact auftrete – wäre es nicht besser ich träte von einer Aufgabe zurück, die ich doch nicht richtig erfüllen kann; behielte meine goldene Freiheit, und ließe dir die deine mein theurer einziger Hermann. Sollte mir auch das Herz darüber brechen. Hätte ich nur die Kraft Dir das alles zu sagen!!* – [...]

Die Schreiberin erzählt hier aus der Ich-Perspektive explorierend (vgl. u.a. die Iteration *Und und*) – ihre Gedanken führen in die Zukunft und schildern aktuelle Ängste angesichts der sozialen Bindungen und der Rollenerwartung, die an ihre Vermählung mit Hermann Gruson gekoppelt sein würden. Angesprochen werden Eigenschaften wie Duldsamkeit, Sanftmut, Taktgefühl und Demut, die zweifelsohne das Ideal der bürgerlichen Ehefrau zu dieser Zeit prägen. In diesem Zusammenhang kann auch der folgende expressive Sprechakt interpretiert werden, in dem Helene das Bedauern einer wohl nicht erfüllbaren Mutterschaft zum Ausdruck bringt:

25.11.88 *Der kleine Enke ist ein süßer Bengel – ich fürchte, ich muß einmal auf solche Freude verzichten!*

VI. Die soziale Kategorie STIGMATISIERTE FRAU: Helene muss Neid und Missgunst, wie wohl jede vermeintlich vom Glück Begünstigte, aushalten. So lässt sich anhand der folgenden exemplifizierend erzählten Aufzeichnungen zunächst das von Helene nicht gewollte Interesse der Öffentlichkeit an ihrer Person festmachen:

27.10.88 [...] *Spreche mit Hermann von dem Stadtklatsch, er nimmts leichter als ich.*

29.10.88 [...] *ins Tonkünstler [...], und alle Menschen gaffen mich an.*

3.11.88 *Abds ins Theater, [...], 1000 Menschen, die mich unverschämt angaffen.*

5.11.88 *Um 1/2 4 fahre ich zur Näherei; auch hier merke ich, ist schon Alles von dem Gerücht angefressen.*

Einen *Stadtklatsch* über sich ergehen lassen müssen; *Menschen*, die sie *an-gaffen*; die sie *unverschämt angaffen*; die schon *von dem Gerücht angefressen* sind – diese Formulierungen implizieren ein ungewolltes Interesse, eine nicht erwünschte Neugier anderer an der eigenen Person. Die Stigmatisierung Helenes wird dann einerseits mit der Konkretisierung des Gerüchts ersichtlich (*daß man gesagt hat, wir hätten früher ein Verhältnis gehabt*) – damit hätte Helene schlicht und einfach gegen die bürgerliche Moral verstoßen – und andererseits in der Darstellung des Verhaltens Dritter gegenüber Hermann Gruson zum Ausdruck gebracht (*seine bevorstehende Verbindung mit Helene entfremdet ihn seinem Haus*):

8.11.88 [...] *als [...] Fr. Hardt immer fragt, warum ich so blas sei, und ich andeute, daß ich Ärger gehabt habe – da platzt die Bombe, ich merke, daß man gesagt hat, wir hätten früher ein Verhältnis gehabt. Doch werden wir Gottlob schnell durch die Ankunft ihres Gatten unterbrochen [...]*

29.11.88 *Am Montag zeigte er [Hermann – K.S.] mir einen Brief von Lemelson, der ihm in unglaublich unverschämter und egoistischer Weise zu verstehn giebt [sic!], daß seine bevorstehende Verbindung [mit Helene – K.S.] ihn (L) seinem Haus entfremden würde.*

5. Fazit

Die Analyseresultate¹³ zu den selektierten Tagebuchaufzeichnungen der Helene Hildebrandt bezogen auf die sechzehn Monate unmittelbar vor ihrer Eheschließung mit Hermann Gruson im Mai 1889 belegen die Konstruktion einer mehrdimensionalen personalen Selbst-Identität, die auf einem Wissen um abstrakte Normen die (ideale) bürgerliche Frau betreffend fußt. Auf diese Art und Weise positioniert sich die Schreibende in einem durch eben diese Normen regulierten (vgl. Butler 2011, 95) sozialen Raum und kann das eigene reale Verhalten quasi mit den implizierten Idealvorstellungen vergleichen und gegebenenfalls bewerten – auch über die Perspektive fremder Personen, die in diesen sozialen Raum inkludiert sind.

Dominant erweist sich in den untersuchten Tagebuchaufzeichnungen die Selbstinszenierung als liebende, allerdings nicht unbedingt tugendhafte, als

¹³ Vgl. dazu Sobotta 2012, 175ff.

empfindsamer, demütiger, unverheirateter Bürgerlicher sowie als tüchtige Hausfrau. Darüber hinaus wird eine durchaus selbst- und standesbewusste bürgerliche Frau konstituiert, die sich der Konsequenzen des Unverheiratetseins bewusst ist und diese akzeptiert. So wird Helene einerseits durch den Gedanken, eine Erwerbstätigkeit ausüben zu müssen, nicht erschreckt. Andererseits wägt sie bezüglich ihrer anstehenden Ehe mit dem weitaus älteren Hermann Gruson und vor allem den dadurch bedingten, für sie schwierigen sozialen Beziehungen zu dessen erwachsenen Kindern ab, nicht doch ihre *goldene Freiheit* (2. Februar 1889) zu behalten. Es plagen sie offenbar ernste Zweifel und Befürchtungen, ob sie in der Lage sein würde, Hermann immer eine, den Normen bzw. der Rollenerwartung entsprechende gute Ehefrau sein zu können. Damit offenbart diese Selbstinszenierung der Helene Hildebrandt deutliche Nichtübereinstimmungen mit dem vorherrschenden bürgerlichen Frauenbild der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (vgl. u. a. Paletschek). Ob das in einem Zusammenhang mit der gesellschaftskritischen Frauenbewegung jener Zeit gesehen werden kann, muss hier allerdings offen bleiben.

Helenes Selbstkonstruktion zeigt jedenfalls eine weibliche Identität, die sich zum einen in Übereinstimmung mit bestehenden bürgerlichen Normen überhaupt erst herausbilden kann, die zum anderen diese Normen allerdings zugleich in gewissem Sinne überschreitet (vgl. Butler 2011, 96) und konkretisiert. Auf diese Art und Weise vermag sie ihre Ich-Identität für sich und andere nachvollziehbar zu gestalten.

Literatur:

- Ballerstedt, Maren (1997): Die Familie Hildebrandt und ihr Nachlaß im Stadtarchiv Magdeburg. In: Familienforschung heute. H. 11, Magdeburg, 28-34.
- Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Tübingen.
- Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Frankfurt a.M./New York.
- Butler, Judith (2011): Die Macht der Geschlechtnormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a. M.
- Czyżewski, Marek/Gülich, Elisabeth/Hausendorf, Heiko/Kastner, Maria (Hrsg.) (1995): Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Opladen.
- Drescher, Martina/Dausendschön-Gay, Ulrich (1995): *sin wer an son immobilien ehm makler da eh gekommen*. Zum Umgang mit sozialen Kategorien im Gespräch. In: Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Hrsg. v. Czyżewski, Marek/Gülich, Elisabeth/Hausendorf, Heiko/Kastner, Maria. Opladen, 85-119.
- Girnth, Heiko (2007): Variationslinguistik. In: Steinbach, Markus et al. (Hrsg.): Schnittstellen der germanistischen Linguistik. Stuttgart/Weimar, 187-217.

- Hausendorf, Heiko (1995): *Man spricht zwar eine Sprache aber ...* Die Wiedervereinigung als Kommunikationsproblem. In: Czyżewski, Marek/Gülich, Elisabeth/Hausendorf, Heiko/ Kastner, Maria (Hrsg.): *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch*. Opladen 1995, 120-144.
- Hausendorf, Heiko (1996): *Sprachentwicklung und Interaktion: eine linguistische Studie zum Erwerb von Diskursfähigkeiten*. Opladen.
- Hausendorf, Heiko (2000): Ost- und Westzugehörigkeit als soziale Kategorien im wiedervereinigten Deutschland. In: Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (Hgg.): *Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen*. Tübingen, 80-111.
- HS = Handschriftlicher Text: Tante Helene. 5 Seiten ohne Hinweis auf das Entstehungsjahr und auf den Autoren. In: *Nachlass der Familie Hildebrandt*. R 50. Stadtarchiv Magdeburg.
- Engendahl, Werner (1999): *Sprachreflexion statt Grammatik*. Tübingen.
- Keupp, Heiner et al. (2006): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg (1. Auflage 1999).
- Kimminich, Eva (2003): *Macht und Entmachtung der Zeichen. Einführende Betrachtungen über Individuum, Gesellschaft und Kultur*. In: *Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen*. Hrsg.: Kimminich, Eva, Frankfurt a. M., VII-XLII.
- Krappmann, Lothar (2005): *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart.
- Kresic, Marijana (2006): *Sprache, Sprechen und Identität*. München.
- Marschewski, Marie-Amal (2007): *Narrative Identitätskonstruktionen und subjektives Krankheitserleben in den Tagebuchaufzeichnungen erkrankter Menschen. Eine textkonstruktive Analyse von Krankheitstagebüchern*. Diss. Freiburg i. Br.: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3139/pdf/Abschlussfassung.pdf> (1.8.2011)
- MBL = Magdeburger Biographischen Lexikon. <http://www.uni-magdeburg.de/mbl/> (2.8.2011)
- Melchior, Anke: http://www.lwl.org/LWL/Kultur/mein_18_November/geschichte/ (2.8.2011)
- Mummendey, Amelie/Simon, Bernd (1997): *Selbst, Identität und Gruppe: Eine sozialpsychologische Analyse des Verhältnisses von Individuen und Gruppe*. In: *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Hrsg. v. Mummendey, Amelie/Simon, Bernd, Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, 11-38.
- Nassehi, Armin (2002): *Überraschte Identitäten*. In: *Transitorische Identität*. Frankfurt a. M./ New York, hrsg. v. Jürgen Straub u. Joachim Renn, 211-237.
- Paletschek, Sylvia: *Adelige und bürgerlich Frauen (1770-1870)*. http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4727/pdf/Paletschek_Adlige_und_buergerliche_Frauen.pdf (12.8.2011)
- Plessner, Helmuth (1985): *Soziale Rollen und menschliche Natur*. In: *Gesammelte Schriften X. Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt a. M.
- Risse, Stefanie (2008): *Frauentagebücher in den Beständen europäischer Tagebucharchive*. http://www.lulu.com/items/volume_64/4514000/4514213/1/print/4514213.pdf (1.8.2011)

- Sobotta, Kirsten (2006): Wie ostdeutsche Frauen über Ostdeutsche reden – zur Konstruktion einer sozialen Kategorie. In: Historische Soziolinguistik des Deutschen VI. Hrsg. v. Gisela Brandt. Stuttgart, 235-253.
- Sobotta, Kirsten (2012): „*Gott gebe das meine schönen träume wahr werden!!!*“ – Zur Identitätskonstruktion in Tagebuchaufzeichnungen der Helene Hildebrandt aus den Jahren 1888/89. In: Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs X. Hrsg. v. Gisela Brandt. Stuttgart, 169-186.
- Sacks, Harvey (1996): Lectures On Conversation. Volumes I & II. Cambridge, Massachusetts.
- Tajfel, H./Turner, J. C. (1986): The social identity theory of intergroup behavior. In: Worchel, S./Austin, W. G. (Hrsg.): Psychology of intergroup relations. Chicago.

Katalin Horváth (Budapest)

Funktionale Faktoren bei der Wahl von epistemischen Adjektiven gegenüber Satzadverbien im Deutschen

0. Zielsetzung

Im vorliegenden Beitrag soll anhand einer Korpusanalyse überprüft werden, ob die von Nuyts (2001) exemplarisch am Beispiel von *wahrscheinlich* für die Klasse der epistemischen Satzadverbien¹ (*modal adverbs*) bzw. Adjektive (*modal adjectives*) ermittelten funktionalen Faktoren auch beim Gebrauch der übrigen Elemente dieser Klassen entscheidend sind. Folgende Beispiele von Nuyts (2001: 29) veranschaulichen die beiden Verwendungen:²

¹ Die Termini „Satzadverb“ (vgl. *sentence adverb*) und „Modalwort“ werden in der deutschsprachigen Fachliteratur synonym verwendet (von einem anonymen Gutachter wurde außerdem „Sprechereinstellungsadverb“ vorgeschlagen). Hier wird die Bezeichnung „Satzadverb“ gebraucht, mit dem Hinweis, dass diese Ausdrücke nicht unbedingt Satzskopus haben. Nuyts' (2001) Ausdruck *modal adverb* ließe sich höchstens als „modales Adverb“ ins Deutsche übertragen, denn als Modaladverbien werden – auch wenn irreführenderweise – traditionell Adverbien der Art und Weise wie z.B. *gern* bezeichnet. Das am Ende der folgenden Anmerkung angedeutete Problem würde allerdings bei jedem der möglichen Termini fortbestehen.

² Wie aus Abschnitt 1.2. hervorgeht, untersucht Nuyts vier Ausdrucksklassen der epistemischen Modalität, und zwar neben den oben genannten auch kognitive Prädikate (*mental state predicates*, wie *I think/believe/... they have run out of fuel*) und Modalverben (*modal auxiliaries*, wie *They may/might/must/... have run out of fuel*), und nennt diese „expression types“ und „(linguistic) form types“ (Nuyts 2001: 29). Zwischen den epistemischen Ausdrücken in seinen konstruierten englischen Beispielen in (1) und (2) gibt es, anders als beim deutschen *wahrscheinlich*, derivationsmorphologische Unterschiede. Allerdings nimmt er auch im Falle des Deutschen beide, z.T. überlappende Kategorien und somit für *wahrscheinlich* eine doppelte Zugehörigkeit an (vgl. „the middle position adverb and adjective [...] *wahrscheinlich*“ (Nuyts 2001: 56) sowie „*wahrscheinlich* ‘probably/probable’ used as an adverb and as an adjective (as mentioned, neither use is morphologically marked [...]), which can, in either category, be considered representative for the entire expression type (Nuyts 2001: 62)). Der Grund dafür dürfte darin bestehen, dass die zwei Kategorien in eine Eins-zu-Eins-

- (1) **Maybe/probably/certainly/...** they have run out of fuel (Satzadverb)
- (2) **It is possible/probable/likely/certain/... that** they have run out of fuel (modales Adjektiv)

Die Wahl des Modells von Nuyts als Ausgangspunkt ist leicht zu begründen: Seine Monographie ist die einzige Arbeit, in der die klassenbildenden epistemischen Ausdrücke in satzadverbialer sowie in prädikativer Funktion einer systematischen, korpusbasierten Analyse unterzogen werden.³

Beziehung zur satzadverbialen (1) bzw. prädikativen (2) Funktion gesetzt werden, denn Nuyts (2001: 55, Anm. 1) hält auch explizit fest, dass er *adverb* als *sentence adverb* und *adjective* als *predicative adjective* verwendet.

In ihrer eurotypologischen Arbeit über die Satzadverbien kommen Ramat/Ricca (1998: 200ff.) zu vier morphologischen Gruppen von Satzadverbien, darunter zu Einheiten, die in der Funktion sowohl von Adjektiven als auch von Adverbien auftreten können, wobei Letztere mit keinerlei morphologischer Markierung einhergeht. Kanonische Beispiele nennen sie aus dem Niederländischen und dem Deutschen. Sie erwägen zwei Möglichkeiten für die Behandlung solcher Satzadverbien, nämlich entweder als Konversionsprodukte aus dem jeweiligen Adjektiv oder als Mitglieder einer Wortart Adjektiv/Adverb.

An dieser Stelle danke ich einem anonymen Gutachter für den Hinweis, nicht von Wortarten/Kategorien, sondern von Verwendungen/Funktionen auszugehen und *wahrscheinlich* als Adjektiv zu betrachten, das in beiden Funktionen verwendet werden kann. Wie aus den oben zitierten Arbeiten auch hervorgeht, basiert die Erfassung von *wahrscheinlich* nicht nur als Adjektiv, sondern auch als Satzadverb gerade auf der Möglichkeit seiner Verwendung in satzadverbialer Funktion. Somit führt die Berücksichtigung dieses Hinweises zu keinen Veränderungen in der Untersuchung und in den Ergebnissen. Auch hier wird der Terminus „Satzadverb“ – wie bei Nuyts (2001) und Ramat/Ricca (1998) – im funktionalen Sinne verwendet und beibehalten, denn zu den Satzadverbien werden nicht nur – die satzadverbialen Verwendungen von – *wahrscheinlich*, *sicher* und *gewiss*, sondern auch eindeutige Adverbien wie *möglicherweise* gerechnet, so dass er nicht einfach durch etwa „satzadverbial verwendetes Adjektiv“ ersetzt werden kann, sondern Letztere neben den Sprechereinstellungsadverbien jeweils mit einbezieht. Allerdings werden im Einklang mit dem Hinweis anstelle der kategorialen Adjektive „adverbial“ bzw. „adjektivisch“ die funktionalen Ausdrücke „satzadverbial“ bzw. „prädikativ“ verwendet.

³ Von den beiden Ausdrucksklassen wurden die Satzadverbien zwar öfter behandelt (vgl. z.B. Bartsch 1972, Hetland 1992, Helbig/Helbig 1993, Ramat/Ricca 1998), doch geht es in den einschlägigen Arbeiten eher um ihre Abgrenzung von den anderen Wortarten, um ihre syntaktischen und semantischen Eigenschaften sowie die interne Subklassifizierung der Kategorie.

1. Behandlung in der Fachliteratur

1.1. Frühere Arbeiten

Außer Nuyts (2001) liegen nur wenige, frühere Arbeiten vor, in denen Einstellungsausdrücke in satzadverbialer sowie in prädikativer Verwendung behandelt werden. Sie ermitteln folgende morphologische und syntaktische Unterschiede zwischen den zwei Klassen bzw. Verwendungen:

Prädikativ verwendete Adjektive können auch in Nicht-Deklarativsätzen und im Skopus eines andersartigen Operators (Negation, Quantifikation) auftreten (Bellert 1977: 343, 346, Lang 1979: 207):

- (3) Ich weiß ja auch gar nicht, was die Nachbarin für eine Schuhgröße hat. Den Geräuschen nach zu urteilen, Größe 248, aber da räuspert sich kritisch die Lebenserfahrung, sie räuspert sich und sagt, dies **sei nicht recht wahrscheinlich**. (Goldt 133-134)⁴

Satzadverbiale epistemische Ausdrücke verfügen über keine derivationsmorphologisch gebildeten negativen Formen, während es negative epistemische Adjektive in prädikativer Funktion sehr wohl gibt (Bellert 1977: 343, 346):

- (4) Eine Allianz mit den Öl und Gas produzierenden Scheichtümern und Königshäusern, vor dem Hintergrund einer zunehmenden Entfremdung zwischen Russland und dem Westen, könnte die Kräftekonstellationen in der Welt tatsächlich ganz erheblich beeinflussen. **Unwahrscheinlich**,⁵ **dass** Wladimir Putin sich darüber keine Gedanken gemacht hat. (Welt 12. Februar 2007 Putins Welt)

Prädikative epistemische Adjektive können koordiniert und kompariert werden (Lang 1979: 207):

⁴ Im Quellennachweis werden die gedruckten Quellen mit der Seitenzahl, die im Internet vorliegenden Bundestagsprotokolle mit Datum bzw. die Zeitungstexte mit Datum und Titel angegeben.

⁵ Vgl. auch Ramat/Ricca (1998: 226) über modale Satzadverbien: „Whenever an antonymical couple of probability adjectives exists, like *probable/improbable*, the sentence adverb appears to be derived only from the adjective belonging to the positive scale: Cf. [...] Grm. *wahrscheinlich/*unwahrscheinlich*“.

- (5) Glücklicherweise gibt es eine Sitzordnung. Das ist sinnvoll, denn bei freier Sitzplatzwahl kann es geschehen, daß es zu Handgemengen, Anbrüllungen und Drohgebärden mit Messern kommt, weil alle neben dem Jubilar sitzen wollen, oder aber, was angesichts der sittlichen Hochkarätigkeit der hier versammelten Menschen **wahrscheinlicher⁶ ist**, daß sich niemand für wertvoll genug hält, an der Seite einer solchen Autoritätspersönlichkeit zu sitzen, und daher niemals mit dem Essen begonnen werden kann. (Goldt 41)

Sie können alternativ erfragt und gegenübergestellt werden (Lang 1979: 207):

- (6) Im weiteren Verlauf dieser Legislaturperiode werden wir – so lautet auch unsere Abmachung im Koalitionsvertrag – die Wehrform grundsätzlich auf den Prüfstand stellen. Dann **wird** die von den Grünen lange geforderte Abschaffung der Wehrpflicht **nicht nur möglich, sondern** angesichts der sicherheitspolitischen Entwicklung unserer Auffassung nach **auch wahrscheinlich**. (BT 17. Januar 2003)

Dieses verschiedenartige Verhalten wird mit dem semantisch-funktionalen Unterschied in Zusammenhang gebracht, dass mit Satzadverbien Einstellungen ausgedrückt werden, während mit Adjektiven in prädikativer Funktion über Einstellungen gesprochen wird (Lang 1979: 212; 1983: 329f.)⁷ bzw. die Sprechereinstellung selbst propositionalisiert wird (Rosengren 1984: 166f., Perkins

⁶ Sowohl ein anonymer Gutachter, als auch Nuyts (2001: 98) weisen darauf hin, dass zumindest *wahrscheinlich* auch in der satzadverbialen Verwendung modifiziert werden kann, vgl. die Formen *höchstwahrscheinlich* und *allerwahrscheinlichst*, sowie Kombinationen mit einer Gradpartikel in (16) und (17) in Abschnitt 2.2. unten.

⁷ Anhand des Beispiels **Wahrscheinlich schläft Hans hier**. (Lang 1979: 210) hält Lang fest, dass „die dem *wahrscheinlich* entsprechende semantische Struktur nicht Teil der propositionalen Bedeutung“ ist: „die mit *wahrscheinlich* bezeichnete Einstellung gehört nicht zur aktuellen Welt, über die gesprochen wird, sondern ist eine Einstellung, mit der über W_0 gesprochen wird“ (Lang 1979: 210). Analoges gilt für **Leider p**. (Lang 1983: 328): *Leider* gehört nicht zum propositionalen Inhalt, die Bedauernseinstellung wird direkt ausgedrückt, und zwar präreflexiv, d.h. sie ist nicht Gegenstand einer weiteren Einstellung: „Die durch *Leider p* signalisierte Einstellung ist die Einstellung, mit der der Sprecher [...] etwas sagt, es ist nicht die Einstellung, über die er etwas sagt.“ (Lang 1983: 329). In diesem Sinne werden mit Satzadverbien Einstellungen ausgedrückt, es wird nicht über Einstellungen gesprochen (Lang 1979: 212). Pragmatisch gesehen fungieren Satzadverbien als Kommentare, nicht als Behauptungen (Lang 1979: 213).

1983: 67). Die entscheidende Differenz zwischen ihnen besteht demnach in der logisch-semantischen Struktur der jeweiligen Äußerungen.

1.2. Nuyts (2001)

Eine etwas andere Interpretation erhalten die obigen Daten in der kognitiv-funktionalen Analyse von Nuyts (2001). In seiner Untersuchung wurden vier funktionale Faktoren als relevant für die Wahl zwischen den Ausdrucksklassen der epistemischen Modalität ermittelt, und zwar:

a) subjektive vs. intersubjektive Evidentialität, d.h. die Darstellung der epistemischen Qualifikation als basierend auf subjektivem Sprecherwissen oder auf Evidenzen, die auch anderen zugänglich sind (Nuyts 2001: 33ff.):

(7) I **think** they have run out of fuel. (subjektiv) vs.

(8) It is **probable** that they have run out of fuel. (intersubjektiv)

b) Performativität vs. Deskriptivität, d.h. ob die epistemische Qualifikation die aktuelle Einschätzung des Sprechers oder die Einschätzung einer anderen Person bzw. des Sprechers zu einem vergangenen Zeitpunkt darstellt (Nuyts 2001: 39ff.):

(7) I **think** they have run out of fuel. (performativ) vs.

(9) John **thinks** they have run out of fuel. (deskriptiv) und

(10) I **thought** they had run out of fuel. (deskriptiv)

c) Informationsstruktur, d.h. ob die epistemische Qualifikation selbst fokussiert wird (Nuyts 2001: 41ff.):

(11) It is **highly improbable** that they have run out of fuel. (fokal) vs.

(12) They have **probably** run out of fuel. (nicht fokal)

d) Diskursstrategie, d.h. ob der Sprecher mit der epistemischen Qualifikation eine für das Verhältnis zwischen ihm und dem Hörer relevante diskursstrategische Wirkung erzielt (Nuyts 2001: 44f.):

- (13) ja ich **glaube** das haben wir doch sehr deutlich gesagt (Beleg (165) von Nuyts 2001: 165)

Aufgrund der Korpusuntersuchungen stellt Nuyts folgende Merkmalsmatrix für die einzelnen Ausdrucksklassen auf:

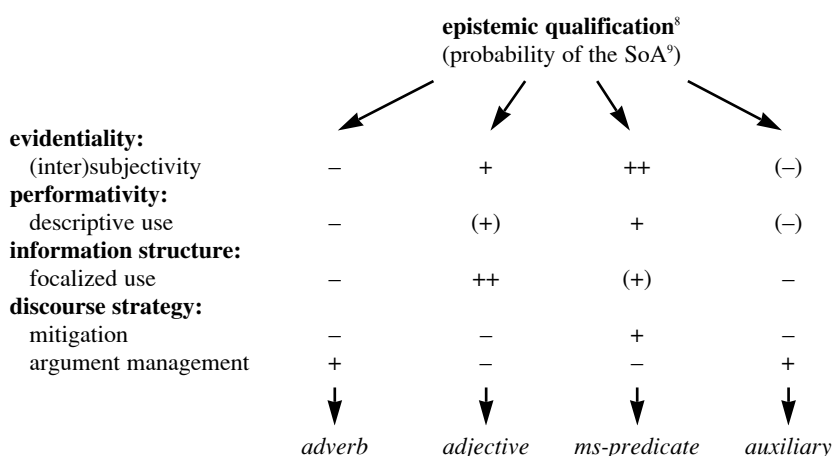


Abbildung 1: Faktoren bei der Verwendung der epistemischen Ausdrucksklassen nach Nuyts (2001: 227, Figure 3. Factors in the use of epistemic expression types)

⁸ Für die vier Ausdrucksklassen vgl. noch einmal die konstruierten englischen Beispiele von Nuyts (2001: 29):

Maybe/probably/certainly/... they have run out of fuel (adverb/Satzadverb)

It is possible/probable/likely/certain/... that they have run out of fuel (adjective/modales Adjektiv)

I think/believe/... they have run out of fuel (mental state predicate/ms-predicate/ kognitives Prädikat)

They may/might/must/... have run out of fuel (auxiliary/Modalverb).

Legende:

++: der wahrscheinlich wichtigste Faktor bei der Verwendung der jeweiligen Ausdrucksklasse,

+: der Faktor ist häufig für die Wahl des jeweiligen Ausdrucks verantwortlich,

(+): die Wahl des Ausdrucks kann durch diesen Faktor bedingt sein und ist es manchmal tatsächlich,

(-): eine geringe Tendenz zur Relevanz des Faktors,

-: die Wahl der Ausdrucksklasse ist nie auf diesen Faktor zurückzuführen (Nuyts 2001: 102f., 227).

⁹ D.h. Sachverhalt (*state of affairs*).

Aus Abbildung 1 geht hervor, dass die Fokussierbarkeit den maßgebenden Faktor für die Wahl eines prädikativ verwendeten Adjektivs darstellt, wogegen Satzadverbien hinsichtlich der ermittelten funktionalen Faktoren weitgehend neutral sind. Darüber hinaus ist nach Nuyts die Intersubjektivität häufig, die Deskriptivität manchmal für die Wahl des prädikativen Adjektivs verantwortlich.

Die eingangs genannten Charakteristika von epistemischen Adjektiven stehen in vollem Einklang mit den Ergebnissen von Nuyts, und lassen sich sogar auf die unterschiedliche Informationsstruktur einer Äußerung mit einem Satzadverb bzw. einem prädikativen Adjektiv zurückführen (vgl. Nuyts 2001: 96ff.). Da jedoch die epistemische Qualifikation im Normalfall nicht betont ist, werden in epistemisch modalisierten Äußerungen hauptsächlich Satzadverbien verwendet.

2. Korpusanalyse

Im Folgenden gilt es, diese Ergebnisse unter Berücksichtigung weiterer epistemischer Satzadverbien und prädikativ verwendeter Adjektive zu überprüfen. Als Grundlage für die Analyse dient ein selbst erstelltes Korpus von belletristischen Prosatexten, Tagebüchern, Bundestagsprotokollen, Fachprosa- und Zeitungstexten, das insgesamt 250.000 Wortformen umfasst.

Sowohl satzadverbial als auch prädikativ sind im Korpus außer *wahrscheinlich* noch *sicher(lich)*, *möglicherweise/womöglich/möglich* und *(un)gewiss* belegt.¹⁰

¹⁰ Erfasst wurden dabei nur die tatsächlich epistemischen Belege. Ausgeklammert bleiben Belege,

i) in denen das Satzadverb sich auf ein attributives Adjektiv bezieht, denn hier könnte ein entsprechendes prädikatives Adjektiv nicht auftreten, z.B.: *Wie viel mehr zusätzliche Einigung nach innen und wie viel mehr Operatives nach außen kann sich die EU noch zumuten, ohne dass sie Gefahr läuft, sich generell zu überdehnen, und ohne dass neue und **möglicherweise gefährlichere** Zerreißproben als 2003 drohen?* (EU 46)

ii) in denen das Satzadverb metakommunikativ verwendet wird, meistens um eine potenzielle Einwand seitens des fiktiven Hörers vorwegzunehmen, und über keine epistemische Bedeutung mehr verfügt:

- *sicher(lich)*: 2mal mit Vorvorfeldstellung, 1mal mit Nachstellung: *Ich war enttäuscht, **sicher**, war übergangen worden; doch ich machte meine Arbeit.* (Prosa 166)

- *gewiss*: 7mal mit (Vor)Vorfeldstellung: *Kurz, das neue Europa beginnt mit einer EU, deren Mitgliedstaaten nicht auf eine feste europäische Zielsetzung festgelegt sind. Ihr Ordnungssystem dient heute vornehmlich der Durchsetzung partikularer Ansprüche ihrer Mitglieder. Dieser Beurteilung wird mancher Adept der EU und mancher Euro-Fanatiker und Euro-Romantiker nicht zustimmen wollen. Wer aber die bisherige*

Bei der Besprechung der Ergebnisse wird zuerst auf die Verwendung der Satzadverbien, dann auf die prädikativen Belege eingegangen, und zwar im Gegensatz zu Nuyts (2001) getrennt danach, ob sie mit der Kopula ein Prädikat bilden oder aber in einer anderen verbalen Konstruktion, z.B. *für wahrscheinlich halten* auftreten, denn in solchen Fällen scheinen unterschiedliche Faktoren eine Rolle zu spielen.

2.1. Statistischer Überblick

In den Tabellen 1 bis 4 stehen die entsprechenden statistischen Daten zu den einzelnen Verwendungen und ihre Verteilung in den untersuchten Textsorten:

	PROSA	TAGEB.	BUNDES- TAGSPR.	FACHPR.	ZEITUNG	INSGES.
<i>sicherlich</i>	–	6	6	–	–	12
<i>sicher</i>	7	6	2	6	–	21
<i>gewiss</i>	3	2	–	2	1	8
<i>wahrscheinlich</i>	11	3	3	6	7	30
<i>möglicherweise</i>	3	4	2	4	5	18
<i>womöglich</i>	4	3	–	3	2	12
INSGESAMT	28	24	13	21	15	101

Tabelle 1: Die Verteilung der satzadverbialen Belege im Korpus

*Entwicklung der Europapolitik und den derzeitigen Stand der europäischen Dinge aufmerksam durch eine scharfe Linse betrachtet, kann schwerlich zu einem anderen Ergebnis kommen. **Gewiss**, es gab auch immer schon bessere Zustände der europäischen Einigungspolitik, doch häufig wurde dabei der durch den Kalten Krieg ausgeübte Zwang zur Gemeinsamkeit als unabhängig entstandener Wille zur Einigung missverstanden. (EU 28)*

iii) nicht epistemische Belege mit (un)möglich: *Wenn Anneliese ihr Opfer erst einmal gestellt hatte, nahm sie generell nichts anderes mehr wahr. Dadurch **war es ihm möglich**, seinen Blick heimlich ein wenig länger auf ihrem halb abgewandten Gesicht ruhen lassen, dessen obere Hälfte die dicken Gläser ihrer Kassenbrille verdeckten und das wie immer absonderlich starr und wächsern wirkte. (Prosa 23)*

	PROSA	TAGEB.	BUNDES- TAGSPR.	FACHPR.	ZEITUNG	INSGES.
<i>sicher</i>	-	1	-	2	-	3
<i>gewiss</i>	-	-	-	-	2	2
<i>wahrscheinlich</i>	-	-	-	1	2	3
<i>möglich</i>	1	2	-	-	-	3
INSGESAMT	1	3	-	3	4	11

Tabelle 2: Die Verteilung der prädikativen Belege mit der Kopula in einer Matrixsatzstruktur im Korpus

	PROSA	TAGEB.	BUNDES- TAGSPR.	FACHPR.	ZEITUNG	INSGES.
<i>sicher</i>	-	-	-	-	-	-
<i>gewiss</i>	-	-	-	-	-	-
<i>wahrscheinlich</i>	1	2	1	-	1	5
<i>möglich</i>	-	1	-	-	-	1
INSGESAMT	1	3	1	-	1	6

Tabelle 3: Die Verteilung der prädikativen Belege mit der Kopula in einer flachen Satzstruktur im Korpus

	PROSA	TAGEB.	BUNDES- TAGSPR.	FACHPR.	ZEITUNG	INSGES.
<i>sicher</i>	4	5	3	2	1	15
<i>gewiss</i>	-	-	-	-	-	-
<i>wahrscheinlich</i>	-	1	-	1	4	6
<i>möglich</i>	2	-	-	-	-	2
INSGESAMT	6	6	3	3	5	23

Tabelle 4: Die Verteilung der prädikativen Belege in einer verbalen Konstruktion im Korpus

Betrachtet man global die zahlenmäßigen Verhältnisse, so fällt auf, dass Satzadverbien mit 101 Belegen mehr als zweimal so häufig sind wie alle Verwendungen mit einem entsprechenden Adjektiv in prädikativer Verwendung (40 Belege). Unter den prädikativen Belegen machen jedoch die Nicht-Kopula-Konstruktionen bei weitem den größten Teil aus, was v.a. auf die auffallend häufige Verwendung der Konstruktion (*sich*) *sicher sein* mit einem belebten Subjekt (12mal) zurückzuführen ist. Vergleicht man die Anzahl der Satzadverbien nur mit den prädikativen Belegen mit der Kopula, so ergibt sich ein Verhältnis von 6 zu 1.

2.2. Satzadverbien

Aus syntaktischen Gründen sind Satzadverbien hinsichtlich der (Inter)Subjektivität bzw. der Performativität/Deskriptivität der epistemischen Qualifikation unmarkiert, und können nur sehr begrenzt hervorgehoben werden. Eine gewisse Betonung kann durch die Vorfeldstellung des Satzadverbs erreicht werden: Diese Position ist insgesamt 24mal (9mal mit *möglicherweise*, 8mal mit *wahrscheinlich*, jeweils 2mal mit *womöglich*, *sicherlich* und *sicher* und 1mal mit *gewiss*), in etwa einem Viertel der Belege vorhanden:

- (14) **Möglicherweise** droht den Rentnern sogar eine Nullrunde, also eine Rente nach Kassenlage. (BT 17. Januar 2003)
- (15) Mit gefälschten MP4-Spielern aus China muss sich derzeit das Hauptzollamt am Frankfurter Flughafen beschäftigen. 18.500 Plagiate haben die Beamten in den vergangenen Monaten sichergestellt. Verpackt in mehrere hundert Kisten stapeln sie sich in einem Lagerraum. „**Wahrscheinlich** werden es noch mehr“, sagt Zollsprecher Andreas Urbaniak. Denn gerade Unterhaltungselektronik werde häufig illegal nachgebaut. (FAZ 13. März 2007 Kriminalität)

Darüber hinaus können Satzadverbien, die eine größere Wahrscheinlichkeit ausdrücken, mit einer Gradpartikel kombiniert werden, was insgesamt 4mal (1mal *ganz sicher nicht*, 3mal *sehr wahrscheinlich*) vorliegt:

- (16) Sie drehte sich zu ihrem Mann und fragte: Kennst du einen Tim? Nein, ich kenne keinen, nein, keinen Tim, also, nicht in unserer Straße. Soweit ich weiß, gibt es da keinen. Aber, warte mal, laß mich überlegen, neben Mancinis wohnt doch dieser ... Nein, nein, das ist kein Tim. **Ganz sicher nicht**, unterbrach sie ihn. Also ein Tim, ja? fragte der Mann ungläubig. (Prosa 81)

- (17) Jetzt heißt es, „der Großteil des Temperaturanstiegs seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist **sehr wahrscheinlich** auf die vom Menschen verursachte Treibhausgas-Konzentration zurückzuführen“. (Welt 2. Februar 2007 Protokoll)

Die Diskursstrategie, die Konfrontation von Meinungen oder die Vorwegnahme einer möglichen Haltung des Hörers scheint nicht bei allen Satzadverbien eine Rolle zu spielen, sondern ist wahrscheinlich eher lexemspezifisch (am typischsten für *sicher(lich)*, kaum relevant bei *wahrscheinlich*) (vgl. auch Nuyts 2001: 101):

- (18) Ich bin aber nicht froh, war es selten, und wenn, dann nur für einige Augenblicke, Partikel einer vergangenen Gegenwart. Und **sicher** stehen mir solche Augenblicke auch noch bevor. Aber darauf kommt es gar nicht an. Es stimmt schon irgendwie, was der Kollege G. einst schrieb: Glück ist die Abwesenheit von Unglück. (Prosa 180)

2.3. Prädikative Adjektive mit der Kopula

Unter den prädikativen adjektivischen Belegen mit der Kopula ist die Matrixsatzstruktur (Beleg (19)) fast zweimal so häufig belegt wie die flache Satzstruktur (Beleg (20)):

- (19) Aber es muss sich niemand Sorgen machen, dass die jungen Frauen nun arbeitslos werden könnten. An der Aktion war kein einziger Polizist beteiligt. **Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass** es zu einer Anzeige oder gar zu einer Festnahme kommt. (SZ 28. Juni 2006 Produktpiraterie)
- (20) Sie bemerkte mich nicht, und ich überlegte, ob wir irgendwelche Leute eingeladen hatten für den Abend, konnte mich aber nicht erinnern. **Es war eher unwahrscheinlich.** Rita wußte, daß ich mir das Pokalspiel ansehen wollte. (Prosa 159)

Bei einer flachen Satzstruktur steht nur einmal eine komplexe NP als Subjekt, vgl. Beleg (6) oben. In den übrigen 5 Fällen ist das Subjekt ein anaphorisches Pronomen, so dass die flache Struktur syntaktisch bedingt ist, vgl. Beleg (20).

Unter den insgesamt 17 prädikativen Belegen mit der Kopula liegt ein einziger Beleg vor, bei dem keine informationsstrukturellen Gründe für die Wahl des prädikativen Adjektivs anstelle eines Satzadverbs aufgezeigt werden können:

- (21) Eugene Delacroix in seinen »Notizen über ein Wörterbuch der Schönen Künste« zu dem Stichwort Ausdruck: »... daß man ihn nicht soweit steigern darf, daß er Abscheu erregt. Was Mozart zu diesem Thema sagt...« **Möglich, daß** Delacroix Mozarts Brief vom 26. September 1781 im Sinn hatte: »...weil... die leidenschaftlichen, heftig oder nicht, niemals bis zum Eckel ausgedrückt seyn müssen...« (Kunze 55)

In allen anderen Belegen ist die Fokussierung der epistemischen Qualifikation entscheidend: 6mal liegt die mit *un-* präfigierte negative Form des prädikativen Adjektivs vor (Beleg (19)), 3 Belege stehen in einem explizit adversativen Kontext:

- (22) Gegenwärtig ist nur klar, dass man von den alten EU-Staaten weiß, wie sie mit dem System umgehen, die neuen EU-Staaten in dieser Hinsicht aber unbeschriebene Blätter sind. Die einzige wirkliche und daher besonders wichtige Antwort, die augenblicklich gefunden werden kann, ist die, dass offen ist, was geschehen wird.
Sicher ist hingegen, dass das künftige System der EU sich nicht wesentlich von ihrem bisherigen System und grundsätzlich auch nicht von allen anderen internationalen Systemen unterscheiden wird. (EU 34-35)

Jeweils 2mal erscheint die Komparativform des prädikativen Adjektivs (Beleg (5)) bzw. wird das Adjektiv durch *vollkommen* oder *äußerst* graduiert (Beleg (19)).

Je einmal wird die Möglichkeit erfragt:

- (23) Gleich nachdem Berger die Gruppe hinter sich gelassen hatte, glaubte er sich jedoch einer leichten Aufgeregtheit in ihrem Tonfall entsinnen zu können. Annelieses Kinn hatte gezittert, er war sich auf einmal ganz sicher, während hinter ihm weiter das charakteristische Kichern zu hören war, das ihren Redeschwall in kürzeren Intervallen als sonst unterbrach. Berger stoppte und starrte auf den verblaßten Zebrastreifen vor seinen Füßen, er war an der Hauptstraße angelangt.
 Hatte Anneliese geweint, **war es möglich, daß** sie um Heitauer trauerte? Ganz unvermittelt tauchte diese Frage in seinem Kopf auf, und sofort war er überzeugt, daß es so war. (Prosa 24)

das prädikative Adjektiv negiert (Beleg (3)) bzw. einem anderen gegenübergestellt (Beleg (6)).

Die Fokussierung der epistemischen Qualifikation ist also in der Tat der absolut entscheidende Faktor bei der Wahl eines prädikativen Adjektivs mit der

Kopula. In diesen Fällen könnte man, bedingt durch die Form des Prädikats und nicht durch die Bedeutung des Adjektivs selbst, davon ausgehen, dass die epistemische Qualifikation kategorisch assertiert und daher als eher intersubjektiv dargestellt wird. Allerdings kommen prädikative Adjektive auch in subjektiven Fällen (z.B. Beleg (21)) und Satzadverbien in intersubjektiven Äußerungen (z.B. Beleg (17)) vor. Andererseits hat sich gezeigt, dass die Informationsstruktur bis auf einen Beleg der motivierende Faktor für die Verwendung des prädikativen Adjektivs ist, so dass es nicht sinnvoll wäre zu behaupten, dass (Inter)Subjektivität bei den Satzadverbien oder bei den prädikativen Adjektiven mit der Kopula einen relevanten Faktor darstellt.

Wegen ihrer Verbindung mit der Kopula können prädikative Adjektive eine deskriptive, d.h. nicht im Hier und Jetzt des Sprechers verankerte epistemische Qualifikation ausdrücken. Eine Nicht-Präsens-Indikativ-Form der Kopula liegt in 4 Belegen vor, vgl. Belege (3), (6), (20) und (23). Jedoch scheint die Markierung der Deskriptivität lediglich eine Folge des Vorhandenseins der Kopula zu sein, denn in diesen Belegen wird das prädikative Adjektiv negiert oder erfragt, was bei einem Satzadverb unmöglich ist, so dass wiederum nicht die Markierung der Deskriptivität als der tatsächlich zur Wahl des prädikativen Adjektivs führende Faktor zu betrachten ist.

Diskursstrategische Gründe spielen bei der Wahl eines prädikativen Adjektivs mit der Kopula in der Tat keine Rolle. Lediglich bei einem Beleg handelt es sich um die Vorwegnahme einer Einwand:

- (24) Zu meinen ebensowenig rühmens- wie beneidenswerten Eigenschaften gehört es, von zehnmal, da es geboten wäre zu sprechen, neunmal zu schweigen. Aber hinzunehmen, daß ich mich in der Abteilung Literatur nicht mehr als Gleicher unter Gleichen fühlen durfte, nur weil ich nicht bereit war, die Demokratie ähnlich in Frage zu stellen, wie andere sie in Frage gestellt zu sehen wünschten, war mir nicht möglich. Mag einer denken: Was bildet sich der Kunze ein, er kommt aus dem Osten und will uns hier beibringen, was Demokratie ist! **Möglich, daß** ich nicht weiß, was Demokratie ist, aber eben, weil ich aus dem Osten komme, weiß ich ziemlich genau, was keine Demokratie ist. (Kunze 58-59)

2.4. Prädikative Adjektive in anderen verbalen Konstruktionen

Bei der getrennten Erfassung der prädikativen Adjektive in anderen verbalen Konstruktionen kann man von Nuyts' Ergebnissen bezüglich der kognitiven Prädikate *glauben* und *denken* ausgehen. Abbildung 1 zeigt, dass er die Markierung

von (Inter)Subjektivität als den entscheidenden Faktor betrachtet, denn solche Prädikate sind tatsächlich die einzigen Ausdrucksmittel der epistemischen Modalität, die sich syntaktisch auf eine mit einem belebten Subjekt zu besetzende Subjektposition beziehen und dadurch die Nennung der Quelle der epistemischen Qualifikation nicht nur ermöglichen, sondern auch erforderlich machen. Außerdem sind nach Nuyts die Markierung von Deskriptivität bzw. die diskursstrategische Abschwächung von konfliktträchtigen Äußerungen häufig, die Fokussierung der epistemischen Qualifikation manchmal für die Wahl eines kognitiven Prädikats verantwortlich.

Unter den 23 Belegen mit prädikativen Adjektiven in einer verbalen Konstruktion ist, wie erwähnt, der Ausdruck (*sich*) *sicher sein* 12mal, bei weitem am häufigsten belegt. An zweiter Stelle steht *für wahrscheinlich/möglich halten* mit 5 Belegen. 3mal liegt *als wahrscheinlich/sicher gelten*, 2mal *jemanden/etwas sicher/wahrscheinlich machen* und einmal *als „sehr wahrscheinlich“ bezeichnen* vor.

Interessanterweise kommen alle 12 Belege mit (*sich*) *sicher sein* in den Prosatexten, Tagebüchern bzw. Bundestagsprotokollen vor, in denen man tatsächlich eher subjektive epistemische Qualifikationen erwartet. Davon sind alle Belege in den Tagebüchern und den Bundestagsprotokollen performativ, also in der Sprecherorigo verankert, während die Belege in den erzählenden Prosatexten nicht überraschenderweise alle deskriptiv sind:

- (25) Mein Großvater mochte Tiere, und *ich bin sicher*, die Tiere haben das gespürt. (Kunze 181)
- (26) Tim hatte Geld. Sein Vater überwies ihm monatlich einen großzügigen Betrag. Ione glaubte, daß sie eine Abmachung getroffen hatten. Sein Vater zahlt, und Tim kommt nicht mehr nach Hause, erklärte sie. Hin und wieder rief jemand an, der seinen Namen nicht nannte. **Ich war mir sicher, daß** es Tims Vater war. Tim sprach dann noch ruhiger als sonst. So, als müsse er etwas verheimlichen. (Prosa 74)

Für (un)wahrscheinlich/möglich halten erscheint zweimal in den Zeitungstexten, beide Belege sind deskriptiv und wahrscheinlich eher intersubjektiv, denn es handelt sich um Annahmen von Forschern bzw. Experten:

- (27) Das Risiko für Fluten steige jedoch überall in Europa [...]. Weltweit werden hunderte Millionen Menschen unmittelbar von Fluten bedroht sein. Betroffen sind besonders Anwohner niedrig gelegener Flussdeltas in Asien, aber auch die Bewohner flacher Inselstaaten. **Für unwahrscheinlich halten die**

Forscher Szenarien, wonach die nordatlantische Meeresströmung noch in diesem Jahrhundert abreißt. (SZ 2. März 2007 UN-Klimarat)

Die anderen Belege aus den Prosatexten bzw. den Tagebüchern sind alle subjektiv, ihre Performativität bzw. Deskriptivität hängt lediglich davon ab, ob sie eine gegenwärtige oder eine vergangene epistemische Qualifikation des Sprechers wiedergeben:

- (28) Clark nahm meine Hand und tanzte mit mir eine Art Walzer. Eine Art langsamen Walzer. Er legte seine Wange an meine und fragte mich, ob **ich es für möglich hielt**, ihn im nächsten Jahr zu küssen. Ja, sagte ich, **ich halte es für möglich**. (Prosa 67-68)

Andererseits sind die selteneren Formen ausnahmslos intersubjektiv. *Als wahrscheinlich/sicher gelten* bzw. *jemanden/es wahrscheinlich/sicher machen* sind schon wegen der Bedeutung intersubjektiv, während der Beleg mit *bezeichnen* wiederum die wissenschaftlich fundierte Annahme von Forschern darstellt:

- (29) Wenn keine Klimaschutzmaßnahmen ergriffen werden und die Emissionen weiterhin ungebremst steigen, könnte sich die Erde bis zum Ende des Jahrhunderts um zwei bis fünf Grad erwärmen, sagen die Modelle der Klimaforscher voraus. Eine Erwärmung unter 1,5 Grad **gilt als sehr unwahrscheinlich**, eine Erwärmung über 4,5 Grad ist nicht auszuschließen. (Welt 2. Februar 2007 Protokoll)
- (30) Für jeden Beobachter der Szene ist klar, dass dieses Einstellungsgespräch von Anfang bis Ende ein Misserfolg ist. Aber **was macht uns so sicher, dass** Rainer die ausgeschriebene Position nicht bekommen wird? Die Antwort liegt in unserem unausgesprochenen Verständnis sozialer Interaktionen. (Soz 94)
- (31) **Die Forscher bezeichnen es als „sehr wahrscheinlich“, dass** die meisten Veränderungen der vergangenen 30 Jahre auf menschliche Einflüsse zurückzuführen sind. (SZ 2. März 2007 UN-Klimarat)

In 15 der 23 Belege handelt es sich also um die mit einer Ausnahme performative, subjektive epistemische Qualifikation des jeweiligen Sprechers. Die (Inter)Subjektivität bzw. die Performativität/Deskriptivität der Einschätzung ergibt sich bei diesen unterschiedlichen verbalen Konstruktionen – im Gegensatz zu den kognitiven Prädikaten *glauben* und *denken*, die von vornherein subjektiv

sind (Nuyts 2001: 122) – aus dem Zusammenspiel des Subjektreferenten, der grammatischen Merkmale des Verbs und der Bedeutung der Konstruktion. Für diese Konstruktionen erscheint es mir daher schwer, zwischen diesen beiden Faktoren zu gewichten.

Im Zusammenhang mit der Fokussierung der epistemischen Qualifikation kann man bei diesen Konstruktionen vielleicht davon ausgehen, dass Abweichungen von der am häufigsten, 9mal belegten Default-Matrixsatzstruktur¹¹ bzw. der flachen Default-Struktur¹² mit informationsstrukturellen Unterschieden einhergehen. Eine gewisse Hervorhebung der epistemischen Qualifikation kann demnach dadurch erfolgen, dass das prädikative epistemische Adjektiv vor dem Verb steht (3mal, vgl. Beleg (27), (32)) oder dass die ganze Konstruktion in einem getrennten Satz erscheint (3mal):

- (32) «Hab ich dir das etwa nie erzählt? Neben mir wohnt eine Frau, die Gott sei Dank nie da ist, und einmal hat der Briefträger versehentlich einen an sie gerichteten Brief in meinen Briefkasten geworfen. Absender war eine Model-Agentur, und so wie die Frau aussieht, kann das nichts anderes als Porno sein. **Sicher bin ich mir aber nicht.**» (Goldt 67)

Umgekehrt tritt die verbale Konstruktion zweimal parenthetisch auf, was eine Hintergrundierung der epistemischen Qualifikation bewirkt:

- (33) Gerade im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen werden wir Parlamentarier – **da bin ich mir sicher** – die weitere Entwicklung gemeinsam genau beobachten. (BT 17. Januar 2003)

Die Möglichkeit der Hervorhebung sowie der Hintergrundierung der epistemischen Qualifikation spricht dagegen, dem Faktor der Informationsstruktur eine Rolle bei der Wahl dieser verbalen Konstruktionen zuzuschreiben.

Im Gegensatz zu dem kognitiven Prädikat *glauben* und Nuyts' Beleg unter (13) spielen diskursstrategische Aspekte bei den verbalen Konstruktionen mit einem Adjektiv kaum eine Rolle, abgesehen vielleicht von folgendem Beleg:

¹¹ Subjekt + Prädikat + Nebensatz/*zu*+Infinitiv, vgl. Belege (25), (26), (28), (30) und (31).

¹² Subjekt + Prädikat + NP_{obj}, vgl. Beleg (27) bzw. NP_{subj} + Prädikat, vgl. Beleg (29).

- (34) **Ich bin mir sicher**, dass Ihnen der Schutz der Kinder und Jugendlichen ebenso am Herzen liegt wie mir. Aber glauben Sie wirklich, dass Sie Heranwachsende ausschließlich durch Verbote und Regelungen vor Gewalt schützen können? (BT 17. Januar 2003)

Abschließend soll noch versucht werden, die Motivation für die Wahl einer solchen Konstruktion durch ihre Ersetzung einerseits mit dem prototypischen kognitiven Prädikat *glauben*, andererseits mit einem Satzadverb bzw. einem prädikativen Adjektiv mit der Kopula zu ermitteln. Im ersten Fall scheint die Ersetzung in vielen Fällen zu Unterschieden in der epistemischen Stärke zu führen. Im zweiten Fall geht die eindeutige (Inter)Subjektivität der verbalen Konstruktionen verloren: Während Satzadverbien und prädikative Adjektive mit der Kopula hinsichtlich der (Inter)Subjektivität unmarkiert bzw. weitgehend neutral sind, ist diese Dimension bei diesen verbalen Konstruktionen stark ausgeprägt, und zwar in Abhängigkeit von der jeweiligen Konstruktion bzw. vom Subjektreferenten. Folglich kann man annehmen, dass diese verbalen Konstruktionen die von kognitiven Prädikaten und von epistemischen Adjektiven gebotenen Möglichkeiten vereinen: Sie erlauben die Formulierung von überwiegend explizit subjektiven und performativen Qualifikationen in Kombination mit der expliziten Angabe ihrer epistemischen Stärke.

3. Zusammenfassung

Als Zusammenfassung der Ergebnisse der Korpusanalyse und der obigen Ausführungen soll nun die folgende, in Abbildung 2 präsentierte Revision der hier interessierenden Teile des Modells von Nuyts (vgl. Abbildung 1 oben) vorgeschlagen werden:

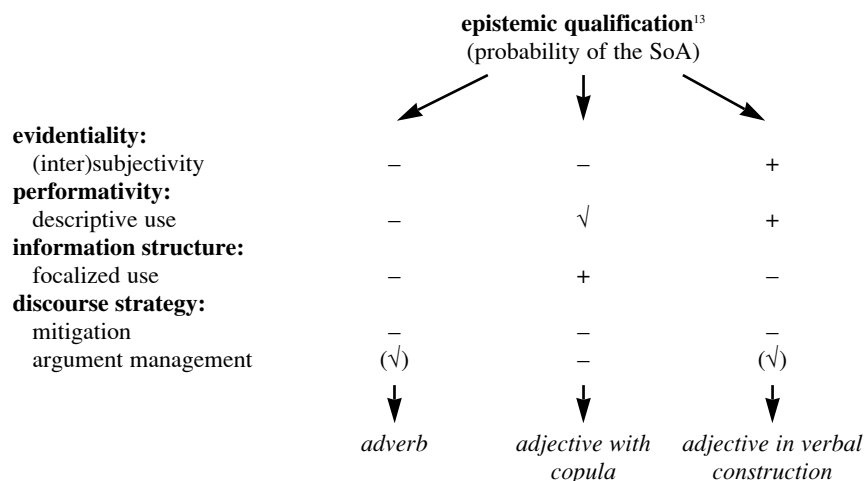


Abbildung 2: Vorschlag: Das revidierte Modell von Nuyts: Funktionale Faktoren bei der Verwendung von epistemischen Satzadverbien und Adjektiven

Die eingehende Untersuchung der einschlägigen Korpusbelege hat nämlich zu zwei wesentlichen Modifikationen des zum Ausgangspunkt gewählten Modells von Nuyts (2001) geführt, die auch in der Abbildung wiedergegeben werden:

1. Nuyts (2001) behandelt alle prädikativen Verwendungen des epistemischen Adjektivs *wahrscheinlich* zusammen und stellt sie dem Satzadverb *wahrscheinlich* gegenüber. Als eine Folge dieser Vorgehensweise kommt er zu dem Ergebnis, dass epistemische Adjektive untrennbar mit einer evidentialen Bedeutung verbunden sind, auch wenn die Subjektivität bzw. Intersubjektivität der epistemischen Qualifikation von der jeweiligen syntaktischen Struktur abhängig ist (Nuyts 2001: 70). Mit der vorliegenden Analyse wurde jedoch dafür argumentiert, dass es sinnvoll ist, unter den Verwendungen eines epistemischen Adjektivs

¹³ Für die drei Ausdrucksklassen vgl. noch einmal folgende, stark gekürzte Belege:
 - *adverb/Satzadverb*: **Möglicherweise** droht den Rentnern sogar eine Nullrunde...
 - *adjective with copula/prädikatives Adjektiv mit der Kopula*: **Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass** es zu einer Anzeige oder gar zu einer Festnahme kommt.
 - *adjective in verbal construction/prädikatives Adjektiv in einer anderen verbalen Konstruktion*: **Ich war mir sicher, daß** es Tims Vater war. sowie *Eine Erwärmung unter 1,5 Grad gilt als sehr unwahrscheinlich...*
 Legende: +: die Wahl motivierender Faktor, √: notwendiger begleitender Faktor, (√): möglicher begleitender Faktor.

zwischen seinem Gebrauch mit der Kopula bzw. in den übrigen verbalen Konstruktionen zu differenzieren, denn hier spielen grundsätzlich andere Faktoren eine Rolle. Im ersteren Fall ist nämlich – im Einklang mit Nuyts (2001) – die Informationsstruktur ausschlaggebend. Die (inter)subjektive Dimension erscheint allerdings lediglich im letzteren Fall entscheidend zu sein.

2. In der Analyse von Nuyts (2001) unterscheiden sich die vier funktionalen Faktoren in Bezug auf die Ausdrucksklassen der epistemischen Modalität darin, wie häufig sie als motivierend für die Wahl der jeweiligen Ausdrucksklasse ermittelt werden können, m.a.W. sie werden als quantitativ unterschiedlich behandelt. Die hier präsentierten Überlegungen, insbesondere bezüglich der Markierung von Performativität bei den epistemischen Adjektiven in den zwei zu differenzierenden prädikativen Strukturen haben jedoch gezeigt, dass den Faktoren nicht derselbe Status hinsichtlich der Ausdrucksklassen bzw. Konstruktionen zuzuschreiben ist. Vielmehr erscheint es begründet, zwischen den tatsächlich motivierenden Faktoren für die Wahl einer Ausdrucksklasse oder Konstruktion bzw. den damit verbundenen möglichen oder notwendigen Begleitfaktoren zu unterscheiden, die jedoch die Wahl der spezifischen Struktur nicht zu determinieren scheinen.

Bibliographie

Korpus

Zeitungstexte

Zeitungsartikel aus den Online-Ausgaben der Süddeutschen Zeitung [SZ], der Frankfurter Allgemeinen Zeitung [FAZ] und der Welt [Welt] über die Themen Klimawandel, Münchener Sicherheitskonferenz und China (v.a. Januar bis März 2007)

Fachprosa

[EU] Arnold, Hans 2004: Wie viel Einigung braucht Europa? Düsseldorf. 9-59, 97-147.
[Soz] Joas, Hans (Hg.) 2001: Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt/New York. 94-119, 124-142.

Bundestagsprotokolle [BT]

Plenarprotokoll 15/20, Deutscher Bundestag, 20. Sitzung, Berlin, Freitag, den 17. Januar 2003

Plenarprotokoll 15/61, Deutscher Bundestag, 61. Sitzung, Berlin, Freitag, den 12. September 2003

Belletristische Prosatexte [Prosa]

Auffermann, Verena (Hg.): Beste Deutsche Erzähler 2002. Eine Anthologie. Stuttgart/München. 14-150, 159-229, 256-265.

Tagebücher

- [Goldt] Goldt, Max 2002: Wenn man einen weißen Anzug anhat. Ein Tagebuch-Buch. Reinbek. 20-134.
- [Kunze] Kunze, Reiner 1993: Am Sonnenhang. Tagebuch einer Jahres. Frankfurt a.M. 11-27, 33-69, 72-84, 87-88, 91-98, 100-104, 108-113, 115-118, 120-121, 123-135, 137-148, 152-164, 166-185.

Literaturverzeichnis

- Bartsch, Renate 1972: Adverbialsemantik. Die Konstitution logisch-semantischer Repräsentationen von Adverbialkonstruktionen. Frankfurt a.M. (= Linguistische Forschungen 6).
- Bellert, Irene 1977: On the Semantic and Distributional Properties of Sentential Adverbs. In: *Linguistic Inquiry* 8, 337-351.
- Helbig, Gerhard/Helbig, Agnes 1993: *Lexikon deutscher Modalwörter*. 2. Aufl. Leipzig/Berlin/München/ Wien/Zürich/New York.
- Hetland, Jorunn 1992: Satzadverbien im Fokus. Tübingen (= Studien zur deutschen Grammatik 43).
- Lang, Ewald 1979: Zum Status der Satzadverbiale. In: *Slovo a Slovesnost XL*, 200-213.
- Lang, Ewald 1983: Einstellungsausdrücke und ausgedrückte Einstellungen. In: Růžička, R./ Motsch, W. (Hg.): *Untersuchungen zur Semantik*. Berlin (= *studia grammatica XXII*), 305-341.
- Nuyts, Jan 2001: Epistemic modality, language, and conceptualization: a cognitive-pragmatic perspective. Amsterdam/Philadelphia (= *Human cognitive processing* 5).
- Perkins, Michael R. 1983: *Modal Expressions in English*. Norwood (= *Open Linguistics Series*).
- Ramat, Paolo/Ricca, Davide 1998: Sentence adverbs in the languages of Europe. In: van der Auwera, J. (Hg.): *Adverbial Constructions in the Languages of Europe*. Berlin/New York (= *Empirical Approaches to Language Typology* 20.3), 189-275.
- Rosengren, Inger 1984: Die Einstellungsbekundung im Sprachsystem und in der Grammatik. In: Stickel, G. (Hg.): *Pragmatik in der Grammatik*. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf (= *Sprache der Gegenwart* 60), 152-174.

Orsolya Rauzs (Szeged)

Aspekte der Negation in der linguistischen Literatur des letzten Jahrzehnts: neue Thesen, alte Probleme, weitere Forschungsdesiderate

1. Einleitung

Die Negation ist ein grundlegender Themenbereich der germanistischen Linguistik, es sind zahlreiche theoretische Beiträge wie auch korpusbezogene Untersuchungen ausgewählter Phänomene auf diesem Gebiet entstanden. Aspekte der Negation werden in allen Lexika der Sprachwissenschaft und Grammatiken, vielen Monographien bzw. Artikeln behandelt, sodass die Negationsliteratur „kaum zu überblicken“ ist (Eroms 2000: 444). Die Heterogenität und Undurchsichtigkeit, die für die Negationsforschung dank der vielfältigen Annäherungsweisen (z.B. pragmatischer Ansatz) in den 1980-90er Jahren kennzeichnend waren (Adamzik 1987: IX-XII, Nussbaumer / Sitta 1986: 58, 81), sind im 21. Jahrhundert immer noch präsent.

Im vorliegenden Artikel werden einige zentrale Themen der linguistischen Literatur bezüglich der Negation ab 2000 geschildert, indem – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – ausgewählte Darstellungen herangezogen werden. In diesem Rahmen werden kontrastive und angewandte Arbeiten ausgeklammert. Als Ziel wird gesetzt, den Lesern in die Themenbereiche Einblick zu gewähren, in denen die meisten Diskussionen geführt werden oder im letzten Jahrzehnt neue Thesen präsentiert wurden. Es wird auch versucht aufzuzeigen, welche Forschungsaspekte besonders problematisch sind bzw. in welchen Bereichen noch Untersuchungen nötig wären.

2. Zentrale Themen der Negationsliteratur

2.1. Der Begriff 'Negation'

Dass die Negation eine zwar grundlegende, aber komplexe sprachliche Kategorie ist, zeigt, dass sie nicht einheitlich, sondern nach verschiedenen Aspekten jeweils unterschiedlich definiert wird. Nach morpho-syntaktischem Aspekt wird als Negation das Erscheinen von bestimmten Affixen (*un-*, *-los*) und Wörtern (*nicht*,

nie) betrachtet, welche z.B. die Basiseinheit in ihr Gegenteil verkehren, oder mit denen ausgedrückt wird, dass etwas nicht zutrifft (vgl. Duden-Grammatik 2009: 905, Strecker 2007: 565). Problematisch ist diese Bestimmung in den Fällen, wo negative Formen und negative Inhalte sich nicht entsprechen, z.B. bei rhetorischen Fragen (*Ist es nicht schön hier?*) oder bei der Häufung negativer Elemente (*Es ist nicht unvorstellbar.*), die eher etwas Positives andeuten.

Semantisch betrachtet umfasst die Negation Elemente, die inhaltliche Gegensätze zum Ausdruck bringen, z.B. *schön – hässlich* (Duden-Grammatik 2009: 905). Bei Eisenberg (2006: 219) findet sich eine semantisch-logische Annäherung, die „besagt, daß ein Satz f_1 die Negation eines Satzes f_2 ist genau dann, wenn f_1 und f_2 immer verschiedene Wahrheitswerte haben. f_1 ist wahr, wenn f_2 falsch ist und umgekehrt.“ Demgemäß ist diese Relation symmetrisch. „Alle Sätze sind damit zugleich negiert und nicht negiert, denn jeder Satz ist natürlich die Negation von irgendwelchen Sätzen“ (Eisenberg 2006: 219). Diese Definition kann man zwar als logisch betrachten, ist aber für empirische Untersuchungen wenig brauchbar. Nach Blühdorn (2011) sollen negierte Sätze – nach verschiedenen Kriterien – semantisch ausdrücken, dass ein Sachverhalt nicht der Fall ist, eine Proposition nicht wahr ist, oder „ein Sprechakt [...] im gegebenen Interaktionskontext nicht erwünscht ist“ (Blühdorn 2011: 10).

Pragmatisch-kommunikativ lassen sich alle Äußerungen (auch ohne morpho-syntaktische Negationselemente) als Negationsinstanzen bestimmen, die Ablehnung, Widerspruch, Nichtexistenz oder Ähnliches ausdrücken. Laut Strecker (2007: 565) kann die Negation kommunikativ drei Informationen ausdrücken:

- Sie kann Gesagtes, soweit es in ihren Skopus fällt, pauschal zurückweisen.
- Sie kann zusätzlich einen Aspekt des Zurückgewiesenen aufgreifen und ihn als Auslöser der Zurückweisung zu erkennen geben.
- Sie kann eine Revision des Zurückgewiesenen in Form einer existentiellen Generalisierung zulassen.

Zufriedenstellend ist diese Annäherung auch nicht, denn abhängig vom passenden Kontext kann man jede Äußerung als Ablehnung, Widerspruch oder Korrektur auffassen.

In der Fachliteratur kommen neben 'Negation' auch die Termini 'Negierung' und 'Verneinung' vor. Meist erscheinen sie als Synonyme, doch einige Wissenschaftler legen bei ihrer Verwendung inhaltliche Unterschiede fest, um dadurch die verschiedenen Aspekte der Negation besser differenzieren zu können. So unterscheiden Helbig und Buscha (2005) 'Negation' als morpho-syntaktische Kategorie von 'Negierung' als kommunikative Kategorie des Zurückweisens,

Verbietens, Verneinens. Bei Engel (2004: 444-447) stehen 'Negation' und 'Verneinung' in einer Menge-Teilmenge-Relation: 'Negation' ist die größere Kategorie mit der Funktion, Sachverhalte allgemein in Abrede zu stellen, die je nachdem unterteilt wird, was gerade in Abrede gestellt wird. 'Verneinung' ist dagegen nur eine der fünf Untergruppen von 'Negation', bei der das Gegenteil von affirmativen Sätzen angegeben wird.

Die Vielfältigkeit der Definitionsversuche ergibt auf der einen Seite ein umfassendes Bild über die Negation. Auf der anderen Seite ist es problematisch, da sie auch dazu führt, dass die Fachliteratur hinsichtlich der theoretischen und empirischen Behandlung der Negation heterogen ist¹ und Forschungsergebnisse häufig wenig kompatibel miteinander sind. Das alles hat zum Ergebnis, dass 'Negation' als Kategorie mit ihren Erscheinungsformen immer noch unklar ist, und von jedem selbst für die eigenen Untersuchungs- bzw. Forschungszwecke definiert werden muss (vgl. Eisenberg 2006: 219).

2.2. Klassifizierung der syntaktischen Negationstypen

Was die Negationstypen angeht, so werden allgemein Satz- und Sondernegation unterschieden, bei deren Bestimmung man sich auf die Begriffe 'Skopus' und 'Fokus' stützt. Als Skopus wird der Wirkungs- oder Geltungsbereich eines Negationsträgers definiert.² Unter Fokus wird der Teil eines Satzes verstanden, den

¹ Das spiegelt sich z.B. auch in der uneinheitlichen Klassifizierung der Negationsmittel wider (vgl. Bußmann 2002: 461, Duden-Grammatik 2009: 905-907, Helbig / Buscha 2005: 544-558): Bestimmte Sprachzeichen werden allgemein als Negationsträger aufgefasst (z.B. Affixe, Konjunktionen, Adverbien), andere werden dagegen nicht in allen Darstellungen aufgenommen (z.B. Antonyme, Wendungen, Konjunktiv II). Unterschiede tauchen auch bei der Einstufung einiger Negationsträger auf: *nicht* erscheint z.B. sowohl als syntaktisches als auch als lexikalisches Negationsmittel.

² Um den Skopus festzustellen, werden verschiedene Umformulierungstests herangezogen, wie *Es ist nicht der Fall, ... / Es trifft nicht zu, dass ...: Anna hat das Buch leider nicht gelesen. → Es ist leider nicht der Fall, dass Anna das Buch gelesen hat.* (Duden-Grammatik 2009: 907, vgl. auch Blühdorn 2011: 2-3). Der Skopus ist der *dass*-Satz, andere Satzteile des Ausgangssatzes stehen nicht im Geltungsbereich des Negationsmittels. Es gibt Elemente des Satzes, die auf jeden Fall im Skopus stehen, und solche, die immer außerhalb des Skopus liegen (vgl. Eroms 2000: 456-457, Pröll 2011: 440). Nach Blühdorn (2011: 3-5) haben z.B. Zeitangaben und epistemische Angaben Skopus über Negationsmittel, denn negierte Sätze sind wie folgt paraphrasierbar: *Nach dem Konzert war Otto nicht müde. → Nach dem Konzert war es nicht der Fall,*

man korrigieren sollte, um den Satz zutreffend zu machen. Der Fokusbereich umfasst meist nur einen Teil des Skopus, sie können aber auch den gleichen Umfang haben: (Fokus unterstrichen): *Leider hat nicht ein Abgeordneter persönlich geantwortet, sondern die Fraktionen haben sich geäußert.* (Duden-Grammatik 2009: 908-909, vgl. auch Pröll 2011: 418). Bei der Satznegation (totale Negation, Verbalklammer-Negation) steht das ganze Prädikat (auch mit anderen Satzteilen zusammen) im Fokus des Negationsträgers: *Otto hat glücklicherweise nicht die Schere in den Müll geworfen (sondern den Schraubenzieher in die Schublade gelegt),* bei der Sondernegation (Satzgliednegation, partielle Negation, Konstituentennegation, Fokus-Negation, Kontrast-Negation, Wortnegation) umfasst „der Fokus der Negation nur ein einzelnes Satzglied oder sogar nur einen einzelnen Bestandteil eines Satzglieds“: *Otto hat glücklicherweise nicht die Schere in den Müll geworfen (sondern nur Papierfetzen).* (Duden-Grammatik 2009: 908-909). Laut Eroms (2000: 457) bezieht sich die Negation dabei „auf ein einzelnes Element“, eine Paraphrasierung mit *Es ist nicht der Fall, ...* ist aber auch in diesem Fall möglich. Das Prädikat muss bei Sondernegation affirmativ aufgefasst werden. Diese Art der Negation kann man dank einer Fortsetzung mit *sondern / aber* oder spezifischer Stellungs- und Intonationsmuster identifizieren (Eisenberg 2006: 220, Eroms 2000: 457). Ein Nachteil der Satznegation-versus-Sondernegation-Auffassung ist, dass die Unterscheidung vor allem bei nicht oder kein problematisch ist, denn ihre Positionen bei den zwei Negationstypen fallen häufig zusammen, wie z.B. in *Otto hat glücklicherweise die Schere nicht in den Müll geworfen* (vgl. Duden-Grammatik 2009: 908-909).

Zu dieser traditionellen Aufteilung wurden im letzten Jahrzehnt einige Alternativen³ vorgeschlagen: Zemb (2004: 384, 388) weist bezüglich der Begriffe 'Satznegation' und 'Gliederung' darauf hin, dass die Wörter 'Satz' und '(Satz)glied' definitiv ziemlich unklar sind, folglich könnte man z.B. unter

dass Otto müde war. (vgl. Blühdorn 2011: 4) oder *Offenbar ist Otto nicht müde. → Offenbar ist es nicht wahr, dass es zum Sprechzeitpunkt der Fall ist, dass Otto müde ist.* (vgl. Blühdorn 2011: 7). Zu Skopusverhältnissen der Negation bei Modalverben mit Vollverben (z.B. *Der Bewerber muss nicht gut Spanisch können.*) vgl. Ehrlich (2001: 150-151).

³ Die in Strecker (2007) dargestellte Dreier-Gliederung mit pauschaler, kontrastierender und fokussierter Negation wurde schon in der IdS-Grammatik (1997) präsentiert, kann also nicht als neue Alternative erwähnt werden, umso weniger, da auch in früheren Arbeiten – zwar innerhalb der Sondernegation – eine Unterscheidung zwischen kontrastierender und nicht-kontrastierender Negation gemacht wurde (vgl. Jacobs 1991: 385-386).

Satznegation zweierlei Phänomene verstehen (*er spricht nicht* und [*spricht er?*] – *Nein!*). Deswegen ergänzt er die von ihm als 'negatio' bezeichnete Satznegation und die als 'privatio' genannte Satzglied- bzw. Wortnegation mit der 'recusatio', welche die negative Reaktion auf eine Äußerung (z.B. *Nein.*) bedeutet (Zemb 2004: 384-385, 389-390). Dieser Vorschlag lenkt die Aufmerksamkeit darauf, dass man Äußerungen nicht nur satzintern negieren kann, und dass Negation häufig als Reaktion im Dialog erscheint. Dieser Aspekt wird bei der Satz-versus-Sondernegation-Unterscheidung nicht in Betracht gezogen. Blühdorn (2011: 18-19) dagegen beschreibt die Satznegation als einen Fall der Konstituentennegation, da der Satz eigentlich die „komplexeste syntaktische Konstituente“ ist. Anhand dieser Auffassung könnte man die zwei traditionellen Negationstypen auf eine Klasse reduzieren, wodurch die Einstufung von problematischen Sätzen mit *nicht* und *kein* (s.o.) – zumindest auf den ersten Blick – gelöst wäre. Jedoch wären die Fokusunterschiede bei ambigen Sätzen auch dann nicht wegzudenken, sodass die morpho-syntaktisch und pragmatisch bedingten Stellungsregularitäten der Negationszeichen nicht viel einfacher beschrieben werden könnten. Bei der Disambiguierung kann bekanntlich die Intonation helfen, jedoch nur begrenzt, da sie im Falle von geschriebenen Texten nicht vorhanden ist. Da wäre es meines Erachtens von Vorteil, wenn die Forscher nicht einzelne, von ihnen selbst kreierte Sätze, sondern längere authentische Texte als Beispiele anführen würden, denn es soll eigentlich aus dem Kontext eindeutig sein, was negiert wird. Eine weitere Lösung wäre, statt schriftlicher Texte mündliche Äußerungen zu analysieren und so zu fundierten Feststellungen zu kommen.

2.3. Die Wortart von nicht

Wegen seiner morphologischen und semantischen Eigenheiten (Strecker 2007: 555) ist das meist behandelte Negationsmittel der Negator *nicht*, wobei vor allem seine Wortartzugehörigkeit zur Debatte steht. Während *nicht* häufig als Modaladverb (Bußmann 2002: 461, Eisenberg 2006: 219) eingestuft wird, bildet es für viele Linguisten als Negationspartikel eine eigenständige Wortklasse. In diesem Zusammenhang wird auch diskutiert, ob *nicht* in *w*-Exklamativsätzen und Entscheidungsfragen als Negationspartikel oder Abtönungs-/Modalpartikel aufzufassen sei.

Strecker (2007: 557-560) argumentiert dafür, dass *nicht* als Negationspartikel zu interpretieren ist, wobei es in verschiedenen Satzmodi (Aussage-, Frage-, Aufforderungs-, Wunsch-, Heische- und Exklamativmodus) auftreten kann. Die Duden-Grammatik (2009: 915), Engel (2004: 132) sowie Helbig und Buscha (2005: 559) bezeichnen *nicht* als Abtönungspartikel in Ausrufesätzen (*Was haben*

wir nicht alles zusammen gemacht!) und rhetorischen Fragen (*Ist das nicht wunderbar?*). Beweis für die Expletivität von *nicht* ist, dass man solche Fragen mit *Ja* beantworten kann, im Vergleich zu nicht-rhetorischen negativen Fragen (z.B. *Haben Sie das Geschäft nicht gefunden?*), wo man mit *Doch* eine positive Tatsache feststellt (Engel 2004: 46, 132). Roguska (2007) unterscheidet aufgrund der Kombination mit *alles* und der Betonung von *nicht* Exklamativsätze mit Standardnegation (*Wen du NICHT kennst!, Was du alles nicht isst!*) und solche mit nicht-negierendem *nicht* (*Wen DU nicht kennst!, Was du nicht alles isst! / Was isst du nicht alles!*), wobei *nicht alles* als Operator interpretiert wird (Roguska 2007: 165). Im zweiten Satztyp soll *nicht* keine negierende Kraft aufweisen, denn man kann noch einen Negationsträger in den Satz einbauen (*Was du nicht alles nicht gelesen hast!*), jedoch kein negativ-polares Lexem⁴ (**Wovon du nicht alles die geringste Ahnung hast!*) (Roguska 2007: 125-129, 164). Auch in *wie*-Ausrufesätzen (*Wie groß sie nicht ist!*) lasse sich das nicht nur *nicht*-negierend auffassen (Roguska 2007: 209).

Mir scheint die Modalpartikel-Hypothese fundierter zu sein, denn Modalpartikel „signalisieren Sprechereinstellungen oder die vorausgesetzte Einstellung des Gesprächspartners zu der geäußerten Proposition“ (Molnár 2009: 164). Das *nicht* in *w*-Exklamativsätzen und Entscheidungsfragen erfüllt diese Funktion: Eine Frage wie *Ist das Baby nicht hübsch?* signalisiert die Sprechereinstellung und soll auch die Einstellung des Gesprächspartners determinieren. Daneben wäre es unlogisch, wenn Exklamativsätze wie *Was du alles isst!, Was du nicht isst!* und *Was du nicht alles isst!* sowohl ohne, als auch mit *nicht* als Negationspartikel fast dasselbe bedeuten würden. Im Fall der Fragen könnte die Funktion von *nicht* in einem größeren Kontext erläutert werden, indem es in Sätzen wie *Ist es nicht schön?, Es ist schön, nicht?* mit Sätzen wie *Es ist schön, nicht wahr / oder etwa nicht / gell?* (vgl. Engel 2004: 49) in paradigmatische Relation gesetzt betrachtet würde. Die verschiedenen Formen drücken nämlich meines Erachtens dasselbe aus. Ein weiteres Forschungsdesiderat ist die diachrone Untersuchung von Exklamativ- und Interrogativsätzen, deren Ergebnisse die Herausbildung einer modalen Funktion von *nicht* untermauern könnten.

⁴ Negativ-polare Lexeme kommen in abwärtsmonotonen Äußerungen (sog. negativen Kontexten) vor, in denen aus einem Oberbegriff auf Unterbegriffe gefolgert werden kann, aber nicht umgekehrt: Satznegation ist demgemäß abwärtsmonoton, denn *Peter mag kein Gemüse*. bedeutet zugleich *Peter mag keinen Spinat.*, aus dem zweiten Satz folgt jedoch nicht (zwingend) der erste (vgl. Wouden 1997: 90).

2.4. Diachrone Entwicklungen

Im sprachhistorischen Bereich sind die zentralen Themen die Herausbildung des Negationssystems und seine Entwicklungstendenzen, mit deren Beschreibung auch theoretische Fragestellungen verbunden sind. Als Ausgangspunkt dienen folgende unbestrittene Fakten: Im Althochdeutschen war das allgemeine Negationsmittel die Partikel *ni* (*ne, no, na, nu, neo, en*), die vor dem finiten Verb stand und mit ihm klitisiert werden konnte (Greule 2000: 1210, Jäger 2005: 227, Wolf 2000: 1355). Sie konnte auch vor Pronomen und Adverbien erscheinen, wobei die topologische Nähe zu diesen Wörtern häufig ebenfalls in Verschmelzungen resultierte, z.B. *noh / nih* 'auch nicht' + *ein*: *nohein, nihein, ni + wiht* 'etwas, Ding': *niwiht, ni + eo* 'immer': *nio* (Schrodt 2004: 135). Was die syntaktische Verwendung der Negationswörter betrifft, waren die Einfachnegation mit *ni* und die Mehrfachnegation durch *ni* + negative Indefinita mit simpler Negationswirkung die meist verwendeten Negationstypen (Jäger 2005: 244, Schrodt 2004: 136). Im Mittelhochdeutschen wurde die Negationspartikel abgeschwächt (*ne, en, -n, n-*), und zwar nicht nur formal, sondern auch semantisch. Wegen der Abschwächung wurde sie häufig mit eindeutigen Negationswörtern kombiniert, wie negative Adverbien, Pronomen und *niht* (Jäger 2005: 228, Paul 2007: 391): *daz iu nieman niht entuot* (Hartmann von Aue zitiert in Paul 2007: 391). Die Negation durch *ne + niht* wurde zur Norm (Jäger 2005: 228, Wolf 2000: 1356), danach begann die alte Partikel zu verschwinden. Im Frühneuhochdeutschen verlor sie endgültig an Bedeutung, und die anderen Negationswörter übernahmen ihre Funktionsbereiche. Mehrfachnegation ohne nivellierende Wirkung verschwand in der Standardsprache erst im frühen Neuhochdeutschen (Ágel 2000: 1898). Dieser Prozess ist als Jespersens Zyklus bekannt (Jäger 2005: 229, Paul 2007: 389).⁵

⁵ Der Zyklus verläuft folgendermaßen (Jäger 2005: 229): Phase 1: Negation wird durch eine Partikel bewirkt. Diese Negationspartikel wird klitisiert und ihr wird „ausgeholfen“ von einem indefiniten Morphem. → Phase 2: Negation wird ausgedrückt mit Klitikon + verstärkendem Morphem. Das Klitikon wird fakultativ und verschwindet. → Phase 3: Negation wird durch das allein gebliebene Morphem ausgedrückt. Es wird klitisiert, und der Zyklus beginnt von vorne. Im Deutschen lief der Prozess folgendermaßen ab (vgl. Donhauser 1996: 201-202):

Althochdeutsch:	<i>ni</i>	+ V _{fin}
Späthochdeutsch:	<i>ni</i>	+ V _{fin} + (<i>niwiht</i>)
Mittelhochdeutsch:	<i>ne/en-</i>	+ V _{fin} + <i>niht</i>
Frühneuhochdeutsch:	(<i>ne</i>)	+ V _{fin} + <i>nicht</i>
ab dem 16. Jh.:		V _{fin} + <i>nicht</i>

Als neue Interpretationsversuche gelten Beispiele für die Anwendung der Grammatikalisierungstheorie und der Generativen Grammatik auf bestimmte diachrone Phänomene. Die Entwicklung des verbalen Negators *nicht* wird von Szczepaniak (2008, vgl. auch Breitbarth 2009 und Jäger 2008) als Grammatikalisierungsfall betrachtet: Die althochdeutsche Zusammensetzung *niwiht* wurde in negativen Kontexten zuerst emphatisch verwendet ('nicht irgendein Ding, überhaupt nichts'), dann wurde sie ab dem Anfang des Mittelhochdeutschen durch die intensive Verwendung zu einem routinisierten, unmarkierten Wort. Die nominalen Negationswörter (z.B. *nichts*, *niemand*, *nie*, *kein*) haben sich dank der Abschwächung demgegenüber noch weiter verschmolzen und lexikalisiert (Szczepaniak 2008: 45-53). Nach der generativen Beschreibung von Jespersens Zyklus in Jäger (2008: 147-150) war der ganze Prozess ein Wechsel von der Realisierung der Negation in der Kopfposition zu einer in Spezifizierer-Position nach einer Übergangsphase, in der beide Positionen gefüllt waren. Als eine andere generative Erklärung für den Schwund des ursprünglichen Negators argumentiert Breitbarth (2009: 89-100) dafür, dass er nicht deswegen verschwand, weil er funktional redundant geworden wäre, sondern weil seine durch veränderte Lizenzierungsverhältnisse verursachte Ambiguität in seiner Reanalyse als Polaritätsmarker resultierte. Das soll u.a. beweisen, dass *ne/en* ab der 2. Phase des Zyklus allein nur in Exzeptionsätzen,⁶ in den Ergänzungssätzen von Verben negativen Sinnes (s.u.), in Komparativ- und Fragesätzen vorkam, wo es keine negative Kraft mehr gehabt haben soll.

Bei der Charakterisierung der verschiedenen Sprachstadien werden in der Fachliteratur der deutschen Sprachgeschichte noch interessante Fälle hervorgehoben, wo Positives und Negatives vertauscht wurden: Als jahrhundertlang konsequent auftretende Beispiele der „Vertauschung“ gelten Konstruktionen mit einer für das heutige Sprachgefühl pleonastischen Negation: In *dass*-Sätzen war nach Verben negativen Sinnes (*verbieten*, *verhüten*, *unterlassen*, *abraten* usw.) so eine Negation fakultativ, aber häufig (Paul 2007: 393): *daz wil ich widerrâten ...*, *daz ir mich mit besemen gestrâfet nimmer mêr* (Kudrun zitiert in Paul 2007: 393). Noch im früheren Neuhochdeutschen lassen sich ähnliche Belege beobachten, jedoch in abnehmender Häufigkeit. Eine schon verschwundene Negation gab es früher auch in Komparativ- und Superlativsätzen: *Du bist schöner als ich nicht*. Ein Negationswort kann man auch in Temporalsätzen mit *bevor*, *bis*, *ehe* finden: *Ich rede nicht mit dir, bis du dich nicht entschuldigst*.

⁶ Nebensätze, die z.B. im Mittelhochdeutschen ohne Subjunktor und mit Konjunktiv stehen und sich mit *es sei denn*-Sätzen paraphrasieren lassen.

Diese Subjunkturen ließen / lassen sich aber auch ohne Negation verwenden: *Ich konnte nicht einschlafen, bis der Morgen graute.* (Duden-Grammatik 2009: 916). Das Vorkommen des Negationszeichens wird folgenderweise geregelt: Beim nicht-negierten Typ besteht eine 'wenn / sobald / nachdem'-Relation zwischen Hauptsatz und Nebensatz, die zeitlich in dieser Reihenfolge aufeinander folgen. Im negierten Fall gibt es Gleichzeitigkeit ('solange'-Relation) zwischen den zwei Handlungen, und der Nebensatz hat noch eine konditionale Nebenbedeutung (Duden-Grammatik 2009: 916). All die in diesem Absatz aufgezählten Negationserscheinungen scheinen in der gegenwärtigen Negationsliteratur vernachlässigt zu sein, obwohl gerade in diesem Bereich korpusbasierte Untersuchungen und detaillierte Beschreibungen der genauen Entwicklungsprozesse fehlen. Einige Versuche wurden von mir in Bezug auf die redundante Negation bei Verben negativen Sinnes unternommen. Die Faktoren, die dabei als Grundpfeiler eines Erklärungsansatzes zu betrachten wären, sind der syntaktische Integrationsgrad der Nebensätze, der Einfluss des Dialektraumes und der Nähe-/distanzsprachliche Charakter der Quellentexte (vgl. Rauzs 2009: 152-153, 157-161 und Rauzs 2013).

3. Fazit

Zusammenfassend lässt sich über die behandelten Bereiche der Negationsliteratur Folgendes sagen: Die Hauptthemen sind in den letzten zehn Jahren die gleichen geblieben wie davor. In allen wurden neue Ideen oder Alternativen zu älteren Theorien veröffentlicht, die jedoch in den meisten Fällen nur zu weiterer Heterogenität der Betrachtungsweisen beitrugen, anstatt die ausgewählten Aspekte der Negation einfacher oder adäquater zu beschreiben. Problematisch ist der in der Fachliteratur herrschende weitgehende Individualismus, wobei fast jeder sein eigenes Modell zur Negation zu entwickeln versucht. Wünschenswert wäre dagegen u.a. eine einheitliche terminologische Basis. Als Mangel vieler synchroner Darstellungen gilt, dass man seine Theorie aufgrund selbst konstruierter kontextentbundener Beispielsätze aufbaut, statt authentische Texte heranzuziehen, was der sprachlichen Realität jedoch besser entsprechen würde. Forschungsdesiderate ergeben sich wie schon erwähnt vor allem in Bezug auf die Wortartbestimmung von *nicht* und diachrone Phänomene. Daneben gibt es einige Negationsaspekte, die in der neueren Fachliteratur als marginale Themen gelten und auf die im vorliegenden Artikel aus Mangel an umfassenden Arbeiten nicht reflektiert wurde: die Wortbildung, der Zusammenhang zwischen Negation und Intonation sowie die Mehrfachnegation im Gegenwartsdeutschen.⁷

Literatur

- Ágel, Vilmos (2000): „Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts”. In: HSK, S. 1855-1903
- Adamzik, Kirsten (1987): *Probleme der Negation im Deutschen. Studien zur zeitgenössischen Grammatikographie*. Münster: Nodus Publikationen
- Blühdorn, Hardarik (2011): „Faktizität, Wahrheit, Erwünschtheit: Negation, Negationsfokus und „Verum“-Fokus im Deutschen”. http://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/gra/texte/blu_verumfokus.pdf (zuletzt gesehen: 16. 10. 2012)
- Breitbarth, Anne (2009): „A hybrid approach to Jespersen’s cycle in West Germanic”. In: *Journal of Comparative Germanic Linguistics* 12, S. 81-114
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner
- Donhauser, Karin (1996): „Negationssyntax in der deutschen Sprachgeschichte: Grammatikalisierung oder Degrammatikalisierung?”. In: Ewald Lang / Gisela Zifonun (Hrsg.): *Deutsch typologisch*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 201-217
- Duden-Grammatik (2009) = Dudenredaktion (Hrsg.): *Die Grammatik*. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag (8. überarbeitete Auflage)
- Ehrich, Veronika (2001): „Was *nicht müssen* und *nicht können* (nicht) bedeuten können: Zum Skopus der Negation bei den Modalverben des Deutschen. In: Reimar Müller / Marga Reis (Hrsg.): *Modalität und Modalverben im Deutschen*. Hamburg: Buske (Linguistische Berichte, Sonderheft 9), S. 149-176
- Eisenberg, Peter (2006): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 2: *Der Satz*. Stuttgart, Weimar: Metzler (3., durchgesehene Auflage)
- Engel, Ulrich (2004): *Deutsche Grammatik – Neubearbeitung*. München: iudicium
- Eroms, Hans-Werner (2000): *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter
- Glück, Helmut (2000): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart, Weimar: Metzler (2., überarbeitete und erweiterte Auflage)
- Greule, Albrecht (2000): „Syntax des Althochdeutschen”. In: HSK, S. 1207-1213
- Helbig, Gerhard / Joachim Buscha (2005): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin u.a.: Langenscheidt
- Hentschel, Elke (1998): *Negation und Interrogation. Studien zur Universalität ihrer Funktionen*. Tübingen: Niemeyer
- Henze, Daniela (2010): „Verben mit *un*-Präfix im älteren Deutsch”. In: *Sprachwissenschaft* 35:2, S. 219-245

⁷ Es gibt vereinzelte diachrone und synchrone Untersuchungen zu *un*- aus semantischer und morphologischer Hinsicht in Henze (2010), Proost (2009), Splett (2000) und Zutt (2000). Obwohl der Kontrastakzent in Bußmann (2002: 461) als intonatorisches Negationsmittel aufgefasst wird, wird die Rolle der Prosodie bei den syntaktischen Negationstypen am Rande behandelt (vgl. Duden-Grammatik 2009, Eisenberg 2006, Eroms 2000).

- HSK = Besch, Werner / Anne Betten / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilbd. Berlin: de Gruyter (2. vollständig neubearbeitete und erweiterte Auflage, HSK 2.2)
- Jäger, Agnes (2005): „Negation in Old High German”. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 24:2, S. 227-262
- Jäger, Agnes (2008): *History of German Negation*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins
- Molnár, Anna (2009): „Grammatikalisierung oder Pragmatisierung?”. In: Rita Brdar-Szabó / Elisabeth Knipf-Komlósi / Attila Péteri (Hrsg.): *An der Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik*. Frankfurt a.M., et.al.: Lang, S. 161-168
- Nussbaumer, Markus / Horst Sitta (1986): „Neuere Arbeiten zur Negation im Deutschen”. In: *Deutsche Sprache* 14, S. 58-84
- Paul, Hermann (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer (25. Auflage)
- Proost, Kristel (2009): „Bedeutung und Standardinterpretation von Äußerungen mit negierten negativ-bewertenden Adjektiven”. In: *Deutsche Sprache* 37:1, S. 65-82
- Pröll, Simon (2011): „Interaktion von Negations- und Abtönungspartikeln. Serialisierung, Fokus und Skopus”. In: *Sprachwissenschaft* 36:4, S. 417-445
- Rauzs, Orsolya (2009): „Expletive Negation nach Prädikaten negativen Sinnes im 17.-18. Jahrhundert: ein Vergleich”. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 13:2, S. 149-165
- Rauzs, Orsolya (2013): „Aggregative Negation bei negativ-implikativen Satzregentien in neuhochdeutschen Texten”. In: Péter Bassola et al. (Hrsg.): *Schnittstelle Text – Beiträge zu textbezogenen Forschungsfragen, -methoden und ergebnissen*. Frankfurt am Main, Berlin etc.: Peter Lang (Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik 3) [in Vorbereitung]
- Roguska, Magdalena (2007): *Exklamation und Negation*. Diss. Mainz. <http://ubm.opus.hbznrw.de/volltexte/2007/1318/pdf/diss.pdf> (zuletzt gesehen am 25. 01. 2012)
- Schrodt, Richard (2004): *Althochdeutsche Grammatik II. Syntax*. Tübingen: Niemeyer
- Splett, Jochen (2000): „Wortbildung des Althochdeutschen”. In: HSK, S. 1213-1222
- Strecker, Bruno (2007): „Negationspartikel”. In: Ludger Hoffmann (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 555-576
- Szczepaniak, Renata (2008): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr
- Wolf, Norbert Richard (2000): „Syntax des Mittelhochdeutschen”. In: HSK, S. 1351-1358
- Wouden, Ton van der (1997): *Collocation, polarity and multiple negation*. London, New York: Routledge
- Zemb, Jean-Marie (2004): „Satz- versus Gleichverneinung”. In: *Sprachwissenschaft* 29:4, S. 383-395
- Zutt, Herta (2000): „Wortbildung des Mittelhochdeutschen”. In: HSK, S. 1358-1365

Andrea Bicsár (Wien)

Kribbeln im Bauch: Emotionen im Deutschen als Fremdsprache. Eine empirische Studie

„Die Sprache ist die Kleidung der Gedanken“, fasst Samuel Johnson, der englische Lexikograf, Schriftsteller, Dichter und Kritiker die Funktion von Sprache zusammen (1905: 181). Doch Sprache eignet sich nicht nur zum Ausdruck der Gedanken, sondern befähigt uns, unsere Emotionserfahrung verbal zu vermitteln. Wie setzen wir Sprache ein, um über Gefühlserlebnisse zu berichten? Diese Frage ist noch spannender bei Sprechern, die ihre *Freude*, *Überraschung* oder *Aufregung* über ein Ereignis nicht in ihrer Muttersprache, sondern in einer Fremdsprache beschreiben möchten. Wie verbalisieren L2-Lerner Gefühlszustände in der Zielsprache?

Der vorliegende Aufsatz setzt sich zum Ziel, den lernersprachlichen Gebrauch emotionsbezeichnender Sprachelemente, d.h. jenes Segments des Gefühlswortschatzes der Zielsprache im Rahmen einer empirischen Untersuchung zu ermitteln, das Lexeme umfasst, die explizit auf bestimmte Emotionen referieren (vgl. z.B. Schwarz-Friesel 2007: 144, Konstantinidou 1997: 84, Kövecses 2000: 2). Dabei werden Tendenzen der Emotionsbeschreibung im sprachlichen Output ungarischer Deutsch-als-Fremdsprache-Sprecher (DaF-Sprecher) im Vergleich zu Realisationsmustern deutscher Muttersprachler bewertet. Die Arbeit geht zwei primären Leitfragen nach: 1) Welche grundlegenden Unterschiede sind auf der Ebene der Lexik in der lernersprachlichen bzw. muttersprachlichen Kommunikation über Gefühle im Deutschen zu erkennen? und 2) Inwiefern trägt der Aufenthalt im Zielland zur normgerechten Emotionsrealisation in der Zielsprache bei? Die Studie postuliert, dass *DaF-Lerner, die die Möglichkeit haben, ihre L2 in natürlichen Interaktionen im Zielland bzw. mit Muttersprachlern zu verwenden, Emotionen kompetenter versprachlichen als Lerner, die ihre Fremdsprache primär im gesteuerten Unterricht gebrauchen*. Welche Erkenntnisse dienen als Grundlage für die Annahme, dass Fremdsprachensprecher Emotionen in ihrer Zielsprache ggf. anders verbalisieren als Muttersprachler der L2 und der natürliche Kontakt zur L2 die „emotionale Kompetenz“ in der Fremdsprache fördert? Den Ausgangspunkt der Hypothese bilden Folgerungen der kontrastiven Linguistik und der Psycholinguistik bzw. Überlegungen aus der Fremdsprachenerwerbsforschung, die darauf hindeuten, dass der verbale Emotionsausdruck bedeutende interlinguale und interkulturelle Unterschiede aufweist und damit eine aufschlussreiche Forschungsperspektive aus der Sicht der Lernaltersprache

bildet. Bevor diese jedoch eingehend dargestellt werden können, verlangt die Frage Aufmerksamkeit, was wir unter emotionsbezeichnenden Sprachelementen verstehen.

1. Emotionale Rede vs. Rede über Emotionen: Der Forschungsgegenstand

In einer Arbeit, in der wir die Frage beantworten möchten, wie Fremdsprachensprecher Emotionen verbalisieren, ist es unerlässlich zunächst festzustellen, was Emotionen sind. Was bedeutet es *nervös*, *glücklich* oder *enttäuscht* zu sein? Obwohl Emotionserfahrungen einen zweifellos grundlegenden Bestandteil unseres Daseins bilden, hat sich bis heute keine „allgemeinverbindliche Definition“ in der einschlägigen Forschung etabliert (Schwarz-Friesel 2007: 45). Dies ist vermutlich in der Komplexität und im abstrakten Charakter von Emotionen verankert, denn ohne Anspruch auf Vollständigkeit können Emotionen je nach Fragestellung als somatische, psychische oder kognitive Phänomene definiert, beschrieben oder segmentiert werden (siehe z.B. Kagan 1994 oder Ekman 1994). Die vorliegende Arbeit widmet sich jedoch nicht der Fragestellung, was Emotionen *per se* sind. Da Gefühle im Folgenden nicht als unabhängige Phänomene, sondern eng mit der Sprachproduktion verbunden betrachtet werden, würde eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Emotionsdefinitionen der Bezugswissenschaften den Rahmen dieser Studie überschreiten. Es wird lediglich die allgemein bekannte Beobachtung übernommen, dass Emotionen intern verlaufende, subjektive Erfahrungen sind, die bestimmte psycho-somatische Prozesse voraussetzen. Relevant ist hingegen zu bestimmen, wie Gefühle mit Sprache zusammenhängen. Welche Sprachmittel dienen dazu, die subjektiven und psychisch-physiologisch bestimmten Phänomene, die wir als Emotionen wahrnehmen, zum Ausdruck zu bringen?

Zur Beantwortung dieser Frage ist die Bemerkung von Paul Valéry aufschlussreich: „Sobald sich Gefühle in festen Begriffen ausdrücken lassen, hat ihre Stunde geschlagen“. Wie dieses Zitat des Lyrikers und Philosophen darauf hinweist, können wir sprachlich vermutlich nicht exakt wiedergeben, was wir seelisch-körperlich tatsächlich fühlen, wenn wir z.B. *wütend*, *aufgeregt* oder *glücklich* sind. Dennoch stehen uns Gefühlsausdrücke zur Verfügung, die Mitglieder unserer Sprachgemeinschaft kennen und die gleichen – bzw. ähnlichen – Gefühlskonzepte mit ihnen verbinden. Das heißt, bestimmte „feste Begriffe“ befähigen den Sprecher, seine „innere Befindlichkeit, seine emotionale Einstellung“, seinen Gefühlszustand verbal zu vermitteln (Schwarz-Friesel 2007: 135, Foolen 1997: 15). Welche konventionelle sprachliche Form kann der Sprecher verwenden, um seine Befindlichkeit zu versprachlichen?

Lexikalische Redemittel¹, die den Emotionszustand des Sprechers verbal realisieren, bilden den Gefühlswortschatz (oder das Gefühlsvokabular) einer Sprache. In einschlägigen Studien zum Emotionswortschatz sind zwei primäre Forschungsrichtungen zu beobachten: Die Analyse „emotionaler Rede“ und die Bewertung der „Rede über Emotionen“. Die erste Forschungsperspektive widmet sich der Frage, welche „emotionsausdrückenden“ Wörter Sprecher in affektgeladenen Situationen äußern (Konstantinidou 1997: 68, Schwarz-Friesel 2007: 151). Das heißt, *was* sagen sie, wenn sie erfreut sind. Analysen hingegen, die Rede über Emotionen in Betracht ziehen, bewerten „emotionsbezeichnende“ Lexeme, die den Gefühlszustand des Sprechers verbal realisieren (Schwarz-Friesel 2007: 151, Schwerdtfeger 1997: 599). Das heißt, *wie* – mit welchen sprachlichen Mitteln – beschreibt der Sprecher, dass er z.B. *erfreut*, *nervös* oder *verärgert* ist. Emotionsbezeichnende Wörter sind Sprachzeichen, die Gefühlskonzepte als ihr Bezeichnetes haben: „Gemeint sind Lexeme, deren referentielle Funktion in der Bezeichnung von emotionalen Zuständen und Erlebnisformen besteht. [...] Diese Lexeme benennen eine Emotion explizit [und] beziehen sich deskriptiv auf emotionale Zustände und Prozesse“ (Schwarz-Friesel 2007: 144). So beschreibt das Emotionslexem in z.B. *ich freue mich* den Gemütszustand des Sprechers im Gegensatz zu einem spontanen und oftmals unbewusst produzierten Ausruf – wie etwa die Interjektion *wow* –, der als Reaktion auf eine erfreuliche Nachricht von der Empfindung preisgibt und somit als ein emotionsausrückendes Sprachelement zu kategorisieren ist.

Die vorliegende Analyse des lernersprachlichen Outputs der ungarischen DaF-Sprecher über Emotionen ist in der Forschungsrichtung „Rede über Emotionen“ anzusiedeln. Das heißt, es werden emotionsbezeichnende Lexeme im sprachlichen Output ungarischer Deutschlerner näher betrachtet. Dementsprechend wird lexikalischen Darstellungsweisen der Emotionalität, wie etwa *traurig*, *wütend*, *glücklich* oder *Angst haben*, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Elemente des Gefühlslexikons werden in der einschlägigen Literatur als „direkte“ lexikalische Darstellungsweisen der Empfindung kategorisiert, weil sie auf eine direkte Verknüpfung zwischen Emotionswort und -konzept zurückzuführen sind (Kövecses 2000: 3-4). Über direkte Emotionslexeme hinaus schließt der Emotionswortschatz jedoch eine weitere Gruppe emotionsbezeichnender

¹ Da die vorliegende Arbeit die Zielsetzung verfolgt, lexikalische Ausdrucksweisen der Emotionalität in der Sprachproduktion von Fremdsprachensprechern zu analysieren, werden weitere Sprachebenen, wie z. B. Wortstellung im Ausdruck von Emotionalität nicht betrachtet (für weiterführende Überlegungen auf der Ebene der Syntax siehe z.B. Fries 1995).

Elemente ein: Dem Sprecher, der seine *Wut* oder *Nervosität* über ein bestimmtes Ereignis in der Interaktion preisgeben möchte, stehen auch indirekte, idiomatische Wendungen zur Verfügung, die seinen Emotionszustand versprachlichen. So kann man mit Phraseologismen, wie etwa *einen dicken Hals bekommen* oder *fiebern vor Aufregung*, den Affektzustand verbal benennen. Hierbei handelt es sich um Ausdrucksweisen, die eine indirekte, metaphorische oder metonymische Verbindung zwischen Emotionswort und -konzept aufweisen (Kövecses 2002: 121). Die Inklusion idiomatischer Ausdrucksweisen in eine Analyse lernersprachlicher Beschreibungsformen der Emotionserfahrung ist besonders relevant, da indirekte Wendungen uns befähigen, das Unnennbare zu benennen. Sie stellen die Emotionserfahrung bildhaft dar und befähigen somit den Sprecher, komplexe und schwer erfassbare Impulse vereinfacht zum Ausdruck zu bringen. Da indirekte Redemittel – wie in etwa *mir platzt gleich der Kragen* oder *ich gehe gleich die Wände hoch* – es uns ermöglichen, abstrakte, nur schwer erfassbare Erfahrungen mittels konkreter Konzepte zu kategorisieren und „lebhafter“ zu versprachlichen, werden sie in der Interaktion über Emotionen direkten lexikalischen Entsprechungen oft vorgezogen (siehe z.B. Fussell und Moss 1998: 115-116 oder Gibbs et al. 2002: 125). Dementsprechend werden in die vorliegende Studie nicht nur Einzelexeme der Gefühlsbenennung eingebunden, sondern auch komplexe lexikalische Konstruktionen der Idiomatik bzw. Phraseologismen im emotionsbezogenen Sprachoutput untersucht.

Für die vorliegende Arbeit ist insbesondere die Frage relevant, inwiefern der Fremdsprachensprecher davon ausgehen kann, dass er die direkten und indirekten Emotionsausdrücke seiner L1 auch in seiner Zielsprache wiederfinden wird (bzw. *vice versa*). Erkenntnisse der kontrastiven Linguistik weisen darauf hin, dass sich Sprachen in ihren sprachinternen Eigenschaften der verbalen Emotionsdarstellung unterscheiden können und der L2-Lerner in der Schilderung einer gefühlsgeladenen Erfahrung in der Fremdsprache dementsprechend vor eine anspruchsvolle Aufgabe gestellt wird.

2. Emotionswortschatz im interlingualen Vergleich

Sprachen unterscheiden sich bekanntlich darin, welche Segmente der externen Realität eine differenzierte lexikalische Benennungsform erhalten. So lassen sich Unterschiede im Grad der Differenzierung auch in Emotionsvokabularen verschiedener Sprachen ausmachen (siehe z.B. Wierzbicka 1992 oder 1998). Ein kurzer vergleichender Blick in das Bedeutungsfeld *Zorn* im Deutschen und Ungarischen erlaubt ferner die Schlussfolgerung, dass eine vergleichbare lexikalische Differenzierung nicht zwangsläufig auf die gleiche konzeptuelle

Segmentierung zurückzuführen ist². Im Deutschen kann der erregte Sprecher den genannten Gefühlszustand u.a. mit den Lexemen *Zorn*, *Wut* oder *Ärger* sprachlich zum Ausdruck bringen. Ähnlich dazu kann ein ungarischer Muttersprachler aus drei unterschiedlichen Emotionswörtern wählen, um seinen *Zorn* verbal zu beschreiben: *harag*, *düh* oder *bosszúság*. Die Begriffserklärung des Duden Deutschen Universalwörterbuches (2006) bzw. das ungarische Bedeutungswörterbuch Eőry's (2007) lassen jedoch darauf schließen, dass diese lexikalische Differenzierung in den beiden Sprachen nicht durch die gleichen konzeptuellen Merkmale motiviert ist. Beispielsweise wird es im Ungarischen unter temporalen Aspekten zwischen *harag* und *düh* unterschieden: *harag* kann sich sowohl in einer kurzen, als auch in einer längeren Zeitspanne vollziehen. *Düh* hingegen ist als ein plötzlich auftretender emotiver Impuls zu charakterisieren. Der temporale Verlauf des Gemütszustandes scheint im Deutschen jedoch keinen entscheidenden Einfluss auf die lexikalische Differenzierung zu haben. Im Gegensatz dazu wird zwischen den Lexemen *Zorn/Wut* und *Ärger* entlang des Aspekts der Bewusstheit unterschieden: *Ärger* bezeichnet Emotionserfahrungen, die aus einer bewussten Wahrnehmung der persönlichen Beeinträchtigung resultieren. Dieser Bedeutungsaspekt ist in den ungarischen lexikalischen Entsprechungen nicht von entscheidender Bedeutung. Weiterhin scheint es im Ungarischen nicht relevant zu sein, ob der Sprecher die empfundene Emotion auch wahrnehmbar zum Ausdruck bringt. Im Deutschen wird jedoch nur *Wut* als Gefühlsausbruch definiert, „der sich in Miene, Wort und Tat zeigt“ (Duden Deutsches Universalwörterbuch 2006). Nicht zuletzt deutet die Bedeutungsangabe der oben genannten Emotionswörter darauf hin, dass die Intensität der Emotion unterschiedliche Rollen in der lexikalisch differenzierten Realisation des erregten Gefühlszustandes spielt: Im Ungarischen wird abhängig vom Grad der Erregung zwischen *harag/düh* und *bosszúság* unterschieden. *Bosszúság* bezieht sich dabei auf eine Situation, in der die Gefühlsintensität nicht als hoch charakterisiert werden kann und der Sprecher lediglich gereizt ist. Im Deutschen hingegen scheinen alle drei Gefühlslexeme einen hohen Grad an Emotionsintensität darzustellen. Die Vermutung, dass keine vollkommene Übereinstimmung in der Bedeutung der besagten Gefühlswörter besteht, ist auch durch einen Blick in zweisprachige ungarisch-deutsche Wörterbücher bestätigt: Das Gefühlslexem *düh* wird im Deutschen sowohl mit

² Obwohl das Sprachpaar Deutsch-Ungarisch unter dem Gesichtspunkt der emotionsbezeichnenden Lexik in der kontrastiven Literatur bislang systematisch nicht erfasst wurde, wird an dieser Stelle der Versuch unternommen, einschlägige Beispiele für deutsch-ungarische Kontraste des Emotionswortschatzes zu nennen.

den Emotionswörtern *Wut* und *Zorn*, als auch mit dem Substantiv *Ärger* übersetzt (vgl. Hessky 2007). Die hier angeführte Analyse basiert jedoch ausschließlich auf Bedeutungsangaben von Wörterbüchern und soll dementsprechend nicht als umfassender Vergleich interpretiert werden. Sie deutet jedoch darauf hin, dass die lexikalische Unterscheidung zwischen den dargestellten Emotionswörtern für den ungarischen DaF-Lerner keine eindeutige Übertragung aus der L1 in die L2 ermöglicht.

Diese Bemerkung leitet uns zugleich zu einem weiteren Argument der einschlägigen Literatur über, das darauf hinweist, dass die emotionalen Ausdrucksweisen des Sprechers durch die sprachinternen Eigenheiten seiner Mutter- und Zielsprache beeinflusst werden können. Kontrastive Studien kommen zu der Schlussfolgerung, dass Gefühlsvokabulare (ähnlich zu anderen Wortschatzbereichen) lexikalische Lücken einschließen (siehe z.B. Mees 1990 oder Pavlenko 2005). Zu den bekannten Beispielen für das Fehlen einer lexikalischen Entsprechung gehört u.a. *Schadenfreude* im Englischen. Das englische Lexikon verfügt nämlich über keinen entsprechenden Ausdruck, der den positiven Aspekt von *Freude* und gleichzeitig die negative Bedeutung von *Schaden* in einem Wort inkorporiert³. Lexikalische Lücken können dazu führen, dass eine vollständige Bedeutungsübertragung aus der L1 in die L2 (oder *vice versa*) nicht möglich ist. Im deutsch-ungarischen Vergleich kommt beispielsweise eine lexikalische Lücke zum Vorschein, wenn wir nach einem Äquivalenten zum deutschen Ausdruck *sauer sein* suchen. Über das Fehlen einer Entsprechung können wir in diesem Fall erst dann sprechen, wenn wir nicht nur die denotative, sondern auch die konnotative Bedeutung im Ungarischen wiedergeben möchten. Die Lücke ergibt sich nämlich dadurch, dass die konventionellen kommunikativen Rahmenbedingungen der Verwendung von *sauer sein* und der im Ungarischen zur Verfügung stehenden Entsprechung *pipa vagyok* nicht übereinstimmen. Während das Deutsche von der besagten Wendung auf der umgangssprachlichen Stilebene Gebrauch machen kann, ist die ungarische Entsprechung als salopp gekennzeichnet. Diese Feststellung lässt sich durch einen kurzen Test mit der formalen Anrede in beiden Sprachen bestätigen. Die Frage, *Sind Sie jetzt sauer auf mich?* ist im Deutschen akzeptabel und verbalisierbar, wobei die Entsprechung (*Ön*) *most pipa rám?* im Ungarischen als unhöflich und unmanierlich erscheint. Dementsprechend ist im Bedeutungsfeld *Zorn* eine lexikalische Lücke auf der Ebene der Umgangssprache im Ungarischen erkennbar.

³ Bekanntlich wurde das Wort *Schadenfreude* ins Englische sogar als Lehnwort übernommen.

Über das komplette Fehlen einer lexikalischen Entsprechung hinaus werden auch die lexikalisch-grammatischen Merkmale vorhandener Emotionswörter in der einschlägigen Literatur vergleichend betrachtet. Insbesondere Kontraste in der lexikalischen Kategorie der Gefühlswörter werden dabei als weitere Hinweise für Unterschiede in der Wahrnehmung und der verbalen Realisationsform von Emotionserfahrungen gedeutet. So wird z.B. das Vorherrschen von Verben im Emotionsvokabular als ein Indikator dafür interpretiert, dass Emotionen primär als eine dynamische Handlung und aktiver Prozess wahrgenommen und dementsprechend überwiegend mit Verbkonstruktionen zum Ausdruck gebracht werden (siehe z.B. *sich freuen*). Die Präferenz für adjektivische Ausdrucksformen der Emotionalität hingegen weist darauf hin, dass Gefühlserlebnisse in der jeweiligen Sprachgemeinschaft eher als passive Zustände wahrgenommen werden, dem der Sprecher „ausgesetzt“ ist und infolgedessen tendenziell mit Adjektiven verbal dargestellt werden können (siehe z.B. *traurig sein*) (siehe z.B. Goddard 2002: 41, Pavlenko 2005: 87 oder Wierzbicka 1992: 401, 1999: 17). Ob und inwiefern diese (vermutlich etwas radikale) Schlussfolgerung bestätigt oder falsifiziert werden kann, unterliegt umfangreicher kulturanthropologisch bzw. soziokulturell orientierter Studien, die außerhalb des Forschungsinteresses der vorliegenden Arbeit liegen. An dieser Stelle soll jedoch die Vermutung aufgegriffen werden, dass die Wortklassenzugehörigkeit auch innerhalb einer Sprache abhängig von der jeweiligen, zu verbalisierenden Gefühlskategorie variieren kann. Ein deutsch-ungarischer Vergleich begründet die Annahme, dass die Verteilung der lexikalischen Kategorie in den unterschiedlichen Emotionsdomänen interlinguale Unterschiede aufweisen kann.

Belege in den digitalen Textkorpora des Instituts für Deutsche Sprache und der *Magyar Nemzeti Szövegtár* (Ungarisches Nationalkorpus) lassen darauf schließen, dass die Distribution der Wortklassenzugehörigkeit in den beiden Gefühlslexika stark von der bezeichneten Emotionsdomäne abhängt und diese Verteilung sowohl Ähnlichkeiten, als auch Kontraste innehat. So wird z.B. *Traurigkeit* im Deutschen⁴ öfters mit dem Adjektiv *traurig* versprachlicht, als mit Nominalphrasen (*traurig*: 32.488 Belege, *Traurigkeit*: 4.177 Belege). Diese Tendenz ist auch im Ungarischen bemerkbar, denn die Häufigkeit von *szomorú* (dt. *traurig*) im Nationalkorpus⁵ ist signifikant größer, als das Vorkommen des entsprechenden

⁴ Für die Recherche wurden die öffentlichen Korpora des Archivs der geschriebenen Sprache (Archiv W) verwendet. Archiv W umfasst Texte der deutschen Tagespresse und eine Gesamtwortzahl von 2.291.514.282 Wörtern.

⁵ Das verwendete Korpus umfasst Texte aus unterschiedlichen Genres und Stilebenen, wie z.B. journalistische Publikationen, literarische Werke, wissenschaftliche Texte,

Substantives *szomorúság* (dt. Traurigkeit)⁶. Im Gegensatz dazu wird im Deutschen die Emotionsdomäne *Wut* häufiger mit nominalen Konstruktionen mit dem Lexem *Wut* (27.109 Belege) sprachlich zum Ausdruck gebracht, als mit dem Adjektiv *wütend* (11.316 Belege) oder dem Emotionsverb *sich ärgern* (17.038 Belege). Im Ungarischen scheint man hingegen das Verb *haragszik* (dt. sich ärgern) bzw. das Adjektiv *dühös* (dt. wütend) nominalen Ausdrucksweisen der Bosheit vorzuziehen. Dies deutet darauf hin, dass der ungarische DaF-Lerner bei der Wahl des passenden L2-Emotionswortes nicht nur das entsprechende lexikalische Element abrufen, sondern auch die zu verbalisierende Emotionskategorie analysieren und mit der entsprechenden Wortklasse versehen muss, die der lexikalischen Kategorie des L1-Lexems nicht zwangsläufig entspricht. Dabei fokussiert er primär auf Einzellexeme des Gefühlswortschatzes. Wie jedoch bereits erwähnt, stehen dem Sprecher in der verbalen Darstellung seiner Emotionserfahrung auch idiomatische Wendungen und Phraseologismen zur Verfügung, die in der Interaktion über die Empfindung eine besondere Rolle spielen.

Die Betrachtung indirekter Ausdrucksweisen der Emotionalität aus kontrastiver Sicht ist besonders relevant, da diese Sprachelemente ähnlich zur direkten Gefühlslexik bedeutende Unterschiede offenlegen. Diese Kontraste sind zumeist in den konkreten Konzepten zu entdecken, die der Idiomatik der Gefühlsdomäne zugrundeliegen. Konkrete Konzepte gefühlsbezeichnender Wendungen sind nämlich überwiegend in den körperlichen Funktionen verankert, die emotiven Impulsen zufolge aktiviert werden. Damit lässt sich zunächst die Erkenntnis erklären, dass auch kulturell sehr auseinanderliegende Sprachgemeinschaften Gemeinsamkeiten im indirekten Wortschatzrepertoire der Emotionserfahrung aufweisen (Kövecses 1995: 119-120, Matsuki 1995: 138-139). Sprachgemeinschaften können sich jedoch maßgeblich darin unterscheiden, wie sie die emotionsbedingten somatischen Prozesse wahrnehmen und kategorisieren. Diese Wahrnehmung prägt die Auswahl an indirekten verbalen Mitteln, die sich zur sprachlichen Realisation von Gefühlen in einer Sprache etabliert haben (Kövecses 1995: 182). So lassen sich interlinguale deutsch-ungarische Unterschiede beispielsweise in Redemitteln der beiden Sprachen erkennen, die eine metonymische Relation zum bezeichneten Emotionskonzept aufweisen: Einer verängstigten Person im Deutschen werden *die Knie weich*, wobei im Ungarischen ‚ihr Mut in die Flechse steigt‘ (*inába száll a bátorsága*). Des Weiteren

formale Kommunikation und informelle schriftliche Interaktionen auf online Foren. Das verwendete Subkorpus umfasst 164.710.196 Wörter.

⁶ *Szomorú*: n=6195, *szomorúság*: n=775.

kann man im Deutschen sowohl *den Kopf*, als auch *die Nase hängen lassen*, wobei einem niedergeschlagenen ungarischen Muttersprachler diese Wahl nicht gegeben ist, da er nur seine *Nase hängen lassen* kann (*lógatja az orrát*). Der einschlägigen Forschung zufolge sind diese Kontraste darauf zurückzuführen, dass die beiden Sprachen den somatischen Symptomen des Emotionserlebens (wie etwa erhöhter Blutdruck oder Adrenalinstoß) unterschiedliche Gewichtung beimessen (vgl. Gibbs et al. 2002, Kövecses 1990, 1995, Matsuki 1995). Welche Relevanz haben die hier genannten kontrastiv-linguistischen Erkenntnisse für den Fremdsprachensprecher?

Auf der Grundlage sprachvergleichender Studien des Emotionswortschatzes können wir davon ausgehen, dass die Problematik des erfolgreichen L2-Gefühlsausdrucks u.a. darin besteht, dass das affektbezeichnende Repertoire der Mutter- und Zielsprache Unstimmigkeiten in den zur Verfügung stehenden Sprachelementen aufweist. Diese Unterschiede beziehen sich primär darauf, ob und wie Sprachgemeinschaften zwischen Aspekten der Emotionserfahrung auf der lexikalischen Ebene differenzieren. So muss sich der DaF-Lerner der Herausforderung stellen, Ungleichheiten im Grad der Differenzierung (oder lexikalische Lücken) in seiner Mutter- und Zielsprache zu erkennen, zu erschließen und zu internalisieren. Da konzeptuelle Überlappungen zudem in der L1 und L2 in bestimmten Fällen nur teilweise vorhanden sind, muss der L2-Sprecher ggf. Gefühlslexemen in seiner L2 Bedeutungsspezifikationen hinzufügen, die die L1-Entsprechung nicht innehat. Nicht zuletzt hat der ungarische DaF-Lerner in seiner Sprachproduktion über emotive Inhalte Differenzen in der idiomatischen Darstellung der Affekterfahrung in seiner Mutter- und Fremdsprachen zu bewältigen, um sich normgerecht über Emotionen in der L2 zu äußern. Wie kann der L2-Lerner Gefühlsäußerungen seiner Zielsprache effektiv verarbeiten, speichern und in der Interaktion abrufen? Ziel der vorliegenden Arbeit ist festzustellen, ob eine positive Korrelation zwischen dem natürlichen Kontakt zur Zielsprache und der normgerechten Verwendung gefühlsbezeichnender Lexeme in der L2 bestätigt werden kann. Dementsprechend bilden Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, die sich dieser Frage widmet, den Schwerpunkt des folgenden Abschnittes.

3. Empirische Untersuchung: Gefühlsbezeichnung in Lerneräußerungen

3.1. Forschungsdesign: Probanden, Datenerhebung und Analysevorgang

Den Schwerpunkt der vorliegenden Studie bilden lexikalische Merkmale der Emotionsdarstellung im lernersprachlichen Output von 34 ungarischen DaF-

Sprechern.⁷ Dabei wird die Hypothese getestet, ob *DaF-Lerner, die die Möglichkeit haben, ihre L2 in natürlichen Interaktionen im Zielland bzw. mit Muttersprachlern zu verwenden, Emotionen kompetenter versprachlichen als Lerner, die ihre Fremdsprache primär im gesteuerten Unterricht gebrauchen.*

Eine Analyse, die die verbale Darstellungsweisen von Gefühlszuständen als Forschungsgegenstand wählt, ist in der Bestimmung des passenden Datenerhebungsinstrumentes umgehend mit dem folgenden Problem konfrontiert: Emotionen sind meist spontane und kurze Erfahrungen. Gefühlszustände sind nicht voraussehbar, können gezielt oder vorsätzlich nicht hervorgerufen werden und sind flüchtig. Demzufolge ist die Erhebung sprachlicher Manifestationsformen der Emotionalität parallel zur einschlägigen Emotionserfahrung nur schwer realisierbar: Es ist wohl kaum möglich, Probanden zu bitten, spontan *traurig, nervös* oder *wütend* zu werden und ihre Emotionserfahrung anschließend mit verbalen Mitteln zu beschreiben. Dementsprechend sind in einschlägigen Studien Datenerhebungsmethoden, die Sprachdaten unformalisiert und in natürlichen Interaktionssituationen elizitieren, verbreitet (z.B. die meisten empirischen Untersuchungen in Pavlenko 2005). Dabei ist jedoch zu beachten, dass ein Großteil emotionsbezogener Kommunikation mit non-verbalen Mitteln erfolgt.

Um das eventuelle Vorherrschen von non-verbalen Ausdrucksweisen von Emotionen zu vermeiden und gezielt lexikalische Darstellungsweisen der Emotionalität zu elizitieren, wurden für die vorliegende Arbeit zunächst halbgesteuerte Datenerhebungsmethoden eingesetzt. Auf der Grundlage von Rintell (1990), Dewaele und Pavlenko (2002) und Pavlenko und Driagina (2007) wurden emotionsbezogene Aussagen der Probanden einerseits durch die Beschreibung von Videos, die emotionsgeladene Szenen abbilden, in Interviews erhoben. In der zweiten Phase erfolgte die Datenerhebung mittels eines sprachlichen Inputs. Ähnlich zur empirischen Untersuchung in Rintell (1990) wurden die Emotionswörter *Freude, Angst, Traurigkeit, Wut* und *Nervosität* einzeln auf einer Karte vorgelegt und die Probanden gebeten, eine Situation oder Szene aus ihrem eigenen Leben wachzurufen, in der sie die jeweilige Emotion erlebt haben. Anschließend wurden sie gebeten, diese Erfahrung zu erzählen.

⁷ Bei der Auswahl der Probanden wurde ein möglichst hoher Grad an Homogenität sprachlicher Kompetenz angestrebt, damit Differenzen im Niveau des Sprachwissens die Ergebnisse (zu Gunsten der fortgeschrittenen Lerner) nicht beeinträchtigen. Um einen vergleichbaren Grad der L2-Sprachbeherrschung zu gewährleisten, haben Germanistikstudierende der Universität Pécs in Ungarn an der Datenerhebung teilgenommen.

Diese beiden Datenerhebungsmethoden erlaubten die Einbettung der internen kontextuellen Faktoren der Perspektivierung der Aussage (senderbezogene vs. nicht ich-bezogene Aussagen) und der Intensität der zu beschreibenden Emotion (die mithilfe der Videoszenen manipuliert wurde).

Ein weiteres grundlegendes Auswahlkriterium emotionsbezogener Analysen bildet die Frage, welche Gefühle den Schwerpunkt der Untersuchung bilden sollen. Emotive Kategorien sind nahezu unbegrenzt: Wir können *niedergeschlagen, glücklich, aufgebracht, erstaunt, überrascht, enttäuscht, verzweifelt* usw. sein, um nur ein kleines Segment unserer Emotionserfahrungen zu nennen. Als wichtigstes Kriterium für die Wahl bestimmter Emotionsdomänen für die vorliegende Arbeit gilt, dass die jeweiligen Gefühlskategorien sowohl im deutschen, als auch im ungarischen Sprachraum vorhanden sind. Dabei wurde die Vermutung aufgegriffen, dass die sog. Grundemotionen keine wesentliche konzeptuelle Variation im deutschen und ungarischen Kulturraum aufweisen (vgl. z.B. Mesquita und Frijda 1992, Vester 1991: 32-38 oder Wierzbicka 1999: 168-170). Dementsprechend wurden für die vorliegende Analyse die Grundemotionen *Freude, Angst, Traurigkeit, Wut* und *Nervosität*⁸ ausgewählt.

Weiterhin war es auf der Grundlage der Ausgangshypothese der vorliegenden Analyse erforderlich, dass die Sprachdaten von Lernern ermittelt werden, die ihre L2 in unterschiedlichen Kontexten verwenden. Um festlegen zu können, welche Studierenden ihre Zielsprache auch in außerunterrichtlichen Interaktionen (Lerner-Probandengruppe 1: im folgenden LPG1) bzw. primär in institutionellen Sprachlernsituationen (Lerner-Probandengruppe 2: im folgenden LPG2) verwenden, wurde ein Fragebogen eingesetzt. Ziel des Fragebogens war es, mehrere Aspekte des Sprachlern- bzw. Sprachverwendungshintergrundes (wie etwa der Aneignungskontext, Häufigkeit des Kontakts mit L1-Sprechern usw.) in der Differenzierung zwischen den beiden Lerner-Probandengruppen zu berücksichtigen.

Da die einschlägige Literatur keine umfangreichen Ergebnisse über lexikalische Muster und Tendenzen der verbalen Gefühlsrealisation im Deutschen zur

⁸ *Nervosität* wird in der einschlägigen Literatur zwar nicht explizit als Grundemotion klassifiziert, sie ist jedoch unter der elementaren Kategorie *Spannung/Erregung* unterzubringen. Des Weiteren erschien die Inklusion dieser Kategorie aus der Sicht der Probandengruppen relevant: Da die Probanden Universitätsstudierende sind, ist *Nervosität* vermutlich ein häufiger „Wegbegleiter“ im Studium (man denke z.B. an Prüfungsstress). Somit repräsentiert dies eine Emotionsdomäne, mit der die Probanden eine Vielzahl von Erfahrungen verknüpfen können.

Verfügung stellt, haben an der Datenerhebung der vorliegenden Studie 13 Muttersprachler des Deutschen als Kontrollgruppe teilgenommen. Die Sprachdaten der L1-Gruppe dienen als Grundlage und Bezugsrahmen für die Auswertung der lernersprachlichen Äußerungen.

Die erhobenen L1- und L2-Sprachdaten wurden zunächst auf lexikalische – sowohl direkte, als auch idiomatische – Ausdrucksformen der Emotionalität segmentiert. Um alle lexikalischen Formen der Emotionsdarstellung bestimmen zu können, wurde die Methode „close reading“ angewandt. Das heißt, alle Äußerungen wurden manuell auf emotionsbezeichnende Sprachelemente untersucht. Die gesonderte Auswertung jeder Aussage ermöglichte, dass emotionsbezeichnende Sprachelemente von anderen lexikalischen Mitteln klar getrennt werden konnten. Die Segmentierung des Sprachmaterials erlaubte einen systematischen Vergleich zwischen mutter- und fremdsprachlichen Äußerungsformen.

Unter quantitativen Aspekten wurde zunächst das Gesamtvorkommen emotionsbezeichnender Sprachmittel bzw. die Fülle des verwendeten Emotionsvokabulars in den Äußerungen der Probandengruppen kontrastiv ermittelt. Den Schwerpunkt der qualitativen Auswertung bildete die kontrastive Betrachtung bestimmter lexikalischer Kategorien in den Sprachdaten: 1) Verteilung der Gefühlsausdrücke nach Wortklassenzugehörigkeit, 2) Verteilung direkter und idiomatischer Ausdrucksweisen, 3) Einfluss der Aussageperspektivierung auf die Sprachproduktion der Probanden und 4) Frequenz und Art der sprachlichen Modifizierung (Intensivierung und Abtönung). Anschließend wurden Benennungsformen ausgewählter Emotionskategorien – wie Angst bzw. Wut – und die Verwendung des Emotionsverbs *fühlen* analysiert bzw. die eingesetzten idiomatischen Wendungen näher betrachtet.

3.2. Ergebnisse der Analyse: Quantitative und qualitative Unterschiede

Die Auswertung des emotionsthematisierenden L1- und L2-Sprachoutputs erlaubt die Schlussfolgerung, dass die Hypothese der vorliegenden Arbeit teilweise bestätigt werden kann. Bezüglich des Gesamtvorkommens emotionsbezeichnender Sprachelemente sind Unterschiede in den beiden Lerner-Probandengruppen zu erkennen: DaF-Sprecher, die Ihre L2 auch außerhalb des unterrichtlichen Kontextes verwenden, setzen gefühlsbenennende Redemittel öfter ein als Lerner, die Deutsch primär in gesteuerten Interaktionen gebrauchen (L1-Sprecher: n=410, LPG1: n=389, LPG2: n=276). Diese Ergebnisse widerlegen vorangehende Studien, denn Dewaele und Pavlenko (2002) kommen in einer vergleichbaren Analyse zum Resultat, dass Lernergruppen mit bzw. ohne Aufenthalt im Zielland

geföhlsbezeichnende Ausdrücke mit vergleichbarer Frequenz in der Beschreibung emotiver Impulse anwenden. Unter dem Aspekt der Fülle des eingesetzten Emotionsvokabulars ist jedoch eine Übereinstimmung mit den o.g. Autoren auszumachen. Die „Palette“ verwendeter Emotionslexeme ist bei Lernern mit viel natürlichem Kontakt zur L2 vielfältiger, als bei Lernern, die zumeist im Unterricht auf Deutsch interagieren:

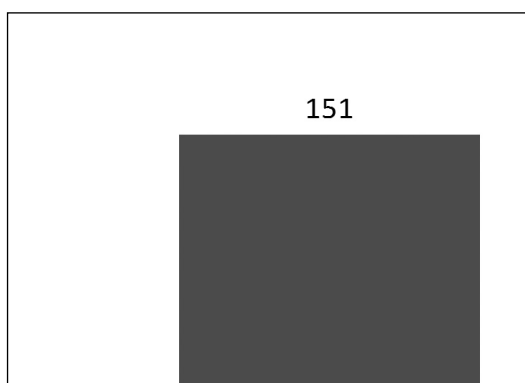


Abbildung 1. Gesamtzahl verschiedener lexikalischer Elemente

Dewaele und Pavlenkos Studie zu Geföhlsäußerungen im L2-Englischen deutet ebenfalls darauf hin, dass Lerner, die einen langfristigen Aufenthalt im Zielland erfahren haben, eine größere Anzahl verschiedener geföhlsbenennender Lemmata verwenden, als L2-Sprecher, die sich noch nie in der Kultur ihrer Fremdsprache aufgehalten haben (2002: 288-290).

Im Gegensatz zur o.g. Studie von Dewaele und Pavlenko sind unter dem Aspekt der Verteilung lexikalischer Kategorien jedoch keine signifikanten Unterschiede in den beiden Lerner-Probandengruppen auszumachen: Übereinstimmend mit den befragten Muttersprachlern zeigen beide DaF-Gruppen eine Präferenz für adjektivische Benennungsformen der Emotionalität auf. Eine wesentliche Differenz bildet hingegen die Frequenz indirekter Redemittel in den Sprachdaten: Einschlägig zu Rintells (1990) Ergebnissen setzen beide Lerner-Gruppen idiomatische Sprachelemente bedeutend weniger ein, als die L1-Sprecher der Studie. Dabei sind keine markierten Unterschiede zwischen der LPG1 und der LPG2 auszumachen:

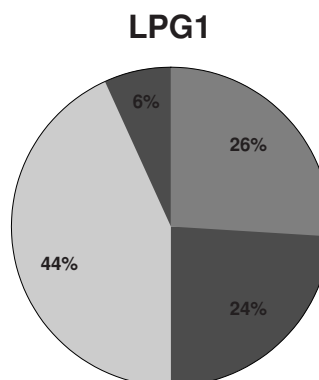


Abbildung 2: Verteilung der Redemittel nach Wortklassenzugehörigkeit

Die Perspektivierung der Aussage hat jedoch einen vergleichbaren Einfluss auf die Häufigkeit indirekter Redemittel in allen Probandengruppen: Sowohl die befragten Muttersprachler, als auch die L2-Sprecher des Deutschen verwenden indirekte Benennungsformen der Emotionalität häufiger in senderbezogenen Berichten, als in Aussagen über die Emotionserfahrung anderer Aktanten. Auf der quantitativen Ebene führt der interne kontextuelle Faktor der Aussagenperspektivierung aber zu bestimmten Differenzen zwischen den Probandengruppen: Bei den L1-Sprechern ist in sprecherbezogenen Äußerungen eine steigende Frequenz emotionsbezeichnender Redemittel zu erkennen. Bei Probanden der LPG1 ist keine quantitativ signifikante Änderung zwischen den beiden Aussagetypen erkennbar, wobei sich die Anzahl gefühlsbenennender Sprachelemente in den Selbstberichten der LPG2 bedeutend verringert.

Bezüglich der verbalen Modifizierung (Intensivierung und Abschwächung) sind die Resultate der vorliegenden Analyse im Einklang mit vorangehenden empirischen Ergebnissen: Beide Lerner-Probandengruppen neigen gehäufter dazu, ihre Aussage durch steigernde Modaladverbien zu intensivieren, als die befragten L1-Sprecher der Studie (z.B. Ich war *sehr glücklich* oder Ich war *ganz froh*) (vgl. z.B. Rintell 1990). Hinsichtlich doppelter Markierung der Intensivierung (wie in etwa Sie scheint *sehr sehr traurig* zu sein) sind jedoch Unterschiede zwischen der LPG1 und der LPG2 auszumachen: Lerner, die ihre L2 auch außerhalb des Unterrichtes verwenden, setzen doppelte lexikalische Intensivierungsmittel seltener ein, als DaF-Sprecher der LPG2. Weiterhin sind Differenzen in der Frequenz reduktiver Sprachelemente erkennbar (z.B. Ich war *etwas erschrocken*): Im Vergleich zu den L1-Sprechern bzw. zur LPG1 setzen L2-Lerner, die ihre Zielsprache primär im Unterricht gebrauchen, relativierende Modaladverbien in ihren emotionsbeschreibenden Aussagen seltener ein (vgl. Rintell 1990: 87).

3.3. Wut, Angst und fühlen in den Sprachdaten: Analyse ausgewählter Emotionswörter

Mit Blick auf bestimmte Emotionskategorien erlaubt die vorliegende Analyse die Schlussfolgerung, dass die beiden befragten Lerner-Gruppen in der Beschreibung der Gefühlsdomäne *Wut* unterschiedliche lexikalische Elemente bevorzugen. Diese Differenz bezieht sich primär auf die Verwendung des Emotionswortes *nervös*, das in der LPG2 gehäufter eingesetzt wird (n=13), als in der L1-Gruppe (n=1) und der LPG1 (n=7). Ferner wird das Emotionsadjektiv *wütend* in der LPG2 verwendet, um situative Aspekte der Gefühlserfahrung zu benennen:

Beispiel 1. *Wütend* im Sprachoutput der LPG2

Bei Führerschein. Weil diese [...] Beim Fahren mein Lehrer [...] **das war sehr sehr wütend**. Weil er sagte, ich könnte nicht das machen und er sagte immer, was ich machen muss und [...] **und das war wütend, immer wütend**.

Hinsichtlich der Affekterfahrung *Angst* ist in der Wahl emotionsbeschreibender Lexeme jedoch keine markierte Diskrepanz in den Sprachdaten erkennbar. Die Gefühlsdomäne *Angst* ergibt in den L1-Aussagen eine Dominanz nominaler Beschreibungsweisen. Tendenzen der verbalen Reflektion über angstauslösende Situationen entsprechen in beiden Lerner-Probandengruppen dieser Präferenz:

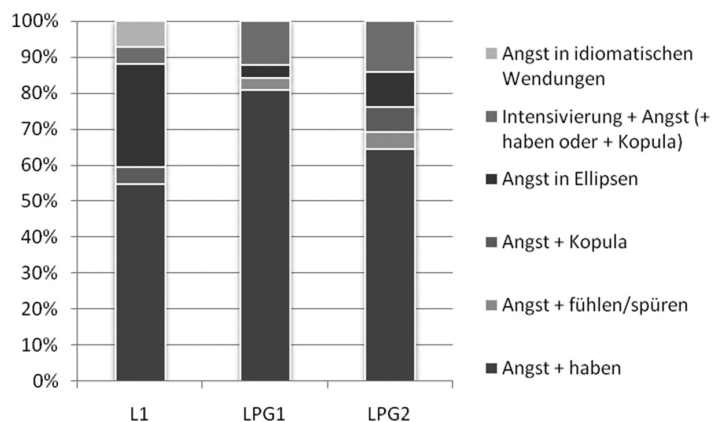


Abbildung 3: Unterschiede in der Verwendung des Emotionswortes *Angst*

Die kontextuelle Einbettung des Substantives *Angst* erweist sich in den Äußerungen der DaF-Lerner in bestimmten Fällen jedoch als abweichend von der L1-Verwendungsweise. Diese Differenz bezieht sich einerseits auf die gehäufte Intensivierung der Aussage, die in der LPG2 etwas markierter ist (siehe Abbildung 3). Andererseits wird das Nomen in den L2-Sprachdaten oft mit dem Verb *fühlen* eingesetzt. Dies entspricht einem weiteren Ergebnis der Studie: Die lexikalische Konstruktion *fühlen* + Emotionsnomen ist tendenziell für den L2-Output charakteristisch und kommt insbesondere in der LPG2 gehäuft vor.

Nicht zuletzt weisen die ermittelten Ergebnisse darauf hin, dass die verwendeten indirekten Wendungen in beiden Lerner-Probandengruppen Phraseologismen und Mehrwortzusammensetzungen darstellen, die in den L1-Sprachdaten nicht zum Vorschein kommen bzw. der konventionellen Idiomatik des Deutschen nicht entsprechen. Zu diesen indirekten Ausdrucksformen gehören z.B. die folgenden Wendungen:

Beispiel 2. Idiomatische Wendungen im Sprachoutput der Lernergruppen

LPG1: der Sack ist voll, einen Kloß im Magen haben, sich 10 Cm über den Boden fühlen, sich über den Wolken fühlen, jemand brecht aus, unter sich sein

LPG2: eine Leere fühlen, das Herz hat etwas hinter sich, Schmerz sehen, von einer unsichtbaren Last befreit werden

Woher rühren diese lernersprachlichen Phraseologismen und lexikalischen Konstruktionen, die Muttersprachler des Deutschen in der vorliegenden Studie nicht verwenden? Da keine etablierten Arbeiten für die Interpretation der Resultate zur Verfügung stehen, die den lernersprachlichen Gebrauch des L2-deutschen Gefühlsvokabulars bewerten, kann nur eine spekulative Antwort auf die Frage nach den welche Ursachen für das Sprachverhalten der befragten DaF-Lerner gegeben werden. Nichtsdestotrotz deuten die Ergebnisse auf bestimmte Fehlermöglichkeiten in der Verwendung des emotionsbezeichnenden Wortschatzsegmentes der Zielsprache hin, die auch für den DaF-Unterricht besonders relevant sind und im folgenden Abschnitt aufgegriffen werden.

4. Implikationen für den DaF-Unterricht**4.1. Wie fühlst du dich? Die Frage der Perspektivierung**

Die ermittelten Sprachdaten der vorliegenden Studie weisen darauf hin, dass natürliche Interaktionssituationen mit Muttersprachlern der L2 die zielsprachige Kompetenz des Lerners in der Kommunikation über Gefühlserfahrungen fördern können. Die Schlussfolgerung, dass im Vergleich zu DaF-Sprechern, die ihre Zielsprache auch in natürlichen Kontexten anwenden, Probanden der LPG2 gefühlsbeschreibende Redemittel seltener eingesetzt bzw. eine verhältnismäßig geringere Anzahl emotionsbezeichnender Sprachelemente verwendet haben, ist im Ergebnis der vorliegenden Studie verankert. Dieses Resultat ist einerseits vermutlich der relativ schwachen „Vertretung“ des Gefühlsvokabulars in Lehrwerken geschuldet (vgl. Pohl 2003). Andererseits lassen unterrichtliche Interaktionen der Verwendung des L2-Emotionswortschatzes zumeist nur bedingt Raum und Möglichkeit. So gehen z.B. Harden und Rösler davon aus, dass „die formale Kommunikationssituation des Unterrichts, die man durchaus als ‚Zwangskommunikation‘ bezeichnen kann, Gefühlsäußerungen [...] nicht zu[lässt.]“ (1981: 77). Diese Bemerkung deutet darauf hin, dass Klassenzimmerinteraktionen sich in einer spezifischen Kommunikationssituation vollziehen: Sie sind vom eigentlichen soziokulturellen Kontext der Zielsprache isoliert. Man wird im FU selten spontan und „authentisch“ *überrascht, nervös, wütend* oder

glücklich. Die meisten Lerner jedoch, die am gesteuerten FU teilgenommen haben, werden mit dieser Feststellung vermutlich nicht übereinstimmen. In der Tat finden unterrichtliche Interaktionen isoliert von natürlichen Diskurskontexten statt, aber von einem „Gefühlsvakuum“ können wir nicht sprechen: Denn welcher L2-Lerner ist nicht *nervös* vor einer wichtigen Klausur und *erfreut* wenn diese Klausur positiv bewertet wird; welcher L2-Lerner ist nicht *frustriert* (oder gar *verärgert*), wenn eine Diskrepanz zwischen Mitteilungsbedürfnis und Sprachkompetenz besteht und welcher Fremdsprachensprecher ist hin und wieder nicht *entmutigt*, sich in seiner L2 zu äußern. Wenn wir vor Augen halten, dass Gefühle elementare Bestandteile jedes Menschen und vieler Kommunikationssituationen sind, können wir davon ausgehen, dass auch unterrichtliche Situationen bestimmte Emotionszustände in den Lernern hervorrufen.

Pavlenko und Driagina (2007) beobachten jedoch, dass der FU die Verbalisierung der Gefühle sprecherbezogen aus der Sicht des Lerners, (meist) kaum zulässt: Lehrwerke weisen eine Tendenz auf, Emotionen „ent-personalisiert“ darzustellen (2007: 229). In Übereinstimmung mit der Beobachtung der Autorinnen sind Szenen und Texte, wie etwa „Peter hat zum Geburtstag einen Hund bekommen. *Er freut sich sehr*“, vermutlich zahlreichen DaF-Lernern bekannt. Input bzw. Übungen dieser Art führen jedoch dazu, dass eine Distanz zwischen Lerner und Emotionserfahrung aufrecht erhalten wird. Diese Distanz kann zur Folge haben, dass der Lerner keine Hinweise dafür bekommt, wie das zielsprachige Gefühlslexem für den Ausdruck der eigenen Befindlichkeit in der Interaktion verwendet wird. Dewaele und Regan gehen davon aus, dass diese Wissenslücke zu Vermeidung führen kann (2001: 52). Wenn der L2-Lerner im Rahmen des gesteuerten Unterrichts keine ausreichenden kontextuellen Hinweise über den kommunikativen Einsatz zielsprachiger Emotionslexeme bekommt, wird er diese Redemittel in der diskursiven Reflektion über die eigene Gefühlswelt vermutlich vermeiden. Resultate der vorliegenden Studie unterstützen diese Annahme, denn die befragten L2-Lerner, die primär im gesteuerten Unterricht Input auf Deutsch erhalten, haben Emotionserfahrungen in sprecherbezogenen Aussagen seltener explizit angesprochen, als in der Beschreibung der Videoszenen.

Ein weiterer Grund für die Problematik senderbezogener Aussagen über die Empfindung kann u.a. auch an der Beschaffenheit von Emotionen liegen. Da Gefühle oftmals als prekäre „private Angelegenheiten“ charakterisiert werden können, kann die verbale Vermittlung des Empfindens in der Interaktion ggf. einen gesichtsbedrohenden⁹ Effekt herbeiführen. Diese Annahme wird auch von

⁹ „Gesicht“ bezieht sich auf das Bild, das wir über uns selbst (bzw. unserem Interlokutor) in der sozialen Interaktion vermitteln möchten (siehe z.B. Fraser 2005: 71).

Dewaele (2008: 1762) aufgegriffen, der davon ausgeht, dass die verbale Emotionsdarstellung in der L2 den Lerner vor eine anspruchsvolle Aufgabe stellt, da das gesichtsverletzende Potential emotionsthematisierender Interaktionen sowohl für den Sprecher, als auch für den Interlokutor konstant groß ist. Sprachgemeinschaften können sich bekanntlich darin unterscheiden, wie sie die Selbstwahrnehmung des Sprechers bzw. die Bewahrung des Selbstbildes/Gesichts in der jeweiligen Interaktion interpretieren bzw. wie (und ob) sie dementsprechend bestimmte Inhalte und Intentionen sprachlich zum Ausdruck bringen. Somit können wir davon ausgehen, dass z.B. unterschiedliche Höflichkeitsnormen auch in der verbalen Kommunikation von Emotionen zu interkulturellen Unterschieden führen können (siehe z.B. Goddard 2002 oder Vester 1991). Somit hat der Fremdsprachenunterricht nicht nur die in der Zielsprache vorhandenen Redemittel der Emotionalität zugänglich zu machen, sondern muss auch sicherstellen, dass diese in authentischen Kontexten eingebettet vermittelt, internalisiert und auch senderbezogen verwendet werden.

4.2. *Ich habe mich sehr gefreut*: Sprachliche Modifizierung und Direktheit

Ein gewisser Grad an Unsicherheit im Umgang mit dem zielsprachigen Gefühlswortschatz mag des Weiteren einen Grund für den gehäuften bzw. oftmals doppelten Einsatz verbaler Intensivierung innerhalb einer Äußerung in den Sprachdaten der LPG2 bilden. Wie Rintell (1990) anmerkte, erreichen L2-Lerner durch die Verwendung lexikalischer Steigerungsmittel einen höheren Grad der Direktheit, als Muttersprachler der Zielsprache. Den hohen Direktheitsgrad in lernersprachlichen Äußerungen definiert Barron als eine sog. „*playing-it-safe*“ Strategie, die dem Lerner bei komplexen Inhalten ermöglicht, seine Sprechabsicht so klar wie möglich zu verbalisieren (2003: 41). Die gehäufte Verwendung intensivierender Redemittel in den LPG2-Daten ist vermutlich als solch eine Strategie zu interpretieren: Modaladverbien, wie in *sehr wütend* oder *ganz traurig*, haben eine transparentere Bedeutung und sind syntagmatisch kaum eingeschränkt. Dementsprechend können sie leichter eingesetzt werden, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine intensive Emotionserfahrung handelt. Das Ziel, die Sprechabsicht eindeutig zum Ausdruck zu bringen, ist vermutlich auch ein Grund dafür, dass die befragten Lerner der LPG2 gehäuft die lexikalische Konstruktion *fühlen* + Emotionsnomen eingesetzt haben. Äußerungen, wie z.B. *Angst fühlen* bringen auf zweifacher Weise zum Ausdruck, dass der Sprecher über Empfindungen berichtet: Das Verb *fühlen* trägt zur Direktheit der Aussage bei, da es explizit darauf verweist, dass sich das nachfolgend verwendete Substantiv auf das innere Befinden bezieht.

Über die Bemühung hinaus, die Proposition so klar wie möglich darzustellen, kann der Grund für die umfangreiche Verwendung steigender Redemittel bzw. des Gefühlsverbs *fühlen* in den LPG2-Daten jedoch auch darin liegen, dass den Lernern kein Einzellexem (oder idiomatische Wendung) in ihren lernersprachlichen Repertoires zur Verfügung steht, das in seiner Bedeutung einen höheren Grad der Gefühlsintensität ausdrücken würde. So werden unterschiedliche Nuancen der Emotionstiefe nicht mit entsprechenden Gefühlslexemen oder Euphemismen zum Ausdruck gebracht – wie z.B. tief empfundene *Traurigkeit* mit *niedergeschlagen* oder *trostlos* –, sondern die Intensität der Empfindung wird mit Elementen des Grundwortschatzes und in ihrer Funktion eindeutigen Modaladverbien gesteigert, wie etwa *sehr sehr traurig*. Das Emotionsadjektiv *traurig* (und das Modaladverb *sehr*) gehört zum Grundwortschatz des Deutschen, das Lerner schon in der Anfangsphase des Lernprozesses antreffen. Weitere – intensivierende oder reduktive – lexikalische Komponente der Emotionskategorie *Traurigkeit* – wie etwa *wehmütig*, *kummervoll* oder *betrübt* – repräsentieren jedoch gewiss nicht Redemittel, die Lerner im Rahmen des FUs wiederkehrend begegnen. Dementsprechend ist die Anwendung elementarer Wortschatzelemente und transparenter lexikalischer Intensivierungsmittel für Lerner vermutlich der „einfachste Weg“ zur Steigerung der Gefühlsintensität.

4.3. Nervosität: Ein möglicher Transferfehler

Das Vorherrschen bestimmter Elemente des Grundwortschatzes ist in den LPG2-Sprachdaten auch in der Emotionsdomäne *Wut* bemerkbar. Lerner, die ihrer Zielsprache primär im unterrichtlichen Kontext begegnen, machen gehäufte Gebrauch vom Emotionswort *nervös*, als DaF-Sprecher der LPG1. Das Lexem kommt zweifelsohne in den meisten Einführungslehrwerken vor. In diesem Fall ist jedoch zu bedenken, dass *nervös* in den LPG2-Sprachdaten (und in geringerem Maße auch in den LPG1-Äußerungen) verschiedene Emotionskonzepte kodiert: Nämlich *Nervosität* und *Wut*. Diese Beobachtung macht auf eine weitere Fehlermöglichkeit in der Anwendung des L2-Gefühlswortschatzes aufmerksam. Obwohl es anhand der einschlägigen Forschung nicht definierbar ist, ob und inwiefern interlingualer negativer Transfer in der Verwendung des zielsprachigen Gefühlsvokabulars eine Rolle spielt (Willkop 1998: 75), deutet die Sprachproduktion der ungarischen DaF-Lerner der vorliegenden Studie darauf hin, dass L1-Bedeutungsübertragung erfolgen kann, wenn Lerner eine Empfindung verbal in der Zielsprache vermitteln möchten. Das ungarische Äquivalent von *nervös* (*ideges*) drückt nämlich einerseits *Nervosität* aus: *ideges vagyok* (dt. ich bin nervös). Andererseits kann das Lexem auch in Kontexten verwendet werden, wenn

der Sprecher seinen *Ärger/Wut* zum Ausdruck bringen möchte. Dementsprechend ist die Bedeutungsübertragung des L1-Äquivalentes eine mögliche Interpretation der gehäuften Verwendung von *nervös* in der Beschreibung von *Wut* in den LPG2-Berichten. Ferner lassen Äußerungen der LPG2 vermuten, dass ein Emotionswort gelernt werden kann ohne eine konzeptuelle Entsprechung im kognitiven Speicher des Lerners zu bilden (vgl. Dewaele und Regan 2001). Die Verwendung des Lexems *wütend* für die Beschreibung situativer Aspekte deutet darauf hin, dass der DaF-Sprecher formale Merkmale des Wortes internalisiert hat bzw. auf der Bedeutungsebene eine erregende Emotionskategorie damit assoziiert, jedoch den konzeptuellen Inhalt (und somit den passenden Verwendungskontext) nicht vollständig erschlossen hat.

4.4. Ich fühle mich über den Wolken: Indirekte Redemittel

Nicht zuletzt sind markierte Unterschiede in der Frequenz indirekter Redemittel zwischen den L1- und L2-Sprachdaten zu erkennen. Ähnlich zu den Ergebnissen in Rintell (1990) setzen Muttersprachler der vorliegenden Studie dreimal so häufig idiomatische Ausdrücke in ihren Aussagen ein, als die befragten DaF-Lerner der Studie. Auf die Frage, wie sich dieses Resultat erklären lässt, kann erneut nur eine hypothetische Antwort gegeben werden. Einerseits wird der Akzent im Rahmen des DaF-Unterrichtes in Ungarn überwiegend auf das Üben und Speichern von Einzellexemen gelegt, Mehrwortzusammensetzungen bzw. Phraseologismen geraten dabei in den Hintergrund (Reder 2009: 101). Andererseits stellen idiomatische Wendungen ebenfalls die Gefahr einer Gesichtsverletzung dar. Z.B. eine falsche metonymisch motivierte Bezeichnung der Emotionserfahrung – wie etwa *ich zitterte vor Traurigkeit* oder *es wurde mir warm um den Magen* – kann nicht nur zu Missverständnissen führen, sondern eine ggf. sehr innige Mitteilung über den Sprecher (oder dem Interlokutor) als sinnwidrig darstellen.

Die eingesetzten idiomatischen „Lernerwendungen“ in den Sprachdaten weisen jedoch auf bestimmte Fehlertypen in der indirekten L2-Emotionsbeschreibung hin. Die lernersprachlichen Phraseologismen und lexikalischen Konstruktionen fußen teilweise vermutlich auf negativem Transfer aus der L1: Z.B. die Wendung *unter sich sein* spiegelt eine wörtliche Übersetzung des ungarischen Ausdrucks *maga alatt van* (dt. wörtl. ‚er/sie ist unter sich‘) wider. Jedoch kommt in den Lernerwendungen auch intralingualer Transfer zum Vorschein: Hinter dem Ausdruck *sich über den Wolken fühlen* verbirgt sich möglicherweise die metaphorische Interpretation von *Freude* als Schwebestand (siehe Kövecses 2008: 136), die sich im Deutschen z.B. in der Wendung *auf Wolke sieben*

schweben niederschlägt und vermutlich die Grundlage für die lernersprachliche Formulierung bildet.

In den erhobenen Sprachdaten sind jedoch auch Gemeinsamkeiten in den drei Probandengruppen auszumachen. Die Emotionskategorie *Angst* haben sowohl die L1-, als auch die L2-Sprecher des Deutschen überwiegend mit Nominalphrasen sprachlich charakterisiert. Dieses Resultat mag einerseits daran liegen, dass die Kollokation *Angst haben* ebenfalls zum Grundwortschatz des Deutschen gehört und in der frühen L2-Lernphase eingeführt wird. Eine weitere mögliche Interpretation der relativ einheitlichen Sprachproduktion zur Gefühlsdomäne *Angst* ist in der Methodologie der Datenerhebung der vorliegenden Studie verankert. Emotionswörter, die eingesetzt wurden, um emotionsbezogene Selbstberichte zu elizitieren, wurden in der Nominalform vorgelegt. Demzufolge ist es nicht auszuschließen, dass die lexikalische Kategorie der Reizwörter die Sprachproduktion der Probanden zugunsten derselben Wortklasse beeinflusst hat. Dementsprechend sind Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit – insbesondere bezüglich Wortklassenzugehörigkeit – nicht als konklusive Schlussfolgerungen zu deuten.

Die Anzahl der Probanden dieser Studie und das Fehlen vergleichbarer Analysen, die Gefühlsäußerungen im Deutschen aus der Sicht der Lernautsprache evaluieren, erlauben keine unwiderlegbaren Folgerungen. Somit kann die geschilderte Bewertung der Ergebnisse nur hypothetische Erklärungen darstellen und lediglich ein kleines Segment der möglichen Fehlerursachen im Gebrauch des L2-Gefühlswortschatzes behandeln. Da sich eine außerordentliche Komplexität hinter zielsprachigen Gefühlsäußerungen zu verbergen scheint, sind weiterführende einschlägige Arbeiten erforderlich, um weitere Aspekte der L2-Emotionsdarstellung zu bewerten. Die Ergebnisse deuten jedoch darauf hin, dass die verbale Darstellung gefühlsgeladener Erfahrung in der Zielsprache einen „Knackpunkt“ im Lernprozess bilden kann und sie dementsprechend didaktische Aufmerksamkeit erfordert. Die Förderung normgerechter Ausdrucksweisen der Emotionserfahrung im Fremdsprachenunterricht ist unter mindestens einem Gesichtspunkt besonders relevant: Die Fähigkeit, über Emotionen zu sprechen ist ein inhärenter Teilbereich der kommunikativen Kompetenz. Da die kommunikative Kompetenz in der L2 bekanntlich das Ziel des Fremdsprachenunterrichtes ist, gehört die effektive Förderung der verbalen Emotionsdarstellung in der Zielsprache zu den grundlegenden Aufgaben des institutionellen Sprachunterrichtes. Die Grundlage, auf der eine solche Förderung erzielt werden kann, ist eine genaue Kenntnis der Unterschiede im Gebrauch emotionsbezeichnender Ausdrücke zwischen L1- und L2-Sprechern, da diese uns ermöglichen, Schwierigkeiten von Fremdsprachenlernern zu benennen und sie gezielt zu beheben.

5. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit setzte sich zum Ziel, lernersprachliche Gefühlsäußerungen ungarischer DaF-Lerner kontrastiv zu ermitteln. Dabei wurde die Hypothese aufgestellt, dass *DaF-Lerner, die die Möglichkeit haben, ihre L2 in natürlichen Interaktionen im Zielland bzw. mit Muttersprachlern zu verwenden, Emotionen kompetenter versprachlichen als Lerner, die ihre Fremdsprache primär im gesteuerten Unterricht gebrauchen*. Da die Verknüpfung zwischen Sprache und Emotion bekanntlich vielfältig ist, erfolgte zunächst die Eingrenzung des Forschungsgegenstandes und die Differenzierung der sprachlichen Realisationsebene von Emotionen. Dabei wurde der Frage nachgegangen, welche verbalen Mittel die Funktion erfüllen, die innere Verfassung des Sprechers zum Ausdruck zu bringen. Als theoretische Grundlage für die Formulierung der Hypothese dienten kontrastiv-linguistische Erkenntnisse, die darauf hindeuten, dass Sprachen in ihren sprachinternen Eigenschaften des verbalen Emotionsausdrucks bedeutende Unterschiede auf der lexikalischen Ebene aufweisen können. Obwohl die einschlägige Literatur keine etablierten Arbeiten zum deutsch-ungarischen Vergleich zur Verfügung stellt, konnte diese Schlussfolgerung mittels öffentlicher Korpora und Wörterbucheinträge auch im Bezug auf dieses Sprachpaar bestätigt werden.

Um die Ausgangshypothese der vorliegenden Arbeit zu prüfen, wurden emotionsbezogene Äußerungen von ungarischen DaF-Lernern bzw. Muttersprachlern des Deutschen erhoben. Die Datenerhebung erfolgte mittels Videoszenen, die jeweils eine emotionsgeladene Situation abbildeten bzw. mithilfe vorgelegter Gefühlslexemen, die eingesetzt wurden, um gefühlsbeschreibende Selbstberichte zu elizitieren. Die Auswertung der Sprachdaten hat teilweise die Annahme bestätigt, dass DaF-Lerner, die auch außerhalb des L2-Unterrichtes in natürlichen Kontexten in der Zielsprache interagieren, Emotionszustände kompetenter versprachlichen, als L2-Sprecher, die Deutsch primär in unterrichtlichen Kommunikationssituationen einsetzen. Diese Feststellung wurde insbesondere durch das Gesamtvorkommen und die Anzahl verwendeter Emotionsausdrücke unterstützt. Eine weitere Differenz konnte in der Frequenz emotionsbezeichnender Redemittel in senderbezogenen Berichten bzw. im Einsatz sprachlicher Modifizierungsmittel der Steigerung und Abtönung festgestellt werden. Es ist in den Ergebnissen zu erkennen, dass DaF-Lerner mit wenig natürlichem Kontakt zur L2 einen höheren Direktheitsgrad in ihren Aussagen anstreben. Die Analyse ausgewählter Emotionskategorien ergab Unterschiede in der sprachlichen Kodierung der Emotionsdomäne *Wut* zu Gunsten der DaF-Sprecher, die Deutsch auch außerhalb des institutionellen Kontextes verwenden. Mit Hinblick auf die Auswertung der Wahl lexikalischer Kategorien

konnte im Bezug auf nominale, adjektivische und verbale Benennungsformen kein wesentlicher Unterschied zwischen den Probandengruppen festgestellt werden. Die Ergebnisse der Analyse erlauben jedoch die Schlussfolgerung, dass idiomatische Bezeichnungen der Emotionalität in beiden DaF-Gruppen signifikante Differenzen zu muttersprachlichen Verwendungstendenzen indirekter Redemittel aufweisen. Sowohl unter quantitativem, als auch unter qualitativem Aspekt scheint die ermittelte lernersprachliche Verwendung indirekter Sprachelemente erheblich von der zielsprachigen Norm abzuweichen.

Die Interpretation der Ergebnisse führte zu der Schlussfolgerung, dass die Aufgabe des Fremdsprachenunterrichtes insbesondere darin besteht, einen realitätsnahen und authentischen Aneignungs- und Verwendungskontext für die zielsprachige Emotionslexik zu schaffen. Die kontextgebundene Thematisierung des L2-Gefühlswortschatzes im Rahmen des DaF-Unterrichtes würde dazu beitragen, dass die in der vorliegenden Analyse zum Vorschein kommenden Fehlerquellen erkannt und effektiv behandelt werden können. Die im vorliegenden Aufsatz geschilderten Ergebnisse dienen als Grundlage für weiterführende Analysen, die sich der Frage widmen, welche Abweichungen und Fehlerursachen in der zielsprachigen Interaktion über Emotionen zu erkennen sind. Einschlägige Arbeiten würden nicht nur das Forschungsinteresse der Fremdsprachenerwerbsforschung mit einer bislang relativ unerkundeten Perspektive ergänzen, sondern auch eine solide Grundlage für Vorschläge für den DaF-Unterricht im Bezug auf die effektive Vermittlung und Verwendung emotionsbezogener L2-Lexik bilden. Empirisch gestützte Erkenntnisse sind für die Entwicklung adäquater Unterrichtsmaterialien, die die normgerechte verbale Emotionsrealisation im Deutschen als Fremdsprache fördern, von besonderer Bedeutung.

Bibliografie

- Barron, Anne (2003): *Acquisition in Interlanguage Pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Dewaele, Jean-Marc (2008): The emotional weight of *I Love you* in multilinguals' languages. *Journal of Pragmatics* 40. S. 1753–1780.
- Dewaele, Jean-Marc und Aneta Pavlenko (2002): Emotion Vocabulary in Interlanguage. *Language Learning* 52(2). S. 263–322.
- Dewaele, Jean-Marc und Vera Regan (2001): The use of colloquial words in advanced French interlanguage. In: Susan H. Foster-Cohen und Anna Nizegorodcew (Hrsg.): *EUROSLA Yearbook*, Vol. 1. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. S. 51–67.
- Ekman, Paul (1994): All Emotions are Basic. In: Paul Ekman und Richard J. Davidson (Hrsg.): *The Nature of Emotion*. New York/Oxford: Oxford University Press. S. 15–19.
- Eőry, Vilma (2007): *Értelmező szótár* („Bedeutungswörterbuch“). Budapest: Tinta Könyvkiadó.

- Foolen, Ad (1997): The expressive function of language: Towards a cognitive semantic approach. In: Susanne Niemeier und René Dirven (Hrsg.): *The Language of Emotions. Conceptualization, Expression and Theoretical Foundation*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. S. 15–31
- Fussell, Susan R. und Mallie M. Moss (1998): Figurative Language in Emotional Communication. In: **Susan R. Fussell und Roger J. Kreuz (Hrsg.): *Social and Cognitive Approaches to Interpersonal Communication***. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates. S. 113–141.
- Fraser, Bruce (2005): Whither Politeness. In: Robin T. Lakoff und Sachiko Ide (Hrsg.): *Broadening the Horizon of Linguistic Politeness*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. S. 65–83.
- Fries, Norbert (1995): Emotionen in der Semantischen Form und in der Konzeptuellen Repräsentation. In: András Kertész (Hrsg.): *Sprache als Kognition - Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis*. Frankfurt: Peter Lang. S. 139–181.
- Gibbs, Raymond W. Jr., John S. Leggett und Elizabeth A. Turner (2002): What's Special about Figurative Language in Emotional Communication? In: Fussell, Susan R. (Hrsg.): *The Verbal Communication of Emotions: Interdisciplinary perspectives*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates. S. 125–149.
- Goddard, Cliff (2002): Explicating Emotions across Languages and Cultures: A Semantic Approach. In: Fussell, Susan R. (Hrsg.): *The Verbal Communication of Emotions: Interdisciplinary perspectives*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates. S. 19–53.
- Harden, Theo und Dietmar Rösler (1981): Partikeln und Emotionen. Zwei vernachlässigte Aspekte des gesteuerten Fremdsprachenerwerbs. In: Harald Weydt (Hrsg.): *Partikeln und Deutschunterricht. Abtönungspartikel für Lerner des Deutschen*. Heidelberg: Julius Groos Verlag. S. 67–80.
- Hessky, Regina (2007): *Magyar-német kézisótár* („Ungarisch-deutsches Handwörterbuch“). Szeged: Grimm Kiadó.
- Johnson, Samuel (1905): The Life of Cowley. In: G. B. Hill (Hrsg.): *Lives of the English Poets*. Oxford: Clarendon Press.
- Konstantinidou, Magdalene (1997): *Sprache und Gefühl. Semiotische und andere Aspekte einer Relation*. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Kagan, Jerome (1994): On the Nature of Emotion. In: Nathan A. Fox (Hrsg.): *The Development of Emotion Regulation. Biological and Behavioral Considerations*. Monographs of the Society for Research in Child Development 59. Chicago: The University of Chicago Press. S. 7–24.
- Kövecses, Zoltán (2008): The Conceptual Structure of Happiness. In: Heli Tissari, Anne Birgitta Pessi und Mikko Salmela (Hrsg.): *Happiness: Cognition, Experience, Language*. COLLeGIUM: Studies across Disciplines in the Humanities and Social Sciences, Vol. 3. Helsinki: Helsinki Collegium for Advanced Studies, University of Helsinki. S. 131–143.

- Kövecses, Zoltán (2002): Emotion Concepts: Social Constructionism and Cognitive Linguistics. In: Fussell, Susan R. (Hrsg.): *The Verbal Communication of Emotions: Interdisciplinary perspectives*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates. S. 109–123.
- Kövecses, Zoltán (2000): *Metaphor and Emotion. Language, Culture, and Body in Human Feeling*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kövecses, Zoltán (1995): Anger: Its language, conceptualization and psychology in the light of cross-cultural evidence. In: John R. Taylor und Robert E. MacLaury (Hrsg.): *Language and the Cognitive Construal of the World*. Berlin: Mouton de Gruyter. S. 181–196.
- Kövecses, Zoltán (1990): *Emotion Concepts*. New York: Springer Verlag.
- Matsuki, Keiko (1995): Metaphors of anger in Japanese. In: John R. Taylor und Robert E. MacLaury (Hrsg.): *Language and the Cognitive Construal of the World*. Berlin: Mouton de Gruyter. S. 137–149.
- Mees, Ulrich (1990): *Die Struktur der Emotionen*. Göttingen et al.: Hogrefe Verlag für Psychologie.
- Mesquita, Batja und Nico H. Frijda (1992): Cultural variations in emotions: A Review. *Psychological Bulletin* 112. S. 179–204.
- Pavlenko, Aneta (2008): Emotion and emotion-laden words in the bilingual lexicon. *Bilingualism: Language and Cognition* 11(2). S. 147–164.
- Pavlenko, Aneta und Viktoria Driagina (2007): Russian Emotion Vocabulary in American Learners' Narratives. *The Modern Language Journal* 91(2). S. 213–234.
- Pavlenko, Aneta (2005): *Emotions and Multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pohl, Kerstin (2003): *Emotionsbezogene Gespräche im Deutsch als Fremdsprache Unterricht. Welchen Raum erhält das Aussprechen von und über Emotionen? Antwortsuche anhand einer Lehrwerkanalyse*. Magisterarbeit, Philipps Universität Marburg. Online Dokument: <<http://www.dgss.de/fileadmin/Publikationen/Examensarbeiten/0003-pohl.pdf>> Abgerufen am 25.03.2013
- Reder, Anna (2009): Aktuelle Herausforderungen der Wortschatzdidaktik. In: Ilona Feld-Knapp (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Sprachdidaktische Überlegungen zu Wortschatz und Textkompetenz*. Budapest: UDV. S. 101–128.
- Rintell, Ellen M. (1990): That's Incredible: Stories of Emotion Told by Second Language Learners and Native Speakers. In: Robin C. Scarcella, Elaine Andersen und Stephen D. Krashen (Hrsg.): *Developing Communicative Competence in a Second Language*. New York: Newbury House. S. 75–94.
- Schwarz-Friesel, Monika (2007): *Sprache und Emotion*. Tübingen/Basel: A. Francke Verlag.
- Schwerdtfeger, Inge Christine (1997): Der Unterricht Deutsch als Fremdsprache: Auf der Suche nach den verlorenen Emotionen. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 24(1). S. 587–606.
- Vester, Heinz-Günter (1991): *Emotion, Gesellschaft und Kultur. Grundzüge einer soziologischen Theorie der Emotionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Wierzbicka, Anna (1999): *Emotions Across Languages and Cultures: Diversity and Universals*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wierzbicka, Anna (1998): "Sadness and "anger" in Russian: The non-universality of the so called "basic human emotion". In: Elzbieta Tabakowska und Angeliki Athanasiadou (Hrsg.): *Speaking of Emotions: Conceptualizations and Expression*. Berlin: Mouton de Gruyter. S. 3–28.
- Wierzbicka, Anna (1992): *Semantics, Culture and Cognition. Universal Human Concepts in Culture-Specific Configurations*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Willkop, Eva-Maria (1998): „Ach, du verstehst mich nicht!“ – Emotionalität funktional gesehen. In: Armin Wolff und Dietrich Eggers (Hrsg.): *Lern- und Studienstandort Deutschland. Emotion und Kognition. Lernen mit neuen Medien*. Heft 47. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache. S. 66–80.

Korpora:

- Magyar Nemzeti Szövegtár*. Ungarisches Nationalkorpus. Ungarische Akademie der Wissenschaften. Institute für Linguistik. Budapest. Online Ausgabe. <http://corpus.nytud.hu/mnsz/secret/szovegtar_hun.html#> Abgerufen am 20.03.2013
- COSMAS II*. (Corpus Search, Management and Analysis System). Institut für Deutsche Sprache (IDS). Mannheim. Online Ausgabe. <<https://cosmas2.idsmannheim.de/cosmas2-web/menu.registration.login.do>> Abgerufen am 20.03.2013

Internetquellen:

- Duden – Deutsches Universalwörterbuch* (2006). Online Ausgabe. <<http://www.duden.de>> Abgerufen am 23.01.2013
- Zitat von Paul Valéry. <<http://zitate.woxikon.de/gefuehl/871>> Abgerufen am 02.04.2013

Zoltán Csörgő (Budapest)

Getrennt durch die gemeinsame Sprache. Der plurizentrische Ansatz im DaF-Unterricht

0. Einleitung

In meinem Beitrag setze ich mich mit der praktischen Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes im DaF-Unterricht auseinander bzw. erläutere damit verbundene Herausforderungen und offene Fragen. Im Spannungsfeld des Dreiecks zwischen Lehrwerken, Lehrenden und Lernenden werde ich exemplarisch an diversen Fragestellungen die Möglichkeiten und Schwierigkeiten eines plurizentrischen Deutschunterrichts (in Ungarn) zeigen.

Den nachfolgenden Ausführungen werden folgende Prämissen zugrunde gelegt:

- (i) Deutsch ist eine Sprache, die in der Sprachwissenschaft plurizentrisch konzeptualisiert ist (de Cillia 2006:51), mit (mindestens) drei gleichwertigen Standardvarietäten, die den nationalen Vollzentren – Deutschland, Österreich und der Schweiz – zugeordnet werden können (Ammon/Bickel/Ebner 2004:18), und deren standardsprachliche Eigentümlichkeiten in Nachschlagewerken und Wörterbüchern kodifiziert sind. Neben den Vollzentren des Deutschen gibt es auch sogenannte Halbzentren, wie Liechtenstein, Luxemburg, Südtirol und Ostbelgien, die über keinen eigenen Sprachkodex verfügen (Ammon 1995:391). Nationale Standardvarietäten können in regionale Substandards unterteilt werden. Das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland umfasst etwa drei großräumige regionale Gebrauchstandards (Knipf/Berend 2001).
- (ii) Trotz der Variation zwischen den einzelnen Standardvarietäten ergibt sich für DaF-Lernende kein unüberschaubares Lernpensum, weil zum plurizentrischen Basiswissen auch gemeindeutsche Konstanten dazugehören (Hägi 2007:10), die in allen Standardvarietäten gleich sind und bei aller Varianz überwiegen. Mit Varietäten sind also nicht nur Unterschiede, sondern immer auch das Gemeinsame gemeint (Hägi 2006b:280).
- (iii) Dialekt und Standardsprache können in der Mitte und im Südosten des deutschen Sprachraums, in den Regionen des Dialekt-Standard-Kontinuums (Ammon 1995:198) nicht immer scharf voneinander abgegrenzt werden.

Der Sprachgebrauch dieser Gebiete ist von einem fließenden Übergang zwischen standardsprachlichen und dialektalen Strukturen geprägt.

- (iv) Wenn Deutschlernende in möglichen Kommunikationssituationen Muttersprachlern aus dem deutschsprachigen Raum begegnen, so werden es in jedem Fall Sprecher sein, die irgendeine Varietät des Deutschen gebrauchen. Das in Deutschland von Modellsprechern gesprochene Standarddeutsch ist auch *eine* Varietät des Deutschen.
- (v) Auch wenn die nationalen Varietäten als gleichwertig und gleichberechtigt gelten, stehen sie in einem asymmetrischen Verhältnis (Ammon 1995:484ff) zueinander, was teils auf das Bewusstsein der Bewohner der Sprachzentren, teils auf folgende Fakten zurückgeführt werden kann: Unterschiede in den Einwohner- und Sprecherzahlen, Unterschiede in der Größe des jeweiligen Varietätengebiets, Vorstellungen von der sprachlichen Dominanz des deutschen Zentrums, größere Funktionsbreite des deutschen Standarddeutsch und die zusätzliche Überschätzung dieser Funktionsbreite, der größere Umfang des deutschländischen Sprachkodexes.
- (vi) Die Ende der 80er Jahre für den Landeskundeunterricht entwickelten ABCD-Thesen enthielten in These 12 eine explizite Forderung: „Die Vielfalt von regionalen Varietäten der deutschen Sprache stellt eine wichtige Brücke zwischen Spracherwerb und Landeskunde dar. Diese Vielfalt darf nicht zugunsten von einheitlichen Normen (weder phonologisch, noch lexikalisch, noch morphologisch oder syntaktisch) aufgegeben, sondern soll für die Lernenden am Beispiel geeigneter Texte und Materialien erfassbar werden“ (ABCD-Thesen 1990:61). Aus den ABCD-Thesen erwuchs einige Jahre später das DACH(L)-Konzept, das zur allmählichen Etablierung des plurizentrischen Ansatzes im DaF-Unterricht geführt hat (Hägi 2006a:30).
- (vii) Der plurizentrische Ansatz erfasst bei konsequenter Umsetzung alle Aspekte des DaF-Unterrichts: Lehrinhalte, Didaktik und Methodik, Konzeption von Lehrwerken und Lehrmaterialien, Leistungsbeurteilung, Prüfen und Testen, und nicht zuletzt auch die Lehreraus- und -weiterbildung (de Cilia 2006:59), also nicht nur „episodisch eingestreute Kuriositäten“ und „Alibi-Lektionen über Österreich und die Schweiz (Bönzli 2009:10), wie dies zu Beginn der Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes in den Lehrwerken der 90er Jahre der Fall war.
- (viii) Lehrwerke sind aus der Sicht der methodisch-didaktischen Forschung (Funk 2004:42) *sui generis* defizitär: Sie sind zur aktuellen Lernsituation zeit- und ortsfremd, behindern zumeist die Lernerorientierung und Lernerautonomie und haben oft zu wenig Bezug zu den realen Sprachverwendungssituationen. Der Machbarkeit eines allumfassenden Lehrwerks sind praktische (finanzielle, redaktionelle) Grenzen gesetzt (Bönzli

2009:12f). Lehrwerke können niemals den Ansprüchen aller Lernenden und Lehrenden gerecht werden und müssen ständig ergänzt und angepasst werden.

1. Lernerorientierung

Eine kommunikative und interkulturelle Landeskundevertretung (Feld-Knapp 2012:24) arbeitet mit authentischen Materialien, stellt die Welt in ihrer Komplexität dar und berücksichtigt auch die sprachliche Vielfalt der deutschsprachigen Regionen, wobei auch der Verarbeitung von persönlichen Erlebnissen genug Zeit eingeräumt wird. Komplexität, Vielfalt und Authentizität bieten eine nahezu endlose Auswahl an Möglichkeiten für eine bessere Lernerorientierung (Krumm 2012:57) in einem Unterricht, wo Materialien speziell für die Lerngruppen konzipiert sind und auf die individuellen Erwartungen und Interessen der Lernenden Rücksicht genommen wird. Dies setzt in der Unterrichtsplanung eine genaue und ständige Bedarfsorientierung und die Ermittlung von Wünschen und subjektiven Erlebnissen der Lernenden voraus.

Für die Vermittlung der nationalen Varietäten ergeben sich aus der Perspektive der Lernerorientierung zunächst zwei große Lernergruppen, deren plurizentrische Schwerpunktsetzung stark voneinander abweichen sollte:

a) Lernende mit allgemeinen Sprachlernzielen, jedoch mit keinen konkreten Sprachverwendungszielen in der nahen Zukunft

Zu dieser Gruppe gehören vor allem Lernende, die im Schulwesen ihre Pflichtstunden in einer Fremdsprache absolvieren, oder auch Sprachlernende, die aus eigenem Interesse oder für eine spätere (zunächst nicht klar definierte) Sprachverwendung die Sprache lernen. Bei dieser Gruppe steht oft zunächst die Vorbereitung auf das Abitur oder auf eine Sprachprüfung im Mittelpunkt des Lernprozesses.

Das *Hauptaugenmerk* in der Plurizentrik sollte hier auf der Vermittlung eines möglichst breiten Spektrums an Varietäten liegen. Da es nicht klar ist, in welchen Situationen und gegenüber welchen Sprechern der Lernende die Sprache später noch gebrauchen wird, sollten alle Standardvarietäten regelmäßig thematisiert und wiederholt angesprochen werden, um der Selbstverständlichkeit des Nebeneinanders gleichwertiger Varietäten Rechnung zu tragen.

Die *Anlassbezogenheit* ermöglicht auch in solchen Gruppen die kurzfristige Vor- und Nachbereitung von aktuellen Erlebnissen der Lernenden (Städtereisen, Urlaube, Klassenfahrten, Austauschprojekte etc.) und die Bearbeitung einer konkreten Varietät.

**b) Lernende mit einem konkreten Sprachverwendungsziel
(in der nahen Zukunft)**

Zu dieser Gruppe gehören Lernende, die das Sprachenlernen mit einem konkreten Sprachverwendungsziel beginnen (oder fortsetzen), und sich in relativ kurzer Zeit ein zielgerechtes sprachliches Instrumentarium aneignen möchten. Es handelt sich zum Beispiel um Lernende, die sich auf einen Studienaufenthalt im Ausland vorbereiten, in einem deutschsprachigen Land arbeiten möchten oder in Ungarn bei einer deutschen, österreichischen oder schweizerischen Firma tätig sein wollen.

Das *Hauptaugenmerk* liegt hier auf dem konkreten Sprachverwendungsziel und wird stark von der *Anlassbezogenheit* des Lernziels geprägt. Die dem Verwendungsziel am meisten entsprechenden regionalen Varietäten sollten im Mittelpunkt stehen.

An einem konkreten Beispiel wird dies noch deutlicher: Wenn jemand nach drei Monaten intensiver Lernzeit in der Gastronomie oder im Gesundheitswesen in Österreich tätig sein wird, sollten Hörtexte mit Sprechern aus Österreich und varietätentypische Vokabeln (z.B. Feuchtblattern, Wimmerl, Ordination, Ordinationshilfe – Kipferl, Semmel, Marille, Beisl etc.) größere Priorität genießen. Das Gleichgewicht von einem umfassenden Varietätenspektrum sollte sich dann zugunsten der Zielvarietät verschieben. Teilweise ist in diesen Gruppen eine gleichzeitige fach- oder berufssprachliche oder lebensweltliche Orientierung in der jeweiligen Varietät auch schon auf einem relativ niedrigen Sprachniveau erforderlich.

Für die Gruppen a) und b) sind angesichts der Lernziele und Rahmenbedingungen unterschiedliche Unterrichtsmaterialien erforderlich. Die meisten Lernenden durchlaufen im Laufe ihrer Lernbiografie verschiedenen Phasen, idealerweise korrespondieren diese Phasen am Anfang mit den Bedürfnissen und Zielen der Gruppe a). Später – wenn sich konkrete Kommunikationsbedürfnisse abzeichnen – wechseln viele Lernende in die Gruppe b). Es finden sich jedoch zahlreiche Beispiele dafür, dass (vor allem erwachsene) Lernende bereits am Anfang ihres Sprachstudiums klare Ziele formulieren und in relativ kurzer Zeit diese auch erreichen wollen oder müssen.

Als Teil der Lernerorientierung kann auch die Umsetzung einer *Lernortorientierung* eine wichtige Stütze bei der Auswahl und Erstellung von Unterrichtsmaterialien bieten. Nicht nur im deutschsprachigen Raum kann es sinnvoll sein, sich an den Varietäten am Lernort und in seinem Umkreis zu orientieren. Es macht also „in Ungarn Sinn, österreichisches Deutsch zu vermitteln, während in Frankreich deutschländische und schweizerische Varietäten bevorzugt werden sollten“ (Czinger 2009:20f), wobei auch eine Lernerorientierung für

Dialekte bei Umgangsvarietäten mit einer größeren Reichweite vernünftig sein kann. Eine konsequente Lernorientierung sollte in westungarischen Regionen beispielsweise die Nähe zu Österreich auf jeden Fall berücksichtigen.

2. Plurizentrische Sprachkompetenz, Varietätenkompetenz, (innere) Mehrsprachigkeit

Sprachkenntnisse und Kompetenzen, die mit den nationalen Standardvarietäten des Deutschen zusammenhängen, können unter den weiter gefassten Begriff der Varietätenkompetenz eingereiht werden, die neben den nationalen Standards auch andere Dimensionen des Varietätengefüges (Löffler 2005:79) und die Kenntnisse über Soziolekte, Dialekte, Mediolekte, Situolekte, Alterssprachen etc. umfasst. Diese Varietätenkompetenz schließt im Allgemeinen folgende Bereiche ein:

a) *Metasprachliches Wissen*: das Wissen um die Heterogenität der Sprache und um das gleichberechtigte Nebeneinander von Sprachgebrauchsformen. Der Aufbau eines solchen Wissens erfordert im Unterricht einen reflektierten Umgang mit sprachlicher Variation und eine größere Sensibilität bei der Bewertung von Fehlern (Knipf/Berend 2006:173). Im Zentrum steht die Frage, was wann wo und unter welchen Bedingungen sprachlich angemessen ist. Dazu sind vor allem ein differenziertes Normbewusstsein und die Vermeidung der dekontextualisierten Wahrnehmung und Vermittlung von sprachlichen Einheiten notwendig (Csörgő 2011:118). Zu diesem Wissen gehört auch das Bewusstsein darüber, dass es in den deutschsprachigen Ländern unterschiedliche Realisierungsformen der Höflichkeit und unterschiedliche sprachliche Routinen gibt (vgl. Csörgő 2007:47ff).

b) *Produktive Kompetenzen*: In der Fachliteratur herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass Lernende des Deutschen als Nicht-Muttersprachler einen Normstandard erlernen sollten, der einen breiten Kommunikationsradius hat und die Verständigung mit Muttersprachlern in unterschiedlichen Regionen ermöglicht (Hernig 2005). Man übersieht geflissentlich, dass dieser Normstandard nicht variationsfrei sein darf. Die produktive Beherrschung von Varietäten betrifft vor allem den Bereich der Lexik und Pragmatik. Wie viel lexikalische Variation der Unterricht in der Tat verträgt, sollte jeweils lernerorientiert, je nach Lerngruppe und Lernziel beantwortet werden. Bei der produktiven Ausspracheschulung sollte allerdings die zu erwerbende Aussprache immer eine Aussprache sein, die eine erfolgreiche Kommunikation in unterschiedlichen Situationen in allen deutschsprachigen Ländern ermöglicht, ohne sich dabei ausschließlich auf den in Deutschland üblichen Aussprachestandard festzulegen (Csörgő 2011:116). In den grammatischen Kompetenzen (Morphologie und Syntax) *kann* die punktuelle

Variation ein Thema im Unterricht sein, in der Sprachproduktion der Lernenden *sollte* sie allerdings immer akzeptiert werden. Zum Beispiel in Österreich korrekt: ‚Ich habe auf das Telefon vergessen‘, ‚Ich bin im Schlamm gesteckt‘, ‚Wir wohnen am Land‘, ‚etwas liegt am Boden‘ (Ebner 2008:44). Was in Österreich als korrektes Deutsch gilt, muss auch in Ungarn als solches gelten. Bei einem inkonsequenten Gebrauch von Varianten lohnt sich – statt Fehlerkorrektur – eine reflektierte Zuordnung der Varianten zu den einzelnen Varietäten.

c) *Rezeptive Kompetenzen*: Während Lernende bei der Sprachproduktion mit weniger Varianten auskommen, kann die fehlende Kenntnis von regionalen Varietäten zu erheblichen Kommunikationsproblemen führen, wenn sie auf Muttersprachler treffen (Spiekermann 2007). Daher sollten Lernende – vor allem in Kenntnis späterer Sprachverwendungssituationen – unterschiedliche Aussprachen bewusst reflektieren (Koeppel 2010:89f) und mit einem breiten Spektrum an „Hörbildern“ vertraut gemacht werden. Durch die Reflexion der varietätkonstitutiven Elemente von authentischem Sprachmaterial ist ein solides Varietätenbewusstsein für alle Sprachebenen aufzubauen, und eine breitere Wahrnehmungstoleranz zu entwickeln (Studer 2002): „Ein toleranter Umgang mit den Standardvarietäten im Bereich der rezeptiven Kompetenzen ist primär die Voraussetzung dafür, dass sich die Lernenden in verschiedenen Situationen (beim interaktiven Sprechen ebenso wie beim Hör- und Hörsehverstehen) so verhalten können, dass sie nicht irritiert sind.“

Für die Entwicklung der Varietätenkompetenz kann auch die *Mehrsprachigkeit* der Lernenden in mehrfacher Hinsicht instrumentalisiert werden. Im fremdsprachlichen Deutschunterricht ist die elementare Bedeutung des Mehrsprachigkeitsansatzes im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts zunehmend erkannt worden (Feld-Knapp 2012:25). Für das Lehren und Lernen von Deutsch als Zweit-, Dritt- oder Viertsprache forderte auch die Resolution des Internationalen Deutschlehrerverbandes aus dem Jahr 2001 (siehe Anhang) ein Mehrsprachigkeitskonzept mit speziellen Lehrplänen. Für eine Vertiefung und ein besseres Verständnis der plurizentrischen Sprachbetrachtung bedeutet dies nichts weniger als die Berücksichtigung bereits gelernter oder gleichzeitig gelernter Sprachen (Boócz-Barna 2013). Da in Ungarn neben Deutsch mehrheitlich Englisch als Fremdsprache gelernt wird, bieten sich hier Vergleiche mit dem plurizentrischen Charakter der englischen Sprache an. Hierzu fehlen in Ungarn noch entsprechende Unterrichtshilfen zur Bewusstmachung.

Ein solches Herangehen wäre umso dringlicher und nützlicher, als ein plurizentrischer Charakter des Ungarischen für Erklärungen der Variabilität des Deutschen nicht herhalten kann. Dies hängt vor allem mit dem Faktum zusammen, dass die *innere Mehrsprachigkeit* (Wandruszka 1979) der verschiedenen Sprachen unterschiedliche Ausprägungen zeigt. Für DaF-Lernende in Ungarn ist es

zunächst einmal eine wichtige Erfahrung, dass sie einer Sprache begegnen, die ein ganz anderes Varietätenspektrum aufweist als ihre Muttersprache: „Sie halten die Variation des Deutschen, wenn sie sie erfahren, für ziemlich ungewöhnlich“ (Knipf/Berend 2006:162). Ein markanter Unterschied zeigt sich beispielsweise in den Dialekten und regionalen Varietäten: Dialekte unterlagen in Ungarn in den letzten Jahrzehnten einem weitgehenden Schwund (Büky 2002:241) und entwickelten sich im 20. Jahrhundert dahingehend, dass der Dialektgebrauch heute selbst für Dialektsprecher zunehmend mit einem sozialen Stigma behaftet ist (Kiss 2002:8), was zu einer Verdrängung und Modernisierung dieser Varietäten und ihrer Angleichung an weiträumigere Umgangssprachen geführt hat. Im deutschsprachigen Raum ist dagegen die dialektale Variabilität bis heute stärker ausgeprägt und hat beispielsweise in Österreich unter funktionalem Aspekt einen ganz anderen Stellenwert als die ungarischen Dialekte (Csörgő 2007:53f).

3. Sensibilisierung für den kritischen Umgang mit Lehrwerken

Da Lehrwerke oft für eine breite Zielgruppe im In- und Ausland konzipiert werden, erfordern sie einen souveränen Umgang (Hägi 2006a:128) seitens der Lehrperson. Um eine wissenschaftlich und didaktisch angemessene Behandlung der nationalen Varietäten im Unterricht zu ermöglichen, ist es sinnvoll, Lehrende auf eventuelle Mängel der verwendeten Lehrwerke hinzuweisen und Gefahren aufzudecken, „die es bei der Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes anzugehen bzw. zu beachten gilt“ (Hägi 2006a:146ff). Da es das perfekte Lehrwerk für jede Art der Lernerorientierung nicht geben kann, kommt es vielmehr darauf an, Mangelhaftes zu korrigieren und Fehlendes zu ergänzen. Der Umgang mit guten oder aber auch sprachdidaktisch durchaus kritikwürdigen Lehrbuchsequenzen im Unterricht soll im Folgenden anhand konkreter Beispiele erläutert werden. Die folgenden Analysen sollen helfen, den geschulten Blick von Lehrenden für Fallen, unzulässige Pauschalierungen, aber auch für verborgene Möglichkeiten zu schärfen.

a) Ein Landeskunde-Quiz

In einem Trainingsbuch zur Vorbereitung auf das ungarische Abitur befindet sich folgendes Landeskunde-Quiz mit 14 Fragen zum Ankreuzen (Somló 2006:113). Die nationalen Varietäten und Varianten sind im Buch vorher nicht eingeführt worden, die Aufgabe bietet eine Möglichkeit, sich im landeskundlichen Rahmen mit der regionalen Variabilität auseinanderzusetzen. Die Fragen 5) und 9) konzentrieren sich auf lexikalische Unterschiede im Sprachgebrauch, auf die hier deshalb ausführlicher eingegangen wird:

Wo man Deutsch spricht ... ein kleines Quiz. Markieren Sie das Land (D: Deutschland, A: Österreich, CH: Schweiz, L: Liechtenstein), auf das die Aussage zutrifft.				
	D	A	CH	L
...				
5) Der Velofahrer, ein Ausläufer der Konfiserie Müller, trug eine Hutte und erlitt deshalb beim Sturz Verletzungen“. In welchem Land erschien dieser Unfallbericht in der Zeitung?				
...				
9) Hier kann man Marillen, Apfelsinen, Kipfel und Semmeln kaufen.				

Zu Frage 5: Der Zeitungsbericht enthält vier Lexeme, die aufgrund ihres Verbreitungsradius eine Beantwortung der Frage erleichtern und eine Thematisierung des Sprachgebrauchs in der Deutschschweiz ermöglichen. Im Variantenwörterbuch (Ammon/Bickel/Ebner 2004) findet man zu den inkriminierten Lexemen folgende Zuordnung:

Velofahrer	<i>CH</i>	Konfiserie	<i>CH</i>
Hutte	<i>CH-west</i>	Ausläufer	<i>CH (veraltend)</i>

Es muss hier allerdings offen bleiben, ob der in Frage stehende Zeitungsbericht nicht auch in Liechtenstein hätte erscheinen können. Die systematische Erschließung von spezifischen nationalen Sprachvarianten in Liechtenstein gehört noch zu den Forschungsdesiderata. Eine Analyse von liechtensteinischen Zeitungstexten (Ammon 1995:394f) hat nur wenige spezifisch liechtensteinische Sprachvarianten erbracht, „dagegen eine beträchtliche Zahl von Helvetismen von denen manche ... sogar spezifisch schweizerisch wären“, spezifische Austriazismen und Teutonismen konnten in den untersuchten Texten nicht festgestellt werden. Es erscheint daher weniger sinnvoll, das nationale Halbzentrum Liechtenstein hier als Antwort anzubieten. Dadurch wird nämlich der Unterschied zu Vollzentren mit eigenen Sprachkodizes verwischt, außerdem können Lehrende in Ermangelung einer eindeutigen Antwort bei der Beantwortung der Frage leicht an die Grenzen ihrer Kompetenz stoßen und somit vollkommen grundlos überfordert werden.

Zu Frage 9: Noch schwieriger als bei Frage 5 gestaltet sich die Beantwortung dieser Frage. Während ‚Marille‘, ‚Kipferl‘ und ‚Apfelsine‘ noch eindeutig einem der deutschsprachigen Länder zuordnen lassen, zeichnet das Variantenwörterbuch zum Wortfeld ‚Semmel‘ ein viel komplizierteres Bild:

Marille	A	Aprikose	CH D
Apfelsine	D/nord-/mittel	Orange	A CH D-süd

(Gebäckstück in gebogener Form aus Blätterteig bzw. aus einem Teig aus Hefe):

Kipferl	A	Gipfeli	CH
Hörndl	D-südost	Hörnchen	D

(kleines rundes oder längliches aus Brotmehl hergestelltes Gebäck):

Semmel	A/D nordwest/südost	Brötchen	D nord/mittel
Laibchen	A	Weckerl	A
Brötli	CH	Bürli	CH
Rundstück	D-nordwest (bes. Hamburg)	Weggen	CH
Schrippe	D-nordost (bes. Berlin)	Wecken	D-südwest

Bei ‚Marille‘ und ‚Semmel‘ werden noch weitere Facetten der regionalen Variation (Frequenz, Verbreitungsradius etc.) deutlich, die in einer weiterführenden Übung zur Aufgabe berücksichtigt werden könnten.

- (i) Laut Variantenwörterbuch spielt ‚Marille‘ „in der österreichischen Küche eine wesentlich größere Rolle als ‚Aprikose‘ in der deutschen und Schweizer Küche“, dies erklärt auch die große Zahl von Zusammensetzungen mit Marille (Marillengeist, Marilleröster, Marillenstrudel etc.).
- (ii) ‚Semmel‘ ist ein Wort, an dem deutlich wird, dass regionale Varianten an den Landesgrenzen nicht immer „haltmachen“ und der Terminus nationale Variante und eine entsprechende Zuordnung nur zu einem Land nicht in jedem Fall hieb- und stichfest ist. Erkenntnisse der dialektgeografischen Forschung können solche Phänomene teilweise erklären helfen. Den Lehrenden sollte daher bei der Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes nicht nur die Trennung der nationalen Standardvarietäten, sondern auch immer die Vorstellung von einem nahtlosen Ineinandergreifen der regionalen und dialektalen Varietäten vorschweben, die von den nationalen Varietäten überdacht werden, wobei es durchaus möglich ist, dass ein

staatsgebietsübergreifender Dialekt von verschiedenen Standardvarietäten überdacht wird (Ammon 1995:4) und daher regionale Umgangssprachen an beiden Seiten der Grenze große Ähnlichkeiten aufweisen.

Aufgrund der geschilderten Zuordnung der untersuchten Wörter zu den einzelnen (regionalen und nationalen) Standardvarietäten des Deutschen kann die Frage 9) in keiner Weise befriedigend beantwortet werden: Das Wort ‚Apfelsine‘ scheint überhaupt aus der Reihe zu tanzen, das Wort ‚Semmel‘ ist außerhalb Österreichs auch in anderen deutschsprachigen Ländern gebräuchlich.

Aus didaktischer Sicht können also beide Fragen in der vorliegenden Form im Unterricht ohne Korrektur nur bedingt nutzbringend eingesetzt werden. Sie verwischen durch Verallgemeinerungen und ein starres Schubladendenken gerade die Phänomene der regionalen Variation, auf die sie vermutlich aufmerksam machen sollten.

b) Dialoge auf dem Markt

Im Band 1 des Lehrwerks *Ja, genau!* befindet sich zu einem Dialog auf dem Markt folgende Randnotiz (Abbildung 1) zur Illustration des Wortschatzes, auf einem größeren Schaubild ist bei den Bezeichnungen für Obst und Gemüse auch ihre Verbreitung in den deutschsprachigen Ländern angegeben (Böschel/Giersberg/Hägi 2010:39):



Abbildung 1

Zu einem abgedruckten Dialog auf dem Markt (auch als Hörtext vorhanden) animiert das Lehrwerk die Lernenden, den Dialog nachzuspielen und dabei die verkaufte Ware und die Preis- und Mengenangaben zu variieren. Die Lernenden können mithilfe des dargestellten Wortschatzes für die Plurizentrik sensibilisiert werden. Diese Art der Präsentation der Vokabeln bietet genügend Spielraum, je nach den Interessen der Lernenden oder den Zielen des Unterrichts unterschiedliche plurizentrische Schwerpunkte herauszuarbeiten. *Ja, genau* setzt auch im ganzen Band auf eine solche Präsentationsweise und unterstützt damit die Lehrperson, das Bewusstsein für den plurizentrischen Charakter der deutschen Sprache über längere Zeit wach zu halten.

Dass im Beispiel der plurizentrische Ansatz nicht hundertprozentig umgesetzt wird, zeigt sich an dem Wort ‚Tüte‘, das im Variantenwörterbuch in der Bedeutung ‚(größere) Tasche aus Papier, Plastik oder Stoff für den Transport von Einkäufen‘ als Teutonismus (Ammon 1995:330ff) markiert ist. Damit Teutonismen – die nur in Deutschland gebräuchlich sind – von gemeindeutschen Konstanten getrennt werden können, wäre ihre Kennzeichnung in Lehrbüchern und/oder im Unterricht durchaus wünschenswert, auch wenn dies bis heute nur Wunschenken geblieben ist.

c) Die Wurst – wienerisch

‚Die Wurst – wienerisch‘ ist ein Text (Abbildung 2) aus dem Lehrwerk *KONTAKT* Band 1, Kursbuch (Maros 2009:84.) mit metasprachlichem informativem Charakter neben dem Foto eines Würstelstandes, darunter ein Schaubild (Abbildung 3) mit Lebensmitteln und einer Liste mit Austriazismen, die den Abbildungen zugeordnet werden sollen.

<p>1. Die Wurst – wienerisch</p> <p>In Österreich isst man auch sehr gern Wurst. Besonders in Wien gibt es viele Würstelstände. Hier isst man gern Frankfurter (in Deutschland sagt man Wiener oder Wiener Würstchen), Käsekrainer (das ist Wurst mit Käse) oder ein Paar Debreziner. Die klassische Wurst ist aber die Burenwurst, die auch Klobasse heißt – wienerisch <i>Hasse</i>. Woher der Name kommt? Die Wiener sagten früher am Würstelstand: „A Hasse“. Die „Hasse“ – „eine heiße Wurst“ schmeckt am besten mit Senf und Scherzl. Scherzl, Debreziner, Klobasse... Wir haben viele Wörter gemeinsam!</p>	
---	--

Abbildung 2



Abbildung 3

Der Text und die Abbildung bieten einen spezifischen Zugang zu österreichischen Varietäten (Dialekt und Standard) aus der ungarischen Perspektive und auch wichtige Anknüpfungspunkte für die Vernetzung von Kenntnissen diverser Wissensbereiche wie (Fremd)Sprachen, Geschichte und Geografie. Lexeme österreichischer Varietäten werden sowohl mit deutschländischen als auch mit ungarischen Lexemen kontrastiert. Die Anspielung auf einen gemeinsamen ungarisch-österreichischen Wortschatz „Wir haben viele Wörter gemeinsam“ ist ein wichtiger Impuls für den Unterricht, der bei unvorsichtiger Bearbeitung doch auch Anlass zu oberflächlichen Verallgemeinerungen geben kann.

Der Gleichklang der Wörter im Text und in der Abbildung sollte *uns* (Österreicher und Ungarn) nicht darüber hinwegtäuschen, dass die mentalen Repräsentationen und die prototypischen Vorstellungen, die diese Wörter aktivieren, in den beiden Sprachgemeinschaften (bei den Sprechern) sehr unterschiedlich sein können und bei noch so großer semantischer Überschneidung unterschiedliche Denotate in der außersprachlichen Wirklichkeit bezeichnen. Prototypen (Schwarz/Chur 2004:48f) bilden wichtige Orientierungspunkte, so etwas wie eine Art repräsentative Standardbedeutung, die durch hohe Relevanz und Frequentialität in einer Gesellschaft gekennzeichnet ist. Prototypen sind soziokulturell geprägt, bedeutungskonstitutiv und in ihrer Ausprägung kultur- und erfahrungsbedingt (Fraas 2011:8). Dass bei den Prototypen Kulturbedingtheit sogar wichtiger ist als Sprachbedingtheit, lässt sich auch an einem Beispiel belegen (Hägi 2006a:93): „Während Österreicher und Deutsche mit Fondue in der Regel ein Fleischfondue meinen, verstehen Deutschschweizer in der Regel ein Käsefondue.“ Das Grundwort ‚Fondue‘ ist offensichtlich mit unterschiedlichen prototypischen Vorstellungen besetzt.

Durch Prototypen können auch DaF-Lernende in Ungarn leichter die Welt (miss)verstehen. Dass ‚Nockerln‘ und ‚nokedli‘ (oder auch ‚galuska‘) sehr verschiedene Speisen sein können, zeigt eine einfache Foto- und Rezept-Recherche im Internet (Klößchen, kleinere Teigfetzen, Teigtaschen, geschabt, gehobelt, gepresst, süß oder eher herzhaft zubereitet, als Beilage oder als Süßspeise). Ein ähnlich komplexes Bild entsteht bei den Wörtern ‚Klobasse‘ und ‚kolbász‘, die voneinander abweichende Positionen in den unterschiedlich strukturierten Wortfeldern der Fleisch- und Wurstwaren in den einzelnen deutschsprachigen Ländern und in Ungarn einnehmen. Man denke nur an die deutschen Entsprechungen und Übersetzungsprobleme bei den ungarischen Wörtern ‚kolbász‘, ‚virslí‘, ‚hurka‘, ‚szafaládé‘. Es kann ein interessantes Unterfangen für den Unterricht sein, hier neben der semasiologischen auch die onomasiologische Betrachtungsweise von Lexemen zu Hilfe zu holen und mit den Lernenden nicht nur anzuschauen, was diese Wörter bedeuten, sondern auch exemplarisch zu prüfen, welche Denotate sie in der außersprachlichen Wirklichkeit bezeichnen. Ein solches Vorgehen kann mehr praktischen Aufschluss über die kulturbedingten Unterschiede geben als jedes Wörterbuch oder Lehrbuch.

Ähnlich klingende Wörter können auch insofern gefährlich sein, als ihre polysemen Bedeutungsstrukturen einander nicht hundertprozentig entsprechen und in bestimmten Bedeutungen bei weitem nicht als „gemeinsame“ Wörter anzusehen sind. Das Wort ‚Faschirtes‘ hat laut DUDEN-online zwei Bedeutungen: „1. Hackfleisch, 2. aus Hackfleisch hergestellte Speise“. Das ungarische Wort ‚fasírt‘ korrespondiert jedoch nur mit der zweiten Bedeutung.

Aus der Analyse der Beispiele in KON-TAKT wird deutlich, dass Sprache die Welt unterschiedlich kategorisiert und Sprecher einer Sprache oder mehrerer Sprachen verschiedene Vorstellungen von den Mitgliedern einer Kategorie haben. Dass hinter der plurizentrischen und regionalen Vielfalt des Deutschen auch eine historisch gewachsene kulturell-landeskundliche Vielfalt steckt, kann anhand von solchen Beispielen im Unterricht leichter bewusst gemacht werden.

4. Plurizentrische Fehlerkorrektur? Eine wichtige Lehrerkompetenz.

Eine Fragebogenuntersuchung zum reflexiven Wissen zur sprachlichen Variation unter 124 Deutschlehrern (Knipf/Berend 2006:164f) ergab, dass die Veränderlichkeit und Vielfalt des Deutschen den meisten Lehrenden bewusst ist, und dass sie den Erwerb alltagspraktischer Kenntnisse für wichtig halten, „um die Schüler auf die Sprachwirklichkeit vorzubereiten“. Zugleich waren die meisten Befragten (96%) dafür, das Thema Variation erst auf einer Fortgeschrittenenstufe und keineswegs bei den Anfängern zu thematisieren. Es wurden auch zahlreiche

Bedenken geäußert, wie viel Variation wie unterrichtet werden sollte und wie und unter welchen Bedingungen varietätenspezifische Abweichungen korrigiert werden sollten.

Dass hier viel Unklarheit herrscht, zeigte sich auch bei einer Mini-Umfrage (Csörgő 2010) unter 32 Mittelschullehrern in Budapest. Am meisten hat die Schweizer Standardvarietät die Befragten polarisiert: Etwa ein Drittel der Befragten würde in einer formellen Textsorte (z.B. Beschwerdebrief) Varianten der Schweizer Standardvarietät als Fehler anstreichen (z.B. Grüsse statt Grüße, ausser statt außer, Advokaturbüro statt Anwaltsbüro, Altwohnung statt Altbauwohnung, Automobilist statt Autofahrer). Es ist ein weiterer Beleg dafür, dass über regionalsprachlich akzeptable Varianten im nicht-deutschsprachigen Ausland (und nicht nur dort) oft nicht sehr realitätsnahe Vorstellungen herrschen (Fandrych 2010:182).

Wenn man den plurizentrischen Ansatz im nicht-deutschsprachigen Ausland (so auch in Ungarn) im Deutschunterricht konsequent umsetzt und die Lernenden mit möglichst vielen regionalen und nationalen (Standard)Varietäten vertraut macht, kann man auf der anderen Seite schwer argumentieren, dass man die schriftlichen und mündlichen Äußerungen der Lernenden ausschließlich nach den Regeln des geschriebenen Standarddeutsch in Deutschland korrigiert. Bei der Korrektur von Fehlern sollte man sich daher von der althergebrachten Sprachvorstellung verabschieden, dass Sprachgebrauchsformen immer entweder richtig oder falsch sind: Zweckmäßiger wäre eine soziolinguistisch fundierte Sprachbetrachtung, die dabei helfen kann, „in der Vielfalt der Sprache diejenigen Formen zu finden, die am jeweiligen Ort, in der jeweiligen Kommunikationssituation und dem jeweiligen Kommunikationspartner gegenüber angemessen sind“ (Elspaß/Maitz 2007:525).

Ohne Normen und Regeln ist das Erlernen einer Fremdsprache undenkbar, sie dürften aber „– nicht nur im DaF-Unterricht, sondern auch überall darüber hinaus – die real existierende Varianz innerhalb der Standardvarietät nicht vernachlässigen“ (Elspaß/Maitz 2009:65).

Wenn nationale und regionale Varietäten im Unterricht anhand authentischer Materialien in Wort und Schrift regelmäßig thematisiert werden, wird es den Lernenden kaum zuzumuten sein, dass sie sich in ihrer Sprachproduktion in Sachen Aussprache, Lexik und Grammatik durchgehend an einer Varietät orientieren und verschiedene Standardvarietäten nicht miteinander mischen. Selbst Muttersprachler begegnen durch ihre Mobilität und sozialen Kontakte tagtäglich mehreren Varietäten, wodurch Unsicherheiten, Zweifelsfälle (Elspaß/Maitz 2007:518) oder sogar Mischformen im konkreten muttersprachlichen Sprachgebrauch entstehen können. Im Fremdsprachunterricht im nicht-deutschsprachigen Ausland lässt sich oft auch kein authentischer Kontext simulieren, in

dem der Kommunikationspartner oder die Situation die Verwendung bestimmter regionaler standardsprachlicher Sprachgebrauchsformen gegenüber anderen regionalen standardsprachlichen Formen rechtfertigen würden. Es heißt im Umkehrschluss jedoch nicht, dass man durch Bewusstmachung nicht versuchen sollte, spezifische (nicht gemeindeutsche) Sprachgebrauchsformen der regionalen und nationalen Standardvarietäten als solche zu etikettieren und zu reflektieren, was auch bei der Besprechung und Auswertung von Lernertexten und Äußerungen erfolgen kann (ohne dabei von Fehlern zu sprechen).

5. Schlussbemerkungen

a) Wie viel Varietäten der Deutschunterricht braucht, sollten Lehrende und Lernende gemeinsam bestimmen. Lehrende haben eine wichtige Verantwortung, das Thema sprachliche Variation im Unterricht in angemessener Form in den Raum zu stellen und eine entsprechende Auseinandersetzung damit überhaupt erst zu ermöglichen, damit Lernende ihre individuellen Wünsche artikulieren können. Die Ermittlung von Lernerinteressen und Lernzielen erfordert ein professionelles Know-how, das als fester Bestandteil der Lehrerbildung die Qualität und Bedarfsorientierung des Fremdsprachenunterrichts generell verbessern kann. Diese Art von Professionalität (Feld-Knapp 2012:186) besteht über die Berufsorientierung hinaus auch in einer Wissenschaftsorientierung, also in der Fähigkeit, sich fortzubilden und Offenheit für Neues zu zeigen. Dies ist umso wichtiger, als in den letzten zehn Jahren wichtige linguistische und didaktische Publikationen und Nachschlagewerke entstanden sind, die die praktische Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes erleichtern.

b) Bei einer konsequenten plurizentrischen Lerner- und Lernortorientierung wird man sich unmöglich auf ein einziges Lehrwerk verlassen können, das alle notwendigen plurizentrischen Texte und Übungen bereithält. Lehrwerke sollten eher als „soziales Drehbuch“, als „Script zur Organisation eines phantasievollen sozialen Miteinanders“ (Funk 2004:43) verwendet werden, Lehrende sollten immer ein wachsames Auge darauf haben, dass das jeweilige Angebot des Lehrwerks lernergerecht und bedarfsorientiert weitergedacht und korrigiert wird, und sprachliche Vielfalt möglichst entlang klarer Begrifflichkeiten und frei von verwirrenden Vereinseitigungen sprachangemessen vermittelt wird. Die Analyse von Beispielen hat gezeigt, dass es nicht nur darauf ankommt, das optimale Lehrwerk für Lernende auszuwählen. Es ist mindestens so wichtig, für die Lernenden das Beste aus dem Lehrwerk herauszuholen.

c) In einem plurizentrisch orientierten Deutschunterricht spiegelt sich die regionale Heterogenität, die für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz

(Hägi 2006a:114ff) unerlässlich ist, nicht nur in der Auswahl und Präsentation des sprachlichen Materials wider, sondern auch darin, dass eine Heterogenität auch in den schriftlichen und mündlichen Äußerungen der Lernenden akzeptiert wird, was wiederum ein kontinuierliches Reflektieren und ein Umdenken in den Fehlerkorrekturen erforderlich macht.

Literatur:

- ABCD-Thesen zur Rolle der Landeskunde im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch 3/1990
- ABCD-Thesen zur Rolle der Landeskunde im Deutschunterricht. – In: Deutsch als Fremdsprache, Leipzig, Heft 5/1990, S. 306 ff.
- Ammon, Ulrich / Bickel, Hans/Ebner, Jakob [u. a.] (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: das Problem der nationalen Varietäten. Berlin: de Gruyter
- Boócz-Barna, Katalin (2013): Überlegungen zur transferbasierten Reflexion im Unterricht des Deutschen als zweite Fremdsprache. „Archäologie meiner Wörter“ In: DUfU-Deutschunterricht für Ungarn. Ungarischer Deutschlehrerverband, Budapest
- Böscherl, Claudia / Giersberg, Dagmar / Hägi Sara (2010): Ja, genau! Deutsch als Fremdsprache. Kurs- und Übungsbuch. A1 Band1. Berlin: Cornelsen Verlag.
- Büky László (2002): Kiss Jenő (szerk.): Magyar dialektológia: In: Magyar Tudomány, MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA FOLYÓIRATA, 2002/2. szám (recenzió)
- Csörgő, Zoltán (2007) Ausztria. In: Hidasi Judit (szerk.): Kulturák@kontextusok.kommunikáció, Budapest: Perfekt Kiadó. S. 45-54.
- Csörgő, Zoltán (2010): A szociolingvisztikai kompetencia a német, mint idegen nyelv oktatásában. A nyelvi változatok oktatásmódszertani megítélésének vizsgálata magyarországi németnyelv-tanárok körében. (PhD- szemináriumi dolgozat, kézirat)
- Csörgő, Zoltán (2011): Auch in Ungarn brauchen wir ein DACHL überm Kopf – Sprachliche Variation und Varietäten im Deutschunterricht. In: DUfU- Deutschunterricht für Ungarn. Ungarischer Deutschlehrerverband, Budapest.
- de Cillia, Rudolf (2006): Varietätenreiches Deutsch. Deutsch als plurizentrische Sprache und DaF-Unterricht. In: Krumm, H.-J./ Portmann-Tselikas, P. (Hrsg.): Begegnungssprache Deutsch – Motivation, Herausforderung, Perspektiven. Innsbruck-Wien-Bozen: Studien Verlag: 51-65.
- Czinger, Christine (2009): Österreichische Varietäten in der DaF/DaZ-Lehrerbildung. Argumente für einen plurizentrischen DaF/DaZ-Unterricht mit Umsetzungsvorschlägen und konkreten Beispielen aus der Unterrichtspraxis. Manuskript, Universität Wien & Katholische Péter-Pázmány-Universität, Juli 2009. http://homepage.univie.ac.at/christine.czinger/pdf/czinger_oe-dt-daf-daz_juli2009.pdf (gesichtet am 09.04.2013)

- Ebner, Jakob (2008): Duden: Österreichisches Deutsch. Eine Einführung von Jakob Ebner. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Elspaß, Stephan – Maitz, Péter (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* (München) 34.5, 515–526.
- Elspaß, Stephan – Maitz, Péter (2009) Sprache, Sprachwissenschaft und soziale Verantwortung – wi(e)der Sick. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* (München) 36.1, 53–75.
- Fandrych, Christian (2010), Grundlagen der Linguistik im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. In: Hans- Jürgen Krumm; Christian Fandrych; Britta Hufeisen & Claudia Riemer (Hg.) *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Vollst. Neubearbeitung, Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 19, Berlin etc.: de Gruyter, 173-188.
- Feld-Knapp, Ilona (2012): Deutsch als Fremdsprache: Von der Sprachlehre zur wissenschaftlichen Disziplin. In: *Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer in Ungarn* (Hrsg. Ilona Feld-Knapp), *Cathedra Magistrorum*, Typotex Kiadó-Eötvös-József-Collegium., Budapest, pp. 17-53
- Fraas Claudia (2011): Frames – ein qualitativer Zugang zur Analyse von Sinnstrukturen in der Online- Kommunikation. In: *Job, Barbara/Mehler, Alexander/Sutter, Tilman (Hg.) (2011): Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke. VS-Verlag, Wiesbaden.* http://www.medkom.tu-chemnitz.de/mk/downloads/Fraas_Frames.pdf (gesehen am 09.04.2013)
- Funk, Hermann (2004): Qualitätsmerkmale von Lehrwerken prüfen – ein Verfahrensvorschlag. In: *Babylonia - Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen* Nr. 3, 41 – 47
- Hägi, Sara (2006a): *Nationale Varietäten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache.* Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Hägi, Sara (2006b): Aber bitte richtig mit Sahne, Rahm oder Schlag(ober). Voraussetzungen für eine adäquate Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes im DaF-Unterricht. In: *Mehrsprachigkeit in Europa: Erfahrungen, Bedürfnisse, Gute Praxis.* Bolzano: Tagungsband. 273-285.
- Hägi, Sara (2007), „Bitte mit Sahne/Rahm/Schlag: Plurizentrik im Deutschunterricht“, in: *Fremdsprache Deutsch, Heft 37/2007: Plurizentrik im Deutschunterricht*, 5-13.
- Hernig, Marcus (2005): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung.* Wiesbaden.
- Kiss Jenő (2002): *Dialektológia és nyelvtudomány: hagyomány és korszerűség.* In: *Magyar nyelvjárások.* 40. Debrecen. 3-20.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (Hrsg.) (2001): *Regionale Standards. Sprachvariationen in deutschsprachigen Ländern.* Budapest-Pécs: Dialóg Campus Kiadó. 162 S.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (2006): “Weil die Gegenwartssprache von der Standardsprache abweicht...” – Sprachliche Variation als Herausforderung für den Deutschunterricht in Osteuropa. In: *Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht.* Frankfurt/Main: Lang, S. 161-174.

- Koepfel, Rolf (2010): Deutsch als Fremdsprache – Spracherwerblich reflektierte Unterrichtspraxis. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren
- Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. 3., überarbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt.
- Maros, Judit (2009): KON-TAKT. Lehrbuch 1. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Schwarz, Monika / Chur, Jeanette (2004): Semantik. Ein Arbeitsbuch. Tübingen: Gunter Narr Verlag. 4., aktual. Auflage
- Somló Katalin (2006): Abitaining Mittelstufe. Kursbuch mit CD, Nemzeti Tankönyvkiadó, Budapest
- Studer, Thomas (2002). Dialekte im DaF/DaZ-Unterricht? Ja, aber. Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz. Linguistik online 10(1).
- Wandruszka, Mario (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. Stuttgart: Kohlhammer.

Resolution:

Resolution des Internationalen Deutschlehrerverbandes, nach der XII. Internationalen Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer 2001: http://www.idvnetz.org/publikationen/resolution_mehrsprachigkeit_idt_luzern2001.htm

Rezensionen

— |

| —

— |

| —

Barkhoff, Jürgen; Heffernan, Valerie (Hrsg.): Schweiz schreiben: Zur Konstruktion und Dekonstruktion des Mythos Schweiz in der Gegenwartsliteratur. Berlin et al.: De Gruyter, 2010. 321 S.

Der Mythos *Schweiz* eignet sich zweifelsohne gut zur Veranschaulichung der unvermeidbaren Erosion von Mythen. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurden in der Schweiz mit besonderer Intensität Identitätsdiskussionen geführt. Diese Selbstverständigungsdebatten lösten Entmythologisierungprozesse und auch neue Mythenbildungen aus. Mehrere Jahre könnten durchaus als *anni horribiles* bezeichnet werden, als „Schreckensjahre“ also, in denen zentrale Schweiz-Mythen zerstört wurden. 1989 kam die über vierzig Jahre andauernde geheimpolizeiliche Überwachung der Schweizer Bevölkerung ans Licht („Fichenskandal“), und in demselben Jahr entzogen Ereignisse wie der Fall der Berliner Mauer und das Ende des Kalten Krieges der Schweiz die Grundlage für die Idee der bewaffneten Neutralität. Die Vorstellung von einer demokratischen, neutralen und humanitären Traditionen verpflichteten Schweiz wurde in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ohnedies im Zuge der Entdeckung von Nazi-Raubgold, der Schweizer Flüchtlingspolitik und der Rüstungsindustrie – die Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg wurde erst 1996 aufgestellt – in Frage gestellt. Ein weiterer Wendepunkt ist das Jahr 2001: Es war das Jahr des Swissair Grounding, der Brandkatastrophe im Gotthard-Tunnel und des Amoklaufes im Zuger Kantons-

parlament. Diese traumatischen Ereignisse erschütterten nationale Mythen wie jene von der wirtschaftlichen Effizienz, der Zuverlässigkeit, der Sicherheit und der Bürgernähe der Schweiz gewaltig. Selbstreflexionen und die damit verbundenen Prozesse der Ent- oder Remythologisierung fanden nun in einer breiteren Öffentlichkeit statt – im Unterschied zu den 1950er und 60er Jahren, in denen sich dies auf den Schweizer Literaturbetrieb und seine exemplarischen Repräsentanten Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt beschränkte.

Mythen sind auf Revision durch aktualisierende, konkurrierende Deutungen angewiesen. Wie oben bereits erwähnt, zeigt sich die Fragilität nationaler Identitätskonstruktionen in Umbruchssituationen am besten. Mythen wirken diesbezüglich integrativ und affirmativ: Gegebenenfalls sichern diese für eine Erinnerungsgemeinschaft nationale Identität, historische Kontinuität, politische Legitimation und Handlungsorientierung; wenn sie jedoch von Gegenmythen subvertiert werden, müssen Identitäten diskursiv neu verhandelt werden. In der Schweiz war das Distinktionsbedürfnis, der Legitimationsdruck aufgrund sprachlicher und konfessioneller Heterogenität immer größer als in anderen Staatsgebilden, deren innerer Zusammenhalt selbstverständlicher erschien. Trans-

nationale Wechselwirkungsprozesse mit dem angrenzenden deutschen, italienischen und französischen Kulturraum führten im Fall der mehrsprachigen, plurikulturellen „Willensnation“ Schweiz zu eigenartigen Spannungen, die zur kritischen Revision von Grenzziehungen und Mythenbildungen führten. Im vorliegenden Band wird ein Einblick in die Dynamik der Mythologisierung gewährt, wobei der Hauptakzent auf der Rolle von Literatur im Prozess der Konstruktion sowie der reflexiven, kritischen Fort- und Umschreibung von Mythen liegt. Im Band sind die Beiträge der Tagung „Mythos Schweiz. Zur Konstruktion und Dekonstruktion des Schweizerischen in der Gegenwart“ versammelt, die 2006 an den Germanistischen Abteilungen der National University of Ireland Maynooth und des Trinity College der University of Dublin stattgefunden hat. Zu den Teilnehmern gehörte auch Adolf Muschg – die anderen Autoren des Bandes sind mit wenigen Ausnahmen Schweizer und Irische Germanisten. Ihre Aufsätze behandeln sieben thematische Schwerpunkte: *Schweizer Literatur, Alpen, Eidgenossenschaft, Sonderfall, Multikulturalität, literarischer Gegendiskurs und Irland*, wobei in letzterem Kapitel Kulturkontakte und literarische Wechselbeziehungen zwischen den beiden „Inseln“ Schweiz und Irland näher betrachtet werden.

Der Begriff „Mythos“, der der Tagung mit dem Titel „Mythos Schweiz“ zugrunde liegt, wird in der Einleitung

der beiden Herausgeber Jürgen Barkhoff und Valerie Heffernan ebenso ausgeführt wie im Beitrag von Peter von Matt. Im Gegensatz zu einer reduktionistischen Verwendung eines modischen Begriffs – in der Formel „Mythos versus Wahrheit“ kommt dies etwa zum Ausdruck – weisen die Autoren darauf hin, dass Mythen keinesfalls entlang der Dichotomie von *wahr* und *falsch* zu beurteilen sind. Mythen können nämlich ihre anfangs erwähnte Funktion erfüllen – d.h.: Identität und Orientierung stiften und Komplexität reduzieren –, wenn sie Wahrheit als „erlebte Gewissheit“ (von Matt) produzieren. Stirbt diese Funktion ab, so wird der Mythos nicht einfach als „unwahr“ angesehen, sondern als Ergebnis seiner Revision fortgeschrieben. In jedem Kapitel des Bandes wird die Dynamik von Mythosnarrationen erläutert: Die Mythen der Nation stifteten und erhielten die Identität der „Willensnation“ Schweiz im neuzeitlichen „Nation Building“, wurden aber brüchig und mussten (müssen) von alternativen, innovativen Erzählungen abgelöst werden.

Besonders auffällig sind die erwähnten Prozesse der Re- und Dekonstruktion im Fall von Großen Erzählungen, die national integrativ und von politischer Tagesaktualität sind, so etwa der Mythos „Sonderfall“ und der Mythos „Multikulturalität“. Die Interpretation der „Alpenrepublik“ Schweiz als idyllische Insel des Friedens und als Hort der Freiheit war fast bis in die 1970er Jahre weit verbreitet. Ihre

Wirkmächtigkeit ließ sich auch nach der radikalen Erschütterung des Schweizer Selbstverständnisses als neutralen, demokratischen Musterstaat beobachten, so etwa in den Volksabstimmungen gegen die europäischen Integrationsprozesse 1986 und 1992. Zieht man aber das skandalöse Minarett-Verbot (2009) oder die literarischen Hinterfragungen des Mythos „Sonderfall“ (gemeint sind hier u.a. Adolf Muschgs provokative Reden über seine Heimat) in Betracht, so lässt sich ein Abbröckeln des übersteigert positiven Selbstbildes beobachten: Das Wort „Sonderfall“ wird seither eher negativ konnotiert. Es erinnert – vor allem im Kontext von Globalisierung und Internationalisierung – an eine überkommene Igelmentalität und an Xenophobie, weist auf einen gefährlichen Isolationismus hin oder wird ironisch verwendet. Beispiele für die positive Neubesetzung des Mythos lassen sich dennoch unschwer finden: Der langlebige Diskurs über den europäischen Vorbildcharakter der Schweiz scheint den Mythos „Sonderfall“ neuerdings zu ersetzen oder abzulösen – vielleicht als europafreundliche Neuerzählung. Der Herausgeber Jürgen Barkhoff behandelt in seinem Beitrag gerade dieses Spannungsverhältnis zwischen dem Mythos „Sonderfall“ und der Diskursfigur vom Modellcharakter der Schweiz, deren Föderalismus, Multikulturalität und Verzicht auf jegliche Machtpolitik nicht nur hinsichtlich der europäischen Integrationsprozesse, sondern auch

vor dem Hintergrund des Neuerwachens aggressiver Ethnonationalismen (Balkankonflikt) für vorbildlich erklärt wurde. Das Wort *vorbildlich* ist aber hier weder im Sinne der Verwirklichung utopischer Vorstellungen zu verstehen noch als etwaiger Hinweis auf die Legitimität neuer helvetischer Überlegenheitsgefühle. Vielmehr ist eine „Kultur des Zweifelns“ die Grundlage für die Verbindung des *Mythos Europa* und des *Mythos Schweiz*. Diese ist als Bekenntnis für einen Pluralismus an Wahrheiten zu verstehen, der das Fremde im Eigenen anerkennt. Die damit einhergehende Selbstrelativierung ist innerhalb der mehrsprachigen, föderalistischen Vielfalt der Schweiz stärker vorhanden als in scheinbar „homogeneren“ Nationalkulturen. In seiner Analyse über die Positionen von Altermatt, Bichsel, Laura Wyss und Adolf Muschg kommt Barkhoff im Übrigen zu einem ähnlichen Ergebnis wie jene Theoretiker, die den Zivilisationsbruch Holocaust als gemeinsame europäische Erinnerung, als mögliche Grundlage einer europäischen Identität betrachten. Der provokante und vieldiskutierte Titel des Muschg-Textes *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt* erhält in diesem Kontext ebenso seinen Sinn.

Selbstreflexion oder Selbstkritik sind nicht nur mögliche Voraussetzungen für europäische Identitätskonstruktionen, sondern auch für die Schaffung von Gegenmythen als Inversionen von rein affirmativen, unhinterfragten, manchmal sogar ideologisch überhöhten,

homogenisierenden Abgrenzungs- und Gründungsmythen. Hiermit befinden wir uns aber inmitten eines der *mise en abyme* ähnlichen Prozess der ständigen De- und Rekonstruktion von Bedeutungen, denn Gegenmythen werden auch fortgeschrieben, revidiert. So wird in einem Hauptkapitel des Bandes auch der *literarische Gegendiskurs* als Mythos interpretiert: Die Schweiz-Kritik, die Mythenzerstörung ist nämlich, wie das in der literarischen „Tradition“ des *kritischen Patriotismus* oder in der Denkfigur vom *Diskurs in der Enge* prägnant zum Vorschein kommt, auch ein Schweizer Mythos geworden, von dem sich die jüngste Schriftstellergeneration distanziert. Dass dies jedoch nicht mit einem Verzicht auf die Auseinandersetzung mit der Schweiz gleichzusetzen ist, wird anhand der Texte Ruth Schweikerts, Peter Stamms, Zoë Jennys und Jürg Laederachs gezeigt.

Die Dynamik der Mythosnarrationen und der damit verbundenen Identitätskonstruktionen, ihre Prozessualität und Offenheit, wird in den Beiträgen von Peter von Matt und Michael Böhler im ersten Großkapitel *Mythos Schweizerliteratur* am einleuchtendsten dargelegt. Offensichtlich ist, dass der Mythos Schweiz und der Mythos Schweizerliteratur von einer Inkongruenz zwischen nationaler Identität und sprachlich-kultureller Grenzziehung bestimmt ist. Die Selbstbezüglichkeit des Schweizer Literaturdiskurses, die Intensität der Mythologisierungprozesse, die beson-

ders hohe Dichte der diskursiven Bemühungen um die Rückversicherung der literarischen und politischen Identität des Landes, resultieren daraus, dass die Abgrenzung von den angrenzenden Ländern für diese Diskurse besonders relevant war. Die mythischen Erzählungen und die wissenschaftlichen Diskussionen um die Schweizer Literatur waren im Kontext des neuzeitlichen *Nation Building* bereits so paradox, dass Böhler in Anlehnung an die Umkehrung einer Aussage Terry Eagletons von „*approval in denial*“ spricht. Demzufolge bezog der Schweizer Literaturdiskurs seine Kraft bereits im 19. Jahrhundert daraus, dass die Existenz seines zentralen Gegenstandes in Abrede gestellt wurde. Böhler stellt diesbezüglich die Gretchenfrage „*gibt es sie* (eine „Schweizer Literatur“, P.E.) / *gibt es sie nicht*“, von Matt spricht von einem nationalliterarischen Monster von Loch Ness.

Als Alternative zum ironischen Unterton in Bezug auf allfällige Nationalisierungsbemühungen bieten sich zweierlei Möglichkeiten im wissenschaftlichen Umgang mit Literatur aus /in /über die Schweiz und ihrem Verhältnis von *Nation and Narration* an. Peter von Matt schlägt vor, stark auf die Schweiz bezogene Themen und literarische Handlungsmuster zu untersuchen, die im helvetischen Kontext eine zusätzliche Semantik, eine eigene Bedeutung erhalten. Im Rahmen dieses Ansatzes, der über die traditionelle Motivforschung hinausweisen soll, interpretiert er u.a. die Erfahrung des

Urbanen, das Heimkehrer-Thema oder das Motiv des verfehlten Gemeinschaftshandelns bzw. des schuldhaft handelnden Kollektivs als wiederkehrende Konstante in literarischen Texten aus der Schweiz. Andere Beiträge des Bandes, so z.B. Untersuchungen über die Alpen, die Naturkatastrophen oder die Eisenbahn als Mythos in der Schweizer Literatur führen diesen Ansatz methodisch fort. Michael Böhlers Zugang ist indes ein grundsätzlich anderer: Er versucht das Thema Schweiz, den Mythos Schweiz oder die sog. Schweizer Literatur ausgehend von Foucaults und Giddens' raumsoziologischen Theorien neu zu perspektivieren. In Böhlers Ansatz wird

der Mythos Schweiz zu einem Raum-Mythos: Er fragt nach den Beziehungen zwischen literarischem Text und gesellschaftlich konstruiertem Raum und geht der Frage des *Spacing* der Schweiz im kultursoziologischen Sinn nach. Geht man in diesem Sinn davon aus, dass es die *Schweizer Literatur* gibt, weil diese Resultat des diskursiven Produktionsprozesses eines gesellschaftlichen, geopolitischen und fiktiven Raumes ist, ließen sich in direkter Anknüpfung an das Tagungsthema *Schweiz schreiben* zahlreiche andere Texte neu schreiben – und damit lässt sich letztendlich auch die *Schweiz lesen*.

Eszter Pabis (Debrecen)

Bohušová, Zuzana; Hut'ková, Anita; Malgorzewicz, Anna; Szczek, Joanna (Hrsg.): Translationswissenschaft und ihre Zusammenhänge 4. Dresden-Wroclaw: ATUT-Neisse Verlag, 2011. 201 S.

Der internationale Sammelband „Translationswissenschaft und ihre Zusammenhänge 4“ ist gleichzeitig in zwei wissenschaftlichen Reihen erschienen: einerseits als Band 4 in der Buchreihe „Translationswissenschaft und ihre Zusammenhänge“ (wo auch schon die früheren Bände in den Jahren 2003, 2007 und 2009 in Banská Bystrica verlegt wurden), andererseits als Band 2 der Reihe „Studia Translatorica“, dies in Zusammenarbeit mit der Universität zu Wroclaw. Er trägt auch die Untertitel „The Translation Studies and its Contexts“ sowie

„Badania nad przekładem i ich konteksty“, dies zeugt neben dem interdisziplinären auch vom internationalen Charakter des Bandes. Die insgesamt 14 Beiträge, von denen neben sechs deutschsprachigen je zwei Artikel auf Englisch und Slowakisch, je einer auf Ungarisch, Italienisch, Tschechisch und Polnisch verfasst wurden, sind in fünf thematische Einheiten gegliedert. Aus dem Vorwort geht hervor, dass auch in diesem Band bei den Beiträgen aus Polen, der Slowakei, Serbien, Ungarn, Italien und Taiwan verschiedene Aspekte der Übersetzungswissenschaft

im Mittelpunkt stehen: die fachübersetzerischen, literarischen und didaktischen Zusammenhänge der Übersetzungswissenschaft, sowie Forschungen auf dem Gebiet des Interpreting und der Interpretation. Die Abstracts am Anfang der jeweiligen Beiträge sind – mit einer Ausnahme – auf Englisch verfasst und dienen dem interessierten Leser zur Orientierung. Aus Gründen fehlender Sprachkenntnissen werden hier in erster Linie deutsche und ungarische Studien rezensiert.

Im ersten Kapitel werden grundlegende Fragen der Fachübersetzung unter die Lupe genommen. Dem Aufsatz von Annette Đurović muss man unbedingt Aufmerksamkeit schenken: Sie stellt in ihrem Beitrag die Forschungsfragen sowie die Ergebnisse ihrer Studie vor, in der sie anhand ausgewählter Texte des Aufenthaltsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Serbien die Problematik der Äquivalenz und der Adäquatheit in der Rechtsterminologie der Europäischen Union und außerhalb untersucht. Nach der Darlegung verschiedener Äquivalenztypen stellt die Autorin fest, dass die oben genannten Rechtstexte aufgrund ihrer Angehörigkeit zu verschiedenen Rechtsordnungen nicht äquivalent sind, nicht äquivalent sein können. Daraus folgend werden dann Begriffe wie ‚Adäquatheit‘, ‚Vergleichbarkeit‘, ‚Nulläquivalenz‘ näher erläutert. Anhand deutscher aufenthaltsrechtlicher Termini sowie ihrer serbischen Entsprechungen werden die drei Stufen bei der Auffindung von

vergleichbaren zielsprachlichen Begriffen tabellarisch dargestellt.

Ebenfalls einer Frage der Fachübersetzung widmet sich Artur *Dariusz Kubacki*, er untersucht die Übersetzungsfehler bei der Übersetzung des Begriffs ‚Erbschein‘ ins Polnische.

In seiner Arbeit über „Metaphern, Metaphernmodelle und metaphorische Abbildungsstereotypen im Vergleich und in der Übersetzung“ stellt *Lew N. Zybatow* die Ergebnisse seines Forschungsprojektes „Kollektive Forschungswelten“ dar. Nach der Klärung theoretischer Fragen zum universellen oder kulturspezifischen Wesen der Metaphern wendet sich der Autor der Frage ihrer Übersetzbarkeit zu. Abhängig von der Funktion einer jeweiligen Metapher bietet Zybatow auch eine Auswahl an relevanten Übersetzungsverfahren an. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen dabei die metaphorischen Abbildungsstereotypen einer Sprach- und Kulturgemeinschaft, die im Aufsatz interdisziplinär, vor allem jedoch aus der Sicht der Translatologie näher vorgestellt werden.

Kapitel 2 enthält Studien zu Fragen des Dolmetschens (Interpreting) sowie der Interpretation. Der Beitrag von *Zuzana Bohušová* widmet sich der Frage der gegenseitigen Abhängigkeit von Neutralität und Neutralisierung, die sich auch als die Problematik der Neutralisierung bei der Markiertheit der Ausgangstexte (z.B. durch vulgäre, politisch unkorrekte oder in der Zielkultur nicht akzeptierbare Merkmale) durch den Übersetzer stellt. Dabei

unterscheidet sie eindeutig zwischen dem bewussten Neutralisieren als Dolmetsch-Strategie sowie der Nivellierung. Die Autorin plädiert dafür, dass die berufsethische Forderung nach einer vollständigen Wiedergabe des Ausgangstextes lediglich als Ideal angesehen werden kann. Anhand alltäglicher Konfliktsituation werden die Quellen jener psychischen Belastung erläutert, denen ein Dolmetscher in dieser Situation ausgesetzt sein kann. Im zweiten Beitrag des zweiten Kapitels, „Arte e traduzione“ geht *Flavia Cardone* anhand der Werke von Sophie Calle das Verhältnis von Kunst und Übersetzung ein.

Kapitel 3 befasst sich mit dem literarischen Aspekt der Translatologie und enthält insgesamt sechs Arbeiten. *Márton Beke* beschreibt im Rahmen der tschechischen Literatur in Ungarn den Kampf zwischen zwei Sprachen, gefolgt von *Michal Harpáň*, der die Selbstübersetzungen von drei Dichtern aus dem Serbischen ins Slowakische untersucht. Im Beitrag von *Anita Hut'ková* stehen die Übersetzungsverfahren, die bei der Übertragung literarischer Texte aus dem Ungarischen ins Slowakische durchgeführt werden, vor allem die antonyme Übersetzung im Mittelpunkt.

Józef Jarusz beschäftigt sich am Beispiel polnischer Sprichwörter im Dänischen mit der literarischen Qualität in der Übersetzung. Dabei geht er von Faktoren wie Sprach- und Kulturkontakt und der sozio-kulturellen Einbettung eines Ausgangstextes aus.

In seiner Vergleichsanalyse sucht er anhand von Sprichwörtern als Übersetzungseinheiten die Antwort auf die Frage, ob überhaupt und wenn ja, dann inwiefern mithilfe bestimmter Übersetzungsverfahren und -strategien die literarische Qualität nach dem „kulturellen Transfer“ gewährleistet werden kann.

Peter Öhl untersucht die „Althochdeutsche Übersetzungsliteratur in einem Modell translatorischen Wandels“, dabei geht er von der Überzeugung aus, dass die althochdeutsche Literatur größtenteils Übersetzungsliteratur ist und dass die deutsche Schriftkultur unter dem Einfluss des Lateins ihren Sprachstil und Syntax gewandelt hatte. Nach einer kurzen sprachhistorischen Zusammenfassung der Kontakte zwischen den Germanen und dem Christentum erklärt Öhl im translations-theoretischen Ansatz den Wandel des ahd. Wortschatzes durch Translation und erläutert den Einfluss der Übersetzungen auf die Entstehung einer deutschen Schriftsprache.

Um allgemeinere Übersetzungsschwierigkeiten geht es im Artikel von *István Vörös*, der anhand des Gedichtes „Toskána“ von Vladimír Holan die Übersetzbarkeit der Stimme eines Dichters unter die Lupe nimmt. Als Übersetzer schöpft er aus seinen eigenen Erfahrungen und beschreibt die Überzeugung, dass er nur dann in der Lage ist ein tschechisches Gedicht zu verstehen, wenn er an dessen Übersetzung arbeitet. Der Autor betont hierbei, dass beim Übersetzen im

Rahmen der Translatologie dem Stil eines Dichters oft nur wenig Beachtung geschenkt wird. Eine marginale Rolle spielt auch die Größe des Gedichtes, die Wiedergabe dieser unterscheidet sich jedoch zwischen der tschechischen und der ungarischen Kultur.

Abschließend sind im Kapitel 5 die Forschungen zu den didaktischen Zusammenhängen zusammengefasst: *Riccardo Moratto* schildert die taiwanische Perspektive zu den Übersetzungstendenzen des 21. Jahrhunderts. Als zweite Autorin präsentiert *Malgorzata Sieradzka* in ihrem Beitrag „Cepe-lia, Kresy, Kaszuby, szlachta, kontusz... Kritische Anmerkungen zum Umgang der Studierenden mit den Nachschlagewerken bei der Übersetzung von Realienbezeichnungen“ die Ergebnisse einer Studie, die mit StudentInnen des Postgradualen Translatorischen Studiums im Institut für Germanistik an der Universität Rzeszów durchgeführt worden ist. Das Ziel dieser Forschungsarbeit war die Prüfung der Forschungsfrage, ob die Studierenden die auf dem Markt erhältlichen Hilfsmittel, wie Wörterbücher und Thesauri überhaupt kennen, und diese auf angemessene Weise bei der Übersetzung kultureller Spezifika anwenden können. Dabei stellt die Autorin den Wörterbucheinträgen in den Nachschlage-

werken die von den Studierenden vorgeschlagenen translatorischen Lösungen gegenüber.

Michael Ustaszewski führt den Leser im letzten Artikel des Bandes in die in der Relation Russisch-Polnisch einzigartigen interkomprehensionsbasierten Fremdsprachen-vermittlungsmethoden ein, die im Rahmen des modularen Kurses EuroComTranslat an der Universität Innsbruck entwickelt wurden. Der Kurs soll künftigen Übersetzern bei der effizienten Nutzung ihrer Arbeitssprachen für den Erwerb weiterer, meist „kleinerer“ europäischen C-Sprachen Hilfestellung leisten, denn man möchte der erhöhten Nachfrage nach professionellen Übersetzern nachkommen und die Chancen der Studierenden auf dem Arbeitsmarkt verbessern.

Die Herausgeberinnen sind überzeugt, dass die Translatologie gerade wegen ihrer Interdisziplinarität auf das Interesse eines breiten Publikums hoffen darf und das Außerordentliche und Herausfordernde dieser Disziplin ausmachen. Insgesamt handelt es sich bei diesem Sammelband um ein gut durchdachtes Unterfangen, das einen Querschnitt durch die verschiedenen Aspekte der Translatologie bietet.

Krisztina Mujzer-Varga (Budapest)

Erb, Maria (Hg.), in Zusammenarbeit mit Heinrich J. Dingeldein: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Südungarn. Zweiter Halbband. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2012. 459 S.

Der Ungarndeutsche Sprachatlas (UDSA), das heißt die synchronisch-diachronische Darstellung des Sprachlebens der ungarndeutschen Sprachlandschaften nahm im Jahre 2008 eine konkret fassbare Gestalt an, als der erste Halbband des UDSA, der die kartierten Antworten der ersten 250 Fragen des von Claus Jürgen Hutterer verfassten UDSA-Fragebogens beinhaltet, erschienen ist. Diesem ersten Halbband folgte Ende 2012 der hier zu besprechende zweite Halbband, welcher – dank der freundlichen Unterstützung der Ungarischen Stipendienkommission (Magyar Ösztöndíj Bizottság [MÖB]), des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, des Ungarischen Ministeriums für Bildung und Kultur und schließlich der Philosophischen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität – von Maria Erb (ELTE; Budapest) in Zusammenarbeit mit Heinrich J. Dingeldein (Philipps-Universität, Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas und Hessen-Nassauisches Wörterbuch; Marburg) herausgegeben werden konnte.

Der zweite Halbband dokumentiert die Sprachdaten der Fragen Nr. 251 bis 600 des UDSA-Fragebogens. Die Fragen des Fragebogens wurden so konzipiert, dass in ihnen sich einerseits mundartliche Kennwörter, andererseits

Wörter mit Lautkombinationen in kritischen Positionen befinden, die Wesentliches über die Entwicklung der bearbeiteten Sprachinselmundarten aussagen, denn – wie Hutterer dies in der Anleitung zum UDSA-Fragebogen formuliert – sie bezwecken die Erhebung eines Materials, das sowohl die einzelnen Ortsmundarten als auch die sprachraummäßig zusammenhängenden Mundartgruppen vertreten kann. Hutterer erarbeitete diesen Fragebogen aber nicht ausschließlich zum Zwecke der Erstellung eines Sprachatlases, ihm schwebte bei der Zusammenstellung der Fragen auch der Gedanke vor Augen, dass das durch den Fragebogen gewonnene Material sich auch als Grundstock für die Datenbank eines Wörterbuchs sowie eines volkskundlichen Lexikons als hilfreich erweisen könnte: „Neben Fragen allgemeiner Natur wie *Vater*, *Mutter*, *Brot* u. dgl. wurden auch Fragen aufgenommen, die den eigentümlichen Bauernwortschatz sowie Brauchtum und Lebensbedingungen des Volkes betreffen, um dadurch den Atlas als Forschungsinstrument für weitere Flächen- und Punktforschung gleichmäßig dienlich zu machen. Im Hinblick auf einen zu schaffenden ‚Ungarndeutschen Volkskundeatlas‘ (UDVA) sowie ein ‚Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten‘ (WUM) wurde den Fragen, die für diese

Arbeiten die Grundlage schaffen sollen, besondere Beachtung geschenkt“ (Hutterer: Anleitung zum Fragebogen, S. 1).

Der Aufbau des zweiten Halbbandes weist dieselbe Struktur auf wie die des ersten Halbbandes: Dem Lemmaverzeichnis (S. 10-11) schließt sich die Liste der Belegorte (S. 12), die Grundkarte des erhobenen Gebietes (S. 13), ferner der sich auf 380 Seiten erstreckende Kartenteil (S. 15-395) sowie der 63 Antwortkomplexe nicht als Karten, aber jeden Komplex jeweils auf selbständigen Seiten darstellende Anhang (S. 396-459) an.

Die Karten des zweiten Halbbandes wurden nach den gleichen Prinzipien wie in dem ersten Halbband gestaltet: Durch die – von Maria Erb entwickelte und getestete – Konzeption des Flächen-Farb-Prinzips, welche durch sieben Grundfarben und ihrer Schattierungen eine Raumbildung auf mehreren Ebenen möglich macht, wurde die – in der Präsenz von westmitteldeutschen und oberdeutschen Dialekten, die auf dem behandelten Gebiet vorhanden sind, wurzelnde – lautliche, morphologische und/oder lexikalische Varianz der Belege nicht nur für Dialektologen und Kontaktlinguisten, sondern auch für nicht fachkundige Benutzer leicht zugänglich gemacht. Im Vergleich zu den Karten des ersten Halbbandes wurde im zweiten Halbband versucht, „in der Einfärbung der Karten (...) sprachliche Zusammenhänge und Unterschiede optisch [noch deutlicher] zu repräsen-

tieren“ (UDSA I.2. Vorwort, S. 9). Im Falle der Frage Nr. 479 ‚sage die Wahrheit‘ zeigen zum Beispiel die Farben Gelb, Orange und Rot (d.h. die benachbarten Farben, die auf der Farbenskala ineinander übergehen) über die lautliche Varianz hinaus auch die Abstufungen der Entwicklung der Formveränderung: ‚[sage die] Wahrhet‘ (gelb), ‚[sage die] Wahrhet‘ (orange) und ‚[sage die] Wahrheit‘ (rot). Oder im Falle der Fragen Nr. 558 ‚dreschen (mit Maschine)‘, Nr. 559 ‚dreschen (mit Flegel)‘ sowie Nr. 560 ‚dreschen (durch Huftiere)‘ wurden auf allen der zu diesen Fragen gehörenden drei Karten für die gleichen Benennungen gleiche Symbolfarben verwendet, damit – wenn man diese drei Karten nebeneinander legt und miteinander vergleicht – die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Bezeichnungsgewohnheit der Sprecher hinsichtlich der verschiedenen Dreschmethoden (mit Maschine, mit Flegel oder durch Huftiere) auf Ortsebene sofort auffallen.

Schlägt man im Kartenteil eine Leitform nach, findet man auf der rechten Seite eine mit dem Farb-Flächenprinzip gestaltete Karte und auf der linken Seite die dazu passende Gegenseite. Der Kartenteil des zweiten UDSA-Halbbandes beinhaltet die Antworten auf 185 Fragen des Huttererschen Fragebuchs. Aufgrund der Antworten auf einige Fragen – wie etwa auf die Fragen Nr. 349 ‚Federn schleiß‘, Nr. 352 ‚Taufmahl‘, Nr. 518 ‚ihr seid da geblieben‘ oder Nr. 547 ‚das zweite Haus‘ – wurden jeweils

zwei Karten mit unterschiedlicher Thematik erarbeitet, so dass die Gesamtzahl der Karten 190 beträgt.

Auf jeder Karte werden in der Legende die einzelnen (abstrahierten) Leitformen und ihre Varianten entsprechend ihrer Häufigkeit lautlich-morphologisch gruppiert aufgelistet. Auf der Gegenseite stehen alle in den Karten verzeichneten Belege mit den Identifikationsnummern ihrer Erhebungsorte, samt Ortspunkten. Die Ortspunkte, die ohne (verwertbare) Belege geblieben sind, werden auch angeführt und zwar mit einem Minuszeichen eingeleitet. Diesen schließen sich – um die Auflösung der Ziffern und dadurch die direkte Benutzung des UDSA zu erleichtern – in Form einer Liste alle Erhebungsorte mit ihren Identifikationsnummern an. Unter der Leitform auf der Gegenseite finden sich etymologische, morphologische und semantische Erklärungen, Zusatzinformationen über die Denotate der abgefragten Lexeme, kontaktlinguistische Anmerkungen zu Lehnwörtern und Hybriden, kulturhistorisch-sachgeschichtliche Erklärungen, ferner Verweise auf andere Karten, wenn eine Bezeichnung auch auf einer anderen Seite kartiert wurde. Wie auf der Gegenseite zur Frage Nr. 350 ‚Federball (Fest)‘ unter dem Beleg ‚áldomás‘: „Ung. *áldomás* u.a. (dial.) ‚Bewirtung der Helfer nach dem Federschleifen (u.a. mit Glühwein, Tee, Kuchen): Federball‘; – Vgl. auch die Anm. bei 352.1 «Taufmahl», 353. «Erntefest», 354. «Weinlesefest»“.

Nicht nur die Karten bzw. ihre Gegenseiten sind im zweiten Halbband miteinander vernetzt, selbst zwischen den zwei Halbbänden gibt es Verweise, die zur Interpretation der Belege beitragen können, z.B. unter dem Einzelbeleg ‚größte kéve‘ zur Frage Nr. 255 (‚Deckgarbe auf Garbenhaufen‘) im zweiten Halbband wird auf den ersten Halbband verwiesen: „Ung. kéve ‚Bündel von Halmfrüchten: Garbe‘. – Vgl. auch 006. «Ähren» in Hbd. 1.“

Im Anhang wurden 63 Frage-Antwort-Komplexe nicht kartiert untergebracht, weil sie entweder anderenorts im Halbband bereits ausführlich dargelegt sind, ferner weil ihre Varianz verschwindend gering oder dialektologisch von nicht so großem Belang war. Diese 63 Antwortkomplexe wurden – wegen der Übereinstimmung der Formen – im Anhang nicht als Karten, sondern als Beleglisten dokumentiert wie etwa die mundartlichen Entsprechungen der Fragen Nr. 258 ‚Gruß‘, Nr. 301 ‚Honig‘, Nr. 419 ‚schön‘, Nr. 452 ‚stehlen‘ oder Nr. 548 ‚der fünfte Sack‘.

Die ersten zwei Halbbände des UDSA stellen ein mit philologischer Sorgfalt zusammengestelltes Werk mit Sprachdenkmalcharakter dar, das einerseits als wissenschaftliches Output einen beträchtlichen Ausschnitt des mundartlichen Wortschatzes der Deutschen in Südungarn dokumentiert, andererseits als wissenschaftlicher Input als Referenzwerk für weitere in- und ausländische Sprachinselforschungen dienen kann. Durch die Interpretation

der Laut- und Formvarianz der UDSA-Daten kann man zu neuen Einsichten in die – sich auch in den Bezeichnungsgewohnheiten niederschlagende – Interethnizität der Deutschen, der Ungarn und der benachbarten Völker in Südungarn gelangen, und durch den Vergleich des Materials mit den lautgeographischen Entwicklungen der Mundarten der Herkunftsgebiete der heute in Ungarn lebenden Deutschen neue Erkenntnisse über die Entfaltung der regionalen Sprachgeschichte gewinnen. Der gesamte erste UDSA-Band kann jedoch nicht nur dem universitären Bereich, sondern auch dem ungarndeutschen Schulwesen viel Nutzen bringen. Er bietet sich als solides Quellenmaterial für phonetische und lexikologische, aber auch für volkscundliche Untersuchungen und Vergleiche an.

Mit dem zweiten Halbband ist der Band I des Ungarndeutschen Sprachatlases (UDSA) und dadurch die

systematische Dokumentation der lautlichen und morphologischen Varianz der deutschen Mundarten in Südungarn, beendet. Das Projekt UDSA gilt jedoch noch nicht als gänzlich vollbracht, denn am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität ist inzwischen einerseits ein als Beiheft zum UDSA Bd. I gedachtes Register herausgegeben worden, welches die Suche nach den Leitformen und den kartographisch dokumentierten Formenvarianten in beiden Halbbänden erleichtern soll (Dingeldein, H.J. / Erb, M. / Unger, B. [2013]: Ungarndeutscher Sprachatlas [UDSA]. Band 1 in zwei Halbbänden: Südungarn. Register. Budapest: Eötvös-Loránd-Universität). Andererseits wurde ebenda mit der Digitalisierung, Selektierung und ergänzenden Erhebung der Mundartbelege der weiteren zwei Gebiete (Ungarisches Mittelgebirge sowie Westungarn) begonnen.

Márta Müller (Budapest)

Feld-Knapp, Ilona (Hrsg.): Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer in Ungarn. Typotex Kiadó. Eötvös-József-Collegium Budapest, 2012. 361 S.

Beruf und Berufung – Fremdsprachenlehrer in Ungarn ist der erste Sammelband der seit 2010 bestehenden Lehrerakademie *Cathedra Magistrorum* am Eötvös-József-Collegium. Es bedarf einiger erwähnenswerter Worte zur Gründung dieser Lehrerakademie, die internen wie externen Kollegiaten

offensteht und Werkstattarbeit mit in- und ausländischen ExpertInnen zu aktuellen Forschungsschwerpunkten der Fremdsprachendidaktik anbietet, so die Leiterin Feld-Knapp (S.13). Die Lehrerakademie, so die Herausgeberin, „will angehende Lehrer in ihrer Entscheidung, Lehrer werden zu

wollen und ihr eigenes Berufsprofil zu finden, unterstützen“ (ebd.).

Publikationen sind ein wichtiges Vorhaben der Cathedra Magistorom – wie der vorliegende Band zeigt. Er veröffentlicht Forschungsergebnisse seiner TeilnehmerInnen.

Der Band umfasst Beiträge von Fachwissenschaftlern mit langjähriger Berufserfahrung, wie der Herausgeberin Ilona Feld-Knapp selbst, Hans-Jürgen Krumm, Katalin Boócz-Barna, Krisztina Károly und Dóra Faix. Aber auch PhD-Studierende und angehende DeutschlehrerInnen kommen zu Wort.

Die insgesamt dreizehn Beiträge setzen unterschiedliche Akzente. Neben Deutsch als Fremdsprache stehen auch Französisch und Spanisch als Fremdsprachen im Fokus.

Mit grundsätzlichen Überlegungen zum Fachgebiet Deutsch als Fremdsprache und der Ausbildung von FremdsprachenlehrerInnen befassen sich die Artikel von Hans-Jürgen Krumm und Ilona Feld-Knapp.

Feld-Knapp beschreibt die Etablierung des Faches Deutsch als Fremdsprache in einem zeitgeschichtlichen Abriss vom Ansatz der Sprachlehre bis zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin. Sie verweist auch auf Probleme des Stellenwertes von Deutsch im Vergleich zu Englisch in einer globalisierten Welt und der Notwendigkeit einer eigenen Identität des Faches Deutsch als Fremdsprache in einem mehrsprachigen Kontext. „Die Förderung von Mehrsprachigkeit ist für die deutsche Sprache von

elementarer Bedeutung“, so die Autorin.

Einen Schwerpunkt ihres Beitrages setzt sie auf die zeitgeschichtliche Entwicklung und Ausrichtung des Faches in den letzten 30 Jahren mit einer besonderen Gewichtung auf die Sprachlehr- und -lernforschung.

Krumm erörtert wesentliche Veränderungen im Bereich des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen. Die einseitige Ausbildung von LehrerInnen nach einem sogenannten „Philologie-Modell“ müsse überwunden werden und Innovationsfelder wie z.B. die Lernerorientierung in Forschung und Unterrichtspraxis, Handlungsorientierung, Mehrsprachigkeit als Leitprinzip und Interkulturalität als Lernziel und Unterrichtsprinzip – um nur einige Aspekte zu nennen – Eingang in die LehrerInnenausbildung finden (vgl. S. 57).

Boócz-Barna geht der Frage nach, welches Lehrerwissen erforderlich ist, um Unterrichtsinteraktionen im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht wirksamer und vor allem im Sinne einer symmetrischen Unterrichtskommunikation zu gestalten. In ihrer empirischen Forschungsarbeit kommt sie zu dem Ergebnis, dass es auf der Ebene der Interaktionen im Deutschunterricht keine wesentlichen Veränderungen im Vergleich zu früheren Jahrzehnten gegeben hat (vgl. S. 107). Es herrschen nach wie vor komplementäre Unterrichtsinteraktionen vor – Lernenden obliegt in erster Linie eine reaktive, reagierende

Rolle. Die Ursache dafür sieht sie in der „unvollkommene[n] Verarbeitung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse durch Lehrende und folglich deren mangelhafte Umsetzung in die Unterrichtspraxis“ (S. 120).

Das hier dokumentierte Forschungsvorhaben zeigt, wie sehr sich das Fach Deutsch als Fremdsprache mit der Sprachlehr- und Lernforschung seinen eigenen Platz geschaffen hat. Auch andere Beiträge in diesem Sammelband dokumentieren eine wissenschaftliche und gleichermaßen praxisorientierte Auseinandersetzung mit wesentlichen Fragen des Deutschunterrichts. Dazu gehören Fragen der Literaturdidaktik im Fremdsprachenunterricht Spanisch (Faix), der Einsatz neuer Medien im Fremdsprachenunterricht (Sámson), die interaktive Tafel im Landeskundeunterricht und die Auseinandersetzung mit alternativen Methoden im Fremdsprachenunterricht (Jakus).

Die interaktive Tafel ist in zwei Beiträgen das zentrale Thema: Sámson berichtet und reflektiert über die Erfahrungen mit einem Fortbildungscurriculum für die Arbeit mit der interaktiven Tafel im Fremdsprachenunterricht. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass ein effizienter Umgang mit interaktiven Tafeln im Fremdsprachenunterricht nur dann gewährleistet ist, wenn Fortbildungsangebote über den technischen Umgang mit dem Medium hinaus „angemessene methodisch-didaktische Handlungsmuster“ vermitteln (S. 180).

Deme hinterfragt den Einsatz inter-

aktiver Tafeln in der Landeskunde-
vermittlung. Auf der Grundlage von
Lerner- und Lehrerbefragungen
resümiert sie, dass sowohl Lehrkräfte
wie auch LernerInnen der Landeskunde
eine große Bedeutung zuschreiben.
Die Verwendung der interaktiven Tafel
hat allerdings bei der Landeskunde-
vermittlung, so die Befragten, keine
entscheidende Rolle inne. So werden
der Internetbenutzung und der
„Verwendung eines vom Lehrenden
selbstständig zusammengestellten Lern-
materials mit Hilfe der Tafelsoftware
als potentieller Beitrag zur Unterrichts-
gestaltung“ kaum Bedeutung
ingeräumt. Die Verfasserin zeigt am
Beispiel *Berliner Mauerfall*, wie die
interaktive Tafel im Landeskunde-
unterricht eingesetzt werden kann.

Warum Lehrer werden fragen sich
Andrea Taczman, Helga Havasi, Emese
Kolozsvári, Gabriella Perge und
Eszter Kránicz in fünf Reflexionen,
die den Sammelband abschließen. Alle
Beiträge verweisen auf eine relativ
frühe Entscheidung in Kindheit und
Schulzeit, die nicht selten durch die
Entscheidung der Eltern für eine
bestimmte Fremdsprachenwahl
gesteuert wurde. Aber allen gemeinsam
ist ebenso der Enthusiasmus für den
Beruf des Lehrers – niedrige Gehälter
und eine nicht eben grandiose
gesellschaftliche Anerkennung des
Lehrerberufes können nicht demotivieren.
Beruf und Berufung, so der
Titel des Sammelbandes – hier spürt
man in den Beiträgen der zukünftigen
LehrerInnen, dass wohl auch Berufung

für die Entscheidung für den Lehrerberuf ausschlaggebend ist.

Die Beiträge in diesem Band dokumentieren die wissenschaftliche Arbeit an der Lehrerakademie *Cathedra Magistrorum* am Eötvös-József-Collegium. Sie zeigen deutlich, dass es hier gelungen ist, ein eigenes Profil des Faches *Deutsch als Fremdsprache*

zu entwickeln, dass sich deutlich vom klassischen *Philologie-Modell* unterscheidet.

Lesenswert ist der Band für alle, die im Fachgebiet Deutsch als Fremdsprache tätig sind und an neueren Entwicklungen interessiert sind.

Ellen Tichy (Sibiu/Hermannstadt)

Topographie(en) der Monarchie und mehr. *Spatial turn* in der Monarchieforschung? Rezension zu:

Fenyves, Miklós; Kerekes, Amália; Kovács, Bálint; Orosz, Magdolna (Hrsg.): Habsburg bewegt. Topographien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Frankfurt a. M.: Peter Lang (= *Budapester Studien zur Literaturwissenschaft* 17), 2013. 293 S.

Seit der aus Wien in die USA vertriebene Philosoph Gustav Bergmann 1961 vom *linguistic turn* in der Philosophie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesprochen¹ und vor allem, nachdem Richard Rorty den Begriff mit seiner gleichnamigen Anthologie 1967 popularisiert hatte,² spricht man nicht nur in der Philosophie, sondern auch in allen Disziplinen, die sich in irgendeiner Weise an den Kulturwissenschaften orientieren, gerne und fast schon inflationär von diversen Wenden. Eine der

Wenden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war der sogenannte *spatial turn*, auf den sich auch die Herausgeber_innen des vorliegenden Bandes berufen, von dem aber nicht alle Kulturwissenschaftler_innen überzeugt sind, dass er auch wirklich stattgefunden hat, wie etwa der profilierte deutsche Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme, der zugleich darauf hinweist, dass die Beschäftigung mit Raumfragen in Europa starke wissenschaftsgeschichtliche Traditionen habe.³ Eine Wende also nicht nach

¹ Bergmann, Gustav 1961: Physics and Ontology. In: Philosophy of Science 28, 1-14, hier: 2.

² Rorty, Richard 1976: The Linguistic Turn: Recent Essays in Philosophical Method. Chicago.

³ Böhme, Hartmut 2008: Vom „turn“ zum „vertigo“. Wohin drehen sich die Kulturwissenschaften? (Rezension: Doris Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen

vorne, sondern nach hinten, eine Rückbesinnung auf Traditionen? In den Literaturwissenschaften sind Untersuchungen zum Raum und zur Räumlichkeit tatsächlich nicht neu und waren, schon lange bevor man vom *spatial turn* gesprochen hat, etabliert. Diese Forschungstradition ist unter anderen mit den Namen von Ernst Cassirer, Jurij Lotman und Michail Bachtin verbunden.⁴ Auch diese Vorläufer des *spatial turns* verbinden ästhetische Raummodelle in der Literatur bereits mit kulturellen Praktiken und Mentalitäten sowie mit ihren sozialen und politischen Bedingungen. Doch nicht nur wissenschaftshistorisch könnte man aus europäischer Sicht bezweifeln, ob es überhaupt eines *spatial turns* bedarf. Ob nämlich in allen Fällen, wo man sich auf ihn beruft, auch wirklich entsprechende Gegenstandsfelder mit topologischen Theorien und Modellen bearbeitet werden, scheint zumindest fraglich. Oft scheint es sich um den Versuch zu handeln, auf einen längst abgefahrenen (?) Zug der US-amerikanischen Kultur-

wissenschaft aufzuspringen oder an der vermeintlichen Strahlkraft des Begriffs teilzuhaben. Auch wenn letzterer Vorwurf dem hier zu rezensierenden Band sicherlich nicht zu machen ist, so verbleibt die Berufung der Herausgeber_innen in ihrem Vorwort auf den *spatial turn* doch im Beiläufigen. Anders als etwa im erwähnten Band von Hallet und Neumann⁵ wird die Verortung des eigenen raumwissenschaftlichen Projekts in der europäischen Forschungstradition hier nicht offensiv thematisiert.

Dieses Beschränken theoretischer und methodologischer Reflexion auf das Nötigste hängt aber sicherlich auch damit zusammen, dass der Band auf eine Konferenz zurückgeht, deren Zielsetzung es von vornherein war, Fallstudien zu versammeln, die einen ganz bestimmten Raum topologisch untersuchen, nämlich den der österreichisch-ungarischen Monarchie. Im Vorwort ist dann auch explizit von „Monarchieforschung“ (10) die Rede. Ganz klar wird aber nicht, was Monarchieforschung hier bedeuten

in den Kulturwissenschaften, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006.) In: JLTonline (19.05.2008) URL: <http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/26/178>.

⁴ Vgl. dazu die Einleitung der Herausgeber_innen: Raum und Bewegung in der Literatur: Zur Einführung. In: Hallet, Wolfgang/ Neumann, Birgit (Hg.) 2009: Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn, Bielefeld: transcript, 2009, 11-32 sowie den Beitrag in demselben Band: Frank, Michael C. : Die Literaturwissenschaften und der *spatial turn*. Ansätze bei Jurij Lotman und Michail Bachtin, 53-80.

⁵ Dort keineswegs nur in der lesenswerten Einführung der Herausgeber_innen, sondern auch in den Aufsätzen der 1. Sektion des Bandes: I. Raumkonzepte (in) der Literaturwissenschaft.

soll, denn einerseits wird von „der untersuchten Periode“ (11) gesprochen, ohne dass diese spezifiziert würde,⁶ die Monarchie also als Zeitraum anvisiert, andererseits topographisch als Raum, der nicht an die Zeit gebunden ist bzw. in der Zeit versetzt werden kann, wie das etwa Drehli Robnik in seinem Beitrag nicht nur tut, nämlich bis ins Jahr 2006, sondern auch anspricht. Diese Zeitversetzung betrifft überhaupt die ganze Sektion „III. Filmtourismus“, deren weitere zwei Beiträge (Siegfried Mattl über einen *road movie* sowie Bálint Kovács/Judit Szabó über Reisefilme) in der Zwischenkriegszeit angesiedelt sind. Wird in diesen der Bezug zum Raum der Monarchie im Sinne nostalgischer Raumprojektionen durchaus deutlich, so beschäftigt sich Robnik mit dem imaginären Raum „Osteuropa“ nach der politischen Wende. Der ganze Monarchiebezug beschränkt sich in seinem – unabhängig davon sehr lesenswerten – Beitrag auf die Feststellung, dass von „ehemaligen Teilgebieten der k. u. k. Monarchie“ (215) die Rede sei.

Nicht nur in dieser dem Film gewidmeten Sektion werden auch mediengeschichtliche Fragen angesprochen. Das Spektrum der Medien reicht dabei von der Literatur im erweiterten Sinn (Edit Király über Reiseberichte, Jörg Schönert über Erzählungen und Anthologien, Amália Kerekes/Katalin Teller über Reiseführer, Miklós Fenyves/Bálint Kovács über Kriegsberichte in Tageszeitungen, Zsolt K. Horváth über Tagebuch und Autobiographie in der Sektion „I. Raumbilder“, Erika Garics/Judit Hasznos über einen Roman Scholem Alejchems in der Sektion „II. Exotik“ und Boldizsár Vörös über einen utopischen Roman in der letzten Sektion „IV. Utopien“) über die Operette (Magdolna Orosz/Gabriella Rácz) bis zum Wiener Straßenbahnleitsystem von 1907 (Béla Rásky). Damit geht der Band eigentlich weit über das im Vorwort von den Herausgeber_innen als Gemeinsamkeit der Beiträge verortete Anliegen, „die gattungsgeschichtliche Perspektive in der Monarchieforschung zu verstärken“ (10), hinaus⁷ in

⁶ „Die Studien zeigen insgesamt Raumvorstellungen auf, die sie als Projektionen regionaler, kultureller und historischer Veränderungen der Monarchie im Laufe der untersuchten Periode reflektieren.“ (11)

⁷ Dieses Anliegen, die Gattungsspezifik herauszuarbeiten, wird offensichtlich auch vom von Hallet und Neumann herausgegebenen Band geteilt, der diesem Thema eine eigene Sektion widmet: „IV. Gattungsspezifische Perspektiven auf Raum und Bewegung“ mit Beiträgen zu Reiseroman, Gegenwartslyrik, Drama und Theater. Wenn hier mit dem Beitrag zum Theater auch schon ein anderes Medium als das der Literatur ins Spiel kommt, so wird doch auch deutlich, dass das Spektrum der Medien im hier besprochenen Band deutlich breiter angelegt ist.

Richtung einer mediengeschichtlichen Perspektive, die für einen kulturwissenschaftlichen Ansatz der Monarchieforschung wohl auch unerlässlich sein dürfte.

Fragen von Raumdarstellung und Raumvorstellung sowie ihres Verhältnisses zueinander ziehen sich durch die meisten der bisher erwähnten sowie die übrigen Beiträge des Bandes. Allerdings kann man nicht behaupten, dass alle diese Beiträge auch mit topologischen Methoden arbeiteten. Am stärksten kommen diese in den Aufsätzen von Vera Adrienn Tóth zur Kultur der Badeorte mit Bezug auf Foucaults Heterotopiebegriff, Erzsébet Szabós Beitrag zu heterogenen Räumen in einer Novelle von Dezső Kosztolányi und Siegfried Mattls Ausführungen zu einem kakanischen *road movie* zum Tragen, am wenigsten vielleicht im schon erwähnten Aufsatz über die Operette, dessen Leistung vielmehr darin besteht, das von Volker Klotz konstruierte Oppositionspaar von revolutionärer (Offenbach) und reaktionärer Operette (Wiener Operette) am Beispiel des „Zigeunerbarons“ zu dekonstruieren. Andere Beiträge landen ausgehend von Überlegungen zu Raumvorstellungen und Raumdarstellungen beim Thema Sprachspiele und Sprachauffassung (Rita Iványi-Szabó) oder der Foucaultschen Biomacht (Sabine Zelger).

Diese Vielfalt sowohl der methodologischen Ansätze als auch der Fragestellungen spiegelt im Fall dieses Bandes nicht nur die Breite der raumorientierten Forschung innerhalb der Literaturwissenschaften wider, sondern auch die multidisziplinäre Ausrichtung der Tagung, auf die er zurückgeht. Wenn auch der Großteil der Beiträger_innen germanistische Literaturwissenschaftler_innen sind, so finden sich unter ihnen doch auch mehrere Historiker_innen, ein Medienwissenschaftler und ein Filmwissenschaftler. Nicht zuletzt gelingt es durch diese Multidisziplinarität auch, den Raum der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht nur in ihrer Epoche, sondern auch in ihren Nachwirkungen bis heute als einen Raum nicht nur „konsumierbarer Diversität“ (201), wie es im Beitrag von Siegfried Mattl heißt, sondern vor allem auch als einen oft von exotistischen und nostalgischen Projektionen geprägten Erinnerungsraum erfassbar zu machen. An Fragen der Monarchieforschung und der Topologie interessierte Leser werden sich daher sicherlich mit dem einen oder anderen Beitrag des Bandes näher beschäftigen wollen und dies mit Gewinn tun.

Karl Katschthaler (Debrecen)

Foschi Albert, Marina / Hepp, Marianne / Neuland, Eva / Dalmas, Martine (Hrsg.): Text und Stil im Kulturvergleich. Pisaner Fachtagung 2009 zu interkulturellen Wegen Germanistischer Kooperation (Hrsg. von). Iudicium. München, 2010. 529 S.

Unter dem Titel *Texte unter sprachvergleichender und kulturkontrastierender Perspektive - Wege der akademischen Kooperation mit dem Ziel einer interkulturellen Germanistik* fand vom 22. bis 25. Oktober 2009 an der Universität Pisa eine Tagung statt, an der Germanisten aus Italien, Deutschland, der Schweiz und Frankreich beteiligt waren. Diese Veranstaltung knüpfte an einen Erfahrungsaustausch zur didaktischen Umsetzung der Ergebnisse aus der textlinguistischen Forschung an, der durch die Tagung in Pisa 2004 unter dem Thema *Texte in Sprachforschung und Sprachunterricht* angeregt wurde. Diese Fachdiskussion wurde im Rahmen eines trilateralen Projektes zum Thema *Wissenschaftliche Textsorten im Germanistikstudium-deutsch-italienisch-französisch kontrastiv* fortgesetzt und vertieft. Die Tagung 2009 setzte sich zum Ziel, einen Überblick über den Stand der Forschung zu geben. Der Horizont für den wissenschaftlichen Diskurs wurde im Rahmen der Tagung in Richtung Sprachvergleich erweitert und die linguistische Perspektive verstärkt.

Der vorliegende Band dokumentiert die Tagung, die Beiträge sind nach der thematischen Einteilung des Tagungsprogramms geordnet und lassen sich vier Kapiteln mit unterschiedlichen Themenbereichen und jeweils mit

Themen im Fokus zuordnen. Der Band beginnt mit einem Vorwort der Herausgeberinnen und endet mit einem Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.

Das erste Kapitel *Textlinguistik und Textdidaktik* umfasst Beiträge, die textlinguistische Analysen und die Vermittlung textlinguistischer Erkenntnisse im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht behandeln. Eva Neuland stellt in ihrem Beitrag *Texte im DaF-Unterricht: Muster-Mischungen-Variationen* ein hochschuldidaktisches Konzept für eine Lehrinheit für fortgeschrittene DaF- bzw. Germanistikstudierende im europäischen Ausland vor, in dessen Mittelpunkt das Thema „Texte“ steht.

Claudio Di Meola setzt sich in seinem Beitrag *Tempora im Text: Die Zukunftstempora Präsens und Futur I in wissenschaftlicher und didaktischer Perspektive* mit den widersprüchlichen Positionen der einschlägigen Fachdiskussion auseinander und versucht, sie in eine übergreifende Darstellung zu integrieren und mit eigenen Gedankengängen zu verbinden.

Jörg Roche analysiert in seinem Beitrag *Emergente Textualität in der Lernaltersprache – von Chunks und Situativität zum Text* den Entwicklungsprozess der Lernaltersprache im DaF-Unterricht anhand von authentischen Texten.

Johannes Schwitalla formuliert jeweils in Negativ-Positiv-Paaren sechs Thesen zum Thema *Welches gesprochene Deutsch und welche Eigenschaften eines gesprochenen Deutsch soll man beim Zweitspracherwerb lehren?*.

Corinna Peschel geht in ihrem Beitrag *Die Verwendung metatextueller Elemente bei Studierenden mit DaM und DaF – linguistische und didaktische Aspekte* der Frage nach, inwieweit textorganisierende Mittel von deutschen Studierenden der Germanistik und von italienischen Studierenden des Deutschen als Fremdsprache in ihren Texten angewendet werden und ob der Einsatz in für den Text funktionaler Art und Weise geschieht.

Der Beitrag von Giancarmine Bongo unter dem Titel *Exzerpte wissenschaftlicher Texte im universitären DaF-Unterricht* setzt sich zum Ziel, einige Überlegungen über die Bedeutung und die Relevanz der Exzerpte wissenschaftlicher Texte im Rahmen des universitären DaF-Unterrichts im Ausland (und insbesondere in Italien) anzustellen.

Im zweiten thematischen Teil des ersten Kapitels wird das Thema *Textforschung in Italien* in den Fokus gestellt. Marianne Hepp bietet in ihrem Beitrag anhand von *Dokumenten textlinguistischer Forschung in Italien 2004-2009* einen Überblick in Form eines Berichts über die wichtigsten Aktivitäten der Projektteilnehmer.

Franca Ortu fügt in ihrem Beitrag *Zur Rezeption von Harald Weinrichs*

Textgrammatik der deutschen Sprache in Italien Meinungen und Standpunkte zusammen, wie das Werk von Harald Weinrich in verschiedenen italienischen Fachzeitschriften besprochen wurde.

Das zweite Kapitel umfasst Beiträge aus der *Textforschung: sprachvergleichend und kulturkontrastiv*. Kirsten Adamzik stellt in ihrem Beitrag *Was heißt Kultur im akademischen Kontext?* ein Standardmodell für Textsortenanalyse dar, das sie auf die Welt der akademischen Texte überträgt, um verschiedene Bezugsgrößen für Kultur unterscheiden zu können.

In seinem Beitrag *Textsinn und sprachliche Struktur oder: ist es dem Vogel Textsinn egal, welchen strukturellen Käfig er sich gesucht hat?* setzt sich Ludwig M. Eichinger mit der Problematik von Textsinn und sprachlicher Struktur auseinander.

Klaus Erhardt gibt in seinem Beitrag *Internet-Diskussionsforen: eine Kommunikationsform im deutsch-italienischen Vergleich* einen Überblick über die sprachwissenschaftliche Diskussion über neue Textsorten und Kommunikationsformen sowie über Fragestellungen der kontrastiven Medienanalyse.

Torsten Steinhoff und Daniela Sorrentino stellen in ihrem Beitrag *Textwortschatzerwerb im Sprachvergleich. Lexikalisches Lernen deutscher und italienischer Grundschüler am Beispiel schriftlicher Zimmerbeschreibungen* Ergebnisse einer sprachvergleichenden Untersuchung des Textwortschatzes deskriptiver Schreibprodukte vor.

Im Beitrag von Marcel Eggler „*Da stehe ich nun...*“ – Zum Schlusswort in *studentischen Arbeiten* geht es um eine wichtige Textsorte in studentischen Arbeiten, nämlich um das Schlusskapitel.

Im Fokus des zweiten Kapitels wird das Thema *Textforschung und Übersetzung* behandelt. Livia Tonelli, Tania Baumann und Wolfgang U. Dressler zeigen in ihrem Beitrag *Die Verwandlung von Franz Kafka: Ein Vergleich italienischer Übersetzungen im Spiegel der natürlichen Texttheorie* wie ein natürliches Textlinguistikmodell auf die Translatologie angewendet werden kann.

Marcello Sofritti beschäftigt sich in seinem Beitrag *Der Gerundio im italienischen Codice Civile und seine Entsprechungen in der Südtiroler Übersetzung* mit der spezifischen Perspektive der Übersetzung von Gesetzestexten aus dem Italienischen ins Deutsche.

Beiträge des dritten Kapitels rücken das Thema des Textstils im gesprochenen, geschriebenen und multimedialen Kontext in den Mittelpunkt. Der Beitrag von Gerd Antos *Texte: Modelle der Erzeugung von Wissen* erfasst den Strukturwandel des Lesens und befasst sich mit Fragen der heutigen immer stärker digital bestimmten Schriftlichkeit.

Hans-Werner Eroms behandelt in seinem Beitrag *Stil in offenen Thesaurustexten. Vergleichende Betrachtungen zu Texten von Internetzyklopädien*

das Thema der Lexikontexte in verschiedenen Kontexten.

Gottfried R. Marschall stellt in seinem Beitrag *Stil als sortenspezifisch textkonstitutiver Faktor: eine Fiktion?* den Stilbegriff in der Linguistik auf den Prüfstand.

Eva-Maria Thüne setzt sich in ihrem Beitrag *Stilmerkmale dialogischer Figurenrede: was die Dialoganalyse dazu sagen kann* mit zwei Dialogstellen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur unter dem Gesichtspunkt der Gesprächsorganisation auseinander. Marina Foschi Albert plädiert in ihrem Beitrag *Der Stilbegriff als möglicher Zugriff auf eine abgesicherte Analyse der Textidentität* für einen Stilbegriff in der Sprachwissenschaft.

Im Fokus des dritten Kapitels werden *Textkorpora und Textsorten* behandelt. Martin Hartung befasst sich in *Sprachressourcen für den DaF-Unterricht: Das Archiv für gesprochenes Deutsch am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim* mit Schwierigkeiten des DaF-Unterrichts in Bezug auf Vorbereitung der Lernenden auf die Teilnahme an sozialer Praxis mit Muttersprachlern.

Christian Fandrych und Maria Thurmair betonen in ihrem Beitrag *Textsortenvariationen im Zeitalter des Internets* die Wichtigkeit sprachvergleichender und kulturkontrastiver textlinguistischer Herangehensweisen an Texte und Textsorten, die auch für die Sprachdidaktik in dieser Annäherung zunehmend wichtiger werden.

Kapitel IV behandelt *Projekte aus sprachvergleichenden Perspektiven*. Séverine Adam behandelt in ihrem Beitrag *Wortstellung und Hervorhebung: einige Probleme der Vertextung im deutsch-französischen Vergleich* das Thema der Textgestaltung und plädiert für eine kontrastive Herangehensweise.

Sara Costa untersucht in *Lese-strategien bei Texten mit unbekanntem Wörtern. Sprachvergleichende Ergebnisse* im Rahmen einer quantitativen Untersuchung Verstehensblockaden anhand von muttersprachlichen (italienischen) und fremdsprachlichen (deutschen) Texten.

Im Beitrag von Valentina Dolfi *Raum in der italienischen und in der deutschen Sprache: eine kontrastive Studie* geht es um die Unterschiede und Ähnlichkeiten der räumlichen Erkenntnis in Bezug auf Nah- und Fernbereiche im Italienischen und im Deutschen.

Gabriella Carobbio untersucht in ihrem Beitrag *Sprachliche Strategien wissenschaftlicher Vorträge im Vergleich: modalisierte Ankündigungen* die Diskursart *Wissenschaftlicher Vortrag* im Hinblick auf das Vorkommen bestimmter autokommentierender Handlungen, durch die der Vortragende die interne Strukturierung seiner Rede sprachlich offenlegt.

Nadine Rentel stellt in ihrem Beitrag *Stilunterschiede in deutschen und französischen Geschäftsbriefen und deren Didaktisierung im universitären DaF-Unterricht in Frankreich* einige Methoden und Übungsformen

zur schriftlichen Geschäftskommunikation unter besonderer Berücksichtigung der Textsorte Geschäftsbrief vor.

Der Beitrag von Elisabetta Longhi *Die Zahlungsaufforderung unter sprachvergleichender und kulturkontrastiver Perspektive* befasst sich ebenfalls mit der Textsorte Geschäftsbrief, und zwar unter sprachvergleichender Perspektive mit deren Textsortenvariante Zahlungsaufforderung.

Die letzten fünf Beiträge im vierten Kapitel werden unter dem Motto *Texte und Variationen* zusammengefasst. Nelly Heer hebt in ihrem Beitrag *Das Schulbuch als textlinguistischer Forschungsgegenstand* die Wichtigkeit und den Nutzen der gegenseitigen Beachtung von Schulbuchforschung und Textlinguistik hervor.

Marc Träbert stellt in seinem Beitrag *Räumliche Ausdrücke in Texten italophoner DaF-Lerner* einige Beobachtungen zur Verwendung räumlicher Ausdrücke in Bildbeschreibungen italophoner DaF-Lerner vor.

Valentina Crestani analysiert und vergleicht in ihrem Beitrag *Aspekte der Nominalkomposita in der deutschen Wirtschaftssprache* nominale Wortbildungen deutscher und italienischer Wirtschaftstexte des Zeitraums 2007-2008.

Carolina Flinz setzt sich in ihrem Beitrag *Verbalklammern im DaF-Unterricht bei touristischen Textsorten* mit dem Deutschen als Klammersprache im Kontext des DaF-Unterrichts auseinander.

Ilaria Meloni beschäftigt sich in

ihrem Beitrag *Modifikation von Phrasologismen am Beispiel der Micky-Maus-Hefte* mit der Klassifizierung und Beschreibung einiger Modifikationen.

Die Struktur des Sammelbandes *Text und Stil im Kulturvergleich* lässt sich gut nachvollziehen; die vier großen Kapitel decken thematisch einen breiten Horizont ab. Die einzelnen Beiträge sind systematisch aufeinander abgestimmt. Die Beiträge des Sammelbandes bieten dem Leser umfassende und vielfältige Einblicke in den Stand der Forschung bezüglich der Koordi-

nation von Theorie und Praxis und der Forschung und Didaktik im Umfeld einer deutsch-italienischen und allgemein europäischen interkulturellen Germanistik. Der Band eröffnet viele Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Forschungen und Untersuchungen im Bereich der Linguistik und der Didaktik. Er ist folglich allen Interessierten mit Nachdruck zu empfehlen, die sich in der Sache *Text und Stil im Kulturvergleich* zurechtfinden und informieren wollen.

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Gombocz, Eszter: Kontrastive Wortfamilienanalyse Deutsch-Ungarisch. Wortfamilien unter didaktischem und lexikographischem Aspekt (Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache, Band 44). Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2013. 254 S. + CD-Rom.

Die Wortfamilien und ihr didaktischer und lexikographischer Nutzen sind Thema des vorliegenden Buches. Der Leser dieser Dissertation soll Anregungen zu Lern- und Merktechniken der Wortschatzvermittlung erhalten, die im Einklang mit der Selbstverantwortlichkeit der Lernenden für den Lernprozess stehen (vgl. S. 21). Dabei sollen sowohl Aspekte der Synchronie als auch der Diachronie beachtet werden, indem historische Verknüpfungen nur dann einfließen, wenn sie für den Lerner nachvollziehbar sind und ihn dadurch beim Memorieren des Wortschatzes unterstützen können. Dieses Werk formuliert somit die theoretischen

Grundlagen und erste Beispiele für die noch zu erscheinende zweisprachige Wortfamiliensammlung für ungarische Deutschlernende (WFSuD). Der Fokus auf den Deutschlernenden ist allgegenwärtig und wird zu keinem Zeitpunkt aus den Augen gelassen.

Diese Arbeit besteht aus zwei großen Teilen. Im ersten Teil (Kapitel 2-5) werden umfassend die theoretischen Grundlagen gelegt, während sich der zweite Teil (Kapitel 6-9) mit der Praxis der Ausarbeitung der Wortfamiliensammlung beschäftigt. Dabei beginnt die Autorin den ersten Teil im Kapitel 2 mit Ausführungen zur Gedächtnispsychologie und zur Lernpsychologie

und stellt die Konsequenzen dieser für den Wortschatzerwerb dar. Anschließend integriert sie auch die Sprachtypologie und Analogiebildung in dieses Wirkungsgefüge, wobei die Autorin zu keinen neuen Schlüssen kommt. Die Prinzipien der sprachlichen Motivation und der Durchsichtigkeit stellt sie im Kapitel 3 vor. Hier hätte auch die sprachtypologische Motiviertheit Eingang finden können, denn gerade diese Form der Motiviertheit hätte die Ausführungen und Schlussfolgerungen bereichern können. Nun wendet sich die Autorin dem eigentlichen Thema, den Wortfamilien und der Analyse dieser zu. So wird im Kapitel 4 der Begriff der Wortfamilie vorgestellt, um dann im Kapitel 5 nicht-alphabetische Wörterbücher von der Barockzeit bis zur Gegenwart wissenschaftlich zu analysieren und zu vergleichen, denn die Autorin meint, dass die Wortfamilienforschung eine „alte Tradition in der deutschen Sprachwissenschaft [hat], die fortzusetzen eine wichtige Aufgabe der Lexikologie und Lexikographie ist.“ (S. 65). Dabei kommt die Autorin zu dem Schluss, dass ältere Wortfamilienwörterbücher für die Erarbeitung einer zweisprachigen didaktischen Wortfamiliensammlung „viel fruchtbarer sind als die Morphemwörterbücher des 20./21. Jahrhunderts“ (S. 106). Anschließend verlässt sie im zweiten Teil des Werkes das rein sprachwissenschaftliche Level und erreicht eine Verbindung von Theorie und Praxis. Ihre aus der zuvor dargelegten Theorie gezogenen

Konsequenzen münden im Kapitel 6 in die Konzeption einer zweisprachigen (deutsch-ungarischen) didaktischen Wortfamiliensammlung, die das individuelle Wortschatzlernen unterstützen soll und einen Beitrag zur Gestaltung eines effektiven Unterrichts leisten könne. Diese Konzeption stellt sie mit Hilfe zweier Wortfamilienvergleiche aus der deutschen und der ungarischen Sprache vor, die auch dazu dienen, sprachtypologische Erklärungen für Lernprobleme zu verdeutlichen. Die Konzeption wird im Kapitel 7 insofern konkreter, dass Mikro- und Makrostruktur der zu erscheinenden Wortfamiliensammlung für ungarische Deutschlernende (WFSuD) dargestellt werden und diskutiert wird, welche Lemmata in dieses Werk aufzunehmen wären. Dabei muss die didaktisch durchdachte Auswahl und Bildung von Wortfamilien hervorgehoben werden, die die Lernenden und den Nutzen für die Lernenden in den Vordergrund stellen. Auch deshalb versucht die Autorin diachronische und synchronische Aspekte der Wortfamilienbildung nur dann zu beachten, wenn sie dem Lerner nützlich sind (vgl. S. 138). Dabei trägt sie der Auffassung, dass Sprache ein dynamisches und offenes System sei und ein Wörterbuch dieses System niemals vollständig abbilden könnte, insofern Rechnung, dass sie produktive Wortbildungselemente (z.B. in Form von Affix Tabellen) dem Lernenden näher bringt. Damit soll dem Wörterbuchnutzer Zugang zu nicht aufgenommenen Wörtern und

Neologismen ermöglicht werden (vgl. S. 151). Kapitel 8 versucht anschließend noch einmal den Nutzen einer solchen Wortfamiliensammlung für die Wortschatzarbeit dazustellen, wodurch die Autorin zu ihren eingangs formulierten Hypothesen, dass die Bildung von Wortfamilien die semantische Transparenz fördere und damit positive Auswirkungen auf das Lernen einer Sprache und im Besonderen auf das Memorieren von Wörtern hätte (vgl. S. 125 ff), zurückkommt. Im Kapitel 9 werden abschließende Schlussfolgerungen und offene Fragen thematisiert.

Zusammenfassend möchte ich die beispiellose und konsequente Verzahnung von Theorie und Praxis und die Lernerorientiertheit der Autorin betonen. Die Autorin schafft es dabei, die hier vorgestellte Didaktik in alle Richtungen zu durchdenken und erreicht so ein Nachdenken über die Vermittlung von Sprache. Das Buch ist trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Wissenschaftlichkeit eine gute Möglichkeit für Lehrende und Lernende, neue Methoden und Ansätze der Wortfamilienvermittlung kennenzulernen und zu nutzen.

Julia Haussmann (Szeged)

Hodgin, Nick und Pearce, Caroline (Hrsg.):
***The GDR Remembered-Representations of the East German State since 1989.* New York: Camden House, 2011. 310 S.**

In dem Ostalgie-Blockbuster *Good Bye, Lenin!*, der inzwischen zur kanonisierten filmischen Erzählung der Wende avancierte, erscheint der SED-Unrechtsstaat als ein leicht manipulierbares, narratives Konstrukt, das nicht nur immer wieder (re)konstruiert werden muss, sondern ständig vom Zusammensturz bedroht ist. Dieses Muster, das die DDR als eine imaginäre, retrospektiv konstruierte Erzählung darstellt, ist seit diesem Film nicht ohne Nachfolger geblieben. Das betont auch der Literaturwissenschaftler Stephen Brockmann, indem er in dem auch 2011 veröffentlichten Sammelband *Twenty-Years On* feststellt: die DDR-

Repräsentationen der Nachwendezeit hätten sich vorwiegend auf die Schwierigkeiten der Repräsentation konzentriert und diese thematische Orientierung nehme auf die Vorstellungen über die Vorwendezeit einen starken Einfluss.

Die Frage, wie sich dieser Abschnitt der Zeitgeschichte durch diese selbst-reflexiven Repräsentationen im heutigen kollektiven Bewusstsein fortpflanzt, ist also höchst aktuell. Obwohl der Wandel vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis im Assmann'schen Sinne bei Weitem nicht so fortgeschritten ist, wie im Falle des Nationalsozialismus, ist die

Zeit für eine kritische Bestandsaufnahme reif geworden. Das vorliegende Buch verspricht eben eine solche systematische Auseinandersetzung mit DDR-Repräsentationen und bietet 13 niveauevolle Beiträge, die in drei Kapiteln, eigentlich nach dem medialen Charakter der jeweiligen Repräsentationen geordnet, verschiedene Aspekte der Erinnerungsarbeit behandeln.

Nach dem Vorwort, das ausgehend von einer Analyse der Feierlichkeiten *20 Jahre Einheit – 60 Jahre Bundesrepublik* die unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven der Wende in den alten und neuen Bundesländern skizziert, werden zuerst die filmischen und literarischen Repräsentationen unter die Lupe genommen. Laury Bradley untersucht anhand ausgewählter Werke, wie das Motiv DDR-Theater als Mikrokosmos der ländlichen DDR-Bevölkerung (Andreas Dresen: *Stilles Land*), als Freiraum für Kreativität und künstlerische Schaffung (Emine Sevgi Özdamar: *Seltsame Sterne starren zur Erde*) oder als Sinnbild für eine ungesunde, stagnierende Gesellschaft (Barbara Honigmann: *Alles, alles Liebe!*) erscheint. Der Beitrag von Anna O'Driscoll knüpft an diese Thematik an, indem er die Repräsentationen eines anderen Segments der DDR-Künstlerszene bei Christoph Hein, Monika Maron und Christa Wolf interpretiert. Dargestellt wird hier hauptsächlich, wie sich weibliche Künstlerfiguren zum politischen und gesellschaftlichen Wandel verhalten und welche ihrer individuellen

Erfahrungen zu Melancholie und Enttäuschung führen.

Während sich O'Driscoll mit ostdeutschen Texten beschäftigt, setzt sich Stuart Parker mit einer ganz anderen Perspektive auseinander: Er fokussiert auf die Werke von Nicht-DDR-Schriftstellern. Verglichen werden dabei zwei westdeutsche Romane (Martin Walser: *Die Verteidigung der Kindheit* und Jan Böttcher: *Nachglühen*) und ein französischer Roman (Jacques-Pierre Amette: *La maîtresse de Brecht*), welche ein ausgesprochen negatives DDR-Bild vermitteln. Zur Entstehung einer solchen Wahrnehmung hätte laut Parkers Interpretation auch die intensive Auseinandersetzung mit sozialistischen Geheimdiensten, vor allem mit der Stasi, wesentlich beigetragen. Berechtigt scheint diese Feststellung im Lichte des letzten Essays in diesem Kapitel, in dem es um die filmische Bearbeitung des Problemkomplexes Bespitzelung geht. Nick Hodgkin, der Mitherausgeber des Bandes ist, erwägt nämlich, welche Konsequenzen sich ergeben, wenn der Oscar-Gewinner *Das Leben der Anderen* in erster Linie als Anti-Ostalgiefilm betrachtet wird, obwohl dieser Film anderen filmischen Erzählungen wie *Sonnenallee* und *Good Bye, Lenin!* ähnlich ebenfalls bestimmte Requisiten der Vorwendezeit fetischisierte und indirekt auch nostalgische Erinnerungen hervorrufen könne.

Da neben Literatur und Film auch dem Medium Museum eine wichtige Rolle in der deutschen postsozialis-

tischen Erinnerungskultur zukommt, ist das zweite Kapitel diesem Erzählmodus gewidmet. Der erste Aufsatz schließt sich einigermaßen an den Schlussgedanken von Hodgkin an und analysiert die Ausstellungen des Dokumentationszentrums Eisenhüttenstadt und des DDR-Museums Berlin. Nach Silke Arnold-de-Simine werden Museen der DDR-Alltagskultur kritisiert, weil sie ein im Vergleich zu den sog. *memorial museums* altmodisches Ausstellungskonzept hätten und nicht der Täter-Opfer-Logik der deutschen und globalen Erinnerungskulturen folgen würden. Die Kulturwissenschaftlerin rehabilitiert jedoch diese Ausstellungen: Ihrer Meinung nach stelle die Ostalgie eben durch ihre starke Fokussierung auf DDR-Konsumgüter eine mögliche Verbindung zwischen Subjektivität und Kollektivität dar.

Außer Gegenständen der DDR-Alltagskultur ist zweifelsohne die Berliner Mauer ein Überrest der Vorwendezeit, deren Musealisierung eine zentrale Position in der deutschen Erinnerungslandschaft einnimmt. Diese Herausforderung problematisiert zuerst Günter Schlusche, der auf die Konzeption der Gedenkstätte an der Bernauer Straße eingeht und zeigt, wie das Symbol der Teilung als Ort der Versöhnung und möglicher Austausch über die geteilte Vergangenheit rekonzeptualisiert werden kann. Anschließend gibt der Historiker Pertti Ahonen einen Überblick darüber, wie sich die anfangs westdeutsch geprägte Erinnerungsperspektive und der damit

verbundene Triumpfdiskurs allmählich zu einer integrativen Annäherung an die Mauer verwandeln.

Nicht nur hinsichtlich der Mauer fand eine Schwerpunktverlagerung statt, sondern auch viele Holocaust-Gedenkstätten in den neuen Bundesländern wurden thematisch umstrukturiert und von den sozialistischen Interpretationen befreit. Darüber berichtet Andreas Wagner und beschreibt auch, welches Ausstellungskonzept die neu gegründeten DDR-Museen in Mecklenburg-Vorpommern vertreten. Nach dieser Fallstudie untersucht Caroline Pearce die Debatten über die Memorialisierung der nationalsozialistischen und der sozialistischen Diktaturen. Sie schätzt weiterhin die europäischen Dimensionen und Konsequenzen der Priorisierung des Holocausts ein und spricht sich für die Akzeptanz der asymmetrischen Trends der deutschen Erinnerungslandschaft aus.

Das letzte Kapitel richtet sich nach historiographischen und soziologischen Gesichtspunkten, nimmt also das Medium Wissenschaft unter die Lupe. Mary Fullbrook befasst sich damit, wie die verschiedenen Generationen mit der DDR und deren Geschichte sowie deren Zusammenbruch umgehen und wie sich diese Ereignisse in die individuellen Lebensgeschichten integrieren lassen. Einer ähnlichen Frage geht auch Thomas Ahbe nach, indem er die west- und ostdeutsche Geschichtspolitik und Identitätsdiskurse aus einem soziopsychologischen und medienwissen-

schaftlichen Blickwinkel untersucht. Besonders lesenswert ist dabei die ausführliche, klar systematisierte Behandlung der Ostalgie, wobei Ahbe dieses Phänomen als eine Alteritätskonstruktion der westdeutschen Gesellschaft rekonzeptualisiert. Peter Thompson versucht ebenfalls die Besonderheiten der Ostalgie freizulegen, instrumentalisiert aber eher abstraktere, gesellschaftsphilosophische Ansätze, vorwiegend von Ernst Bloch, Benedict Anderson und Slavoj Žižek. Bei Thompson wird Ostalgie als eine Art Heimweh, als ein Wunsch, zu einer retrospektiv imaginierten Gemeinschaft zu gehören, charakterisiert. Laut Thompson seien Erinnerungen an die DDR die bloße Fetischisierung einer unheimlichen Heimat, die es eigentlich immer nur als imaginäre Reflexion einer nicht existierenden Wirklichkeit gab.

Wissenschaftstheoretisch gesehen muss die Wahrnehmung der DDR-Wirklichkeit jedoch nicht nur auf der gesellschaftspsychologischen und soziologischen Ebene revidiert werden: Es stellt sich auch die Frage, wo in der postsozialistischen Forschungslandschaft die historiographischen Ansätze aus DDR-Zeiten zu verorten sind.

Stefan Berger bietet diesbezüglich einen Überblick der west- und ostdeutschen geschichtswissenschaftlichen Werkstätten und skizziert, wie Ende der 1980er die Bereitschaft zum Dialog ungeachtet der ideologischen Ausrichtung der Forschung erschien und wie nach der Wende der westdeutsche Geschichtsdiskurs diesen anfänglichen Dialog und somit die ostdeutsche Wissenschaftlichkeit als unerwünscht abgestempelt und zerstört hat.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass der Sammelband *The GDR Remembered* nicht nur einen umfassenden und systematischen Wegweiser zu den diversen Repräsentationsstrukturen der Nachwendezeit bietet, sondern mit seinem interdisziplinären Ansatz auch etablierte Positionen kritisch hinterfragt und sogar neue Forschungsfelder erschließt. Die Publikation ist also ein eindrucksvolles Plädoyer für einen Dialog zwischen sozio-kulturellen Diskursen und leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Funktionsmechanismen der symbolischen Erinnerungsarbeit postsozialistischer Gesellschaften.

Sándor Trippó (Debrecen)

Kocziszky, Éva; Lang, Jörn (Hrsg.): Tiefenwärts. Archäologische Imaginationen von Dichtern. Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der „Antiken Welt“. Darmstadt / Mainz: Verlag Philipp von Zabern, 2013. 172 S.

„Bildband zur Archäologie, Anthologie von Gedichten zum antiken Hellas oder Sammlung fachwissenschaftlicher Beiträge zu ausgewählten Beispielen deutschsprachiger Lyrik archäologischen Inhaltes?“ (S. 9) Mit dieser Frage beginnt das Vorwort zum vorliegenden Band, und dieser Umstand weist darauf hin, dass auch die Herausgeber selbst sich des Risikos ihres Unternehmens, das sich erst vom Ertrag her angemessen beurteilen lässt, bewusst sind. Zunächst würde man nämlich meinen, eine illustrierte thematische Lyrikanthologie einerseits und eine Sammlung fachwissenschaftlicher Beiträge andererseits sprechen doch eine je verschiedene Sprache und wenden sich an ein je verschiedenes Publikum. Und obwohl der Band durchaus mit Vergnügen und mit Gewinn zu lesen ist, bleibt die Frage des intendierten Publikums m.E. bis zuletzt unentscheidbar, wobei doch zuzugeben ist, dass die meisten fachwissenschaftlichen Beiträge auf einem begrifflichen Niveau gehalten sind, das sie auch für den interessierten Laien nachvollziehbar machen dürfte.

Owohl der Band also beides zugleich, eine illustrierte Lyrikanthologie *und* eine Sammlung fachwissenschaftlicher Beiträge ist, bildete den Ausgangspunkt konzeptionell ein durch Éva Kocziszky zusammengestelltes

Korpus von Gedichten deutschsprachiger Lyrik von der nachklassischen Periode bis zur Gegenwart (insgesamt 70 Texte), dessen gemeinsamer Nenner nicht in dem unfragwürdigen ästhetischen Niveau bzw. dem zweifellosen kanonischen Status *sämtlicher* Texte besteht, sondern in einem thematischen Bezug auf antike Überreste im jeweils zeitgenössischen Griechenland. Zu betonen ist, dass es sich dabei um Gedichte handelt, die – im Gegensatz zu Imaginationen der griechischen Antike in den kanonischen Texten der deutschen Klassik etwa („Er war nie hier. Auch diese nicht, und jener – / Die Kleinstaatdeutschen mit dem Herz in Griechenland“, wie es in Durs Grünbeins *Auf der Akropolis* von Schiller und seinen Zeitgenossen heißt, S. 85) – aus der konkreten Anschauung und Erfahrung vor Ort ausgehen, so dass das Textmaterial größtenteils um Orte der Kultur und des Kultes im antiken Griechenland als Erinnerungsorte gruppiert ist: eine Anschauung und Erfahrung also, die die Imagination hemmt und gleichzeitig beflügelt. Gerade diese Doppelbewegung, wie die Imagination des Künstlers durch die lastende Erfahrung und den Widerstand des Materiellen gehemmt, aber auch – und zwar im engsten Sinne des Wortes – durch deren Überwindung beflügelt wird, beschreibt exemplarisch

das Sonett *Nike von Samothrake* von Marie Luise Kaschnitz, das deshalb m.E. als einer der Schlüsseltexte der Sammlung anzusehen ist: „Es stand auch dieser unter den Geboten / Der Finsternis wie wir, und so allein, / Und sah das stumme Angesicht der Toten / Und schlug doch hellen Jubel aus dem Stein. // Und bildete den Leib, emporgetragen / Gleich einer Sehne zitternd und gespannt; / Das Flügelpaar so mächtig aufgeschlagen, / So herrlich wellenflutend das Gewand...“ (S. 153) Vielfach zeigt sich allerdings, dass sowohl die Erfahrung selbst als auch die dichterische Imagination durch tradierte Topoi und überholte literarische Formen im Keim erstickt werden können (s. etwa Emanuel Geibel: *Aus Griechenland*, S. 31), bzw. dass eine dichterische Imagination des antiken Griechenlands wegen des trostlosen und äußerst fragwürdigen Zustands der Überreste nur noch über eigentümliche Raum- und Zeiterfahrungen möglich ist (s. etwa wieder Marie Luise Kaschnitz: *Delphi* [S. 53] und *Sunion* [S. 65]).

Der Band setzt sich also zum Ziel, die dichterische Imagination, die sich an der Anschauung von Überresten der griechischen Antike als Erinnerungsorten entzündet, als ein Supplementum zur und als eine Inspiration für die Tätigkeit des Archäologen an exemplarischen Texten zu demonstrieren. Denn dass selbst einer noch so positivistisch verstandenen Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin imaginative Momente wesentlich und inhärent sind, ist längst erkannt und hinlänglich

problematisiert bzw. reflektiert worden (s. dazu u.a. den instruktiven Beitrag von Jörn Lang im vorliegenden Band: *Archäologische Poesie – poetische Archäologie. Überreste der Antike als Fund, wissenschaftliche Konstruktion und poetische Erfindung*, S. 13-15). Und obwohl sich Dichter wie etwa Hans Magnus Enzensberger (*G. B. P. [1720-1778]*, S. 23) oder Günter Kunert (*Archäologie*, S.28) sich durchaus kritisch mit dem Ertrag der Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin auseinandersetzen, steht am Anfang des Bandes (S. 19) programmatisch das Gedicht *Ergänzungen* von Hans Carossa, das dem Archäologen Ludwig Curtius gewidmet ist und 1937 in einer Festschrift zu dessen Ehren zuerst erschien.

Die Entstehung des Gedichtes geht – wie aus dem Kommentar von Dietrich Boschung (S. 20-23) hervorhegt – auf einen gemeinsamen Besuch von Carossa und Curtius im Museo Nazionale delle Terme in Rom zurück. Nach einer behutsamen Einführung des Motivs „Ergänzungen“ („Rosen rankten im Gezweig der Zeder... / Am Boden aber blühte wie im Norden / Feldblume Wegwart...“) beschreibt der Text in reimlosen fünfhebigen Jamben den Prozess, wie das lyrische Subjekt durch die archäologische Imagination seines Begleiters beim Besuch des Museums erst „sehen lernt“ („Und wie der Blinde, den ein Sonntagskind führt, / geheime Dinge schaut im innern Dämmer, / so lernt’ ich sehn, und die zerbrochenen Formen / ergänzten sich

beim Klange Deiner Deutung / zu klaren Szenen lichtbeglückten Daseins.“), um dann die gerade erst erlangte Fähigkeit des imaginativ-archäologischen Sehens an einer Statue der Artemis selbst zu entfalten: „Wir gingen weiter zwischen roten Urnen / bis zu der großen Schreitenden aus Marmor [...] / Unsagbar schmerzlich war mir dieser Anblick...“ Die Fähigkeit, die sonst stummen und leblosen Überreste der Vergangenheit durch den ergänzend-imaginativen Blick des Archäologen zu neuem Leben zu erwecken, fügt dem lyrischen Subjekt einen Schmerz zu, weil sie es einer existenziellen Betroffenheit durch das Vergangene öffnet. Und eben deshalb wird zum Schluss des Gedichtes diese neue Art von Sehen von der konkreten, einmaligen Begebenheit abgelöst und mit der dichterischen Imagination parallelisiert, so dass der archäologisch-dichterische Blick für das lyrische Subjekt eine nachhaltige existenzielle Bedeutung gewinnt: „Durch manches Land bin ich seither gekommen, / viel Menschen traf ich; nirgends ist ein Bleiben. / Doch öfters, wenn ich spät auf’s Lager sinke, / seh im Dunkel der geschlossnen Lider / die graue Wanderin, die Du so rühmtest [...]. / Entgegen schwebt sie mir, doch nicht mehr hauptlos, / und immer weiß ich: sie wird wieder kommen; / denn sie nimmt Kraft aus meinen tiefern Kräften. / Statt eines Kopfs, der irgendwo im Schutt liegt, / wuchs ihr ein Lichthaupt, wie Athena schimmernd.“ Das Gedicht von Carossa macht auf diese

Weise ein gemeinsames Moment der Dichtung und der wissenschaftlichen Disziplin Archäologie sichtbar: Beide erlangen eine existenzielle Bedeutung durch das ihnen innewohnende Potenzial, „zerbrochne Formen“ einer sonst leblosen und stummen Vergangenheit zum neuen „lichtbeglückten Dasein“ zu erwecken.

Diese imaginative Neubelebung der Überreste der Antike in der eigenen Gegenwart ermöglicht dann jene merkwürdige Erfahrung der „Simultaneität der Zeiten“ (Éva Kocziszky: *Saxa Loquuntur! Die Dichter und ihre Antiken. Eine Sammlung archäologischer Wortdinge*, S. 10-12, hier S. 10), d.h. der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die ebenfalls in zahlreichen Gedichten der Sammlung thematisiert wird, und die wieder von Durs Grünbein lakonisch auf den Punkt gebracht wurde: „Das ist die See, wie sie lebt. Sie feiert / Ende und Anfang einer jeden Geschichte, macht / Aus jeder Moderne eine Antike der Zukunft, / Aus jeder Antike die versunkenste aller Modernen.“ (*Studien in Aquamarin* 1, S. 105)

Ein supplementäres Verhältnis wird aber im Band *Tiefenwärts* nicht nur zwischen Archäologie und Dichtung, sondern ebenso zwischen Archäologie und Literaturwissenschaft angestrebt: zahlreiche Kommentare zu den lyrischen Texten wurden nämlich – im Zeichen einer interdisziplinären Zusammenarbeit – nicht von Literaturwissenschaftlern, sondern von Archäologen verfaßt. Dass Archäologen

anders als Literaturwissenschaftler Texte reflektieren, dürfte mehr oder weniger als selbstverständlich gelten, ebenso aber auch, dass die sachkundigen Kommentare oft gerade in Bezug auf archäologische Imaginationen von Dichtern äußerst hilfreich sein können.

Als weitere Ergänzung gesellen sich zum Textmaterial schließlich die Bilder: in der Mehrzahl schwarz-weiß-Photografien von Landschaften, Über-

resten von Kultstätten und Skulpturen des antiken Griechenlandes – Aufnahmen aus den mittleren Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, die nicht nur einen Anhaltspunkt für eigene Imaginationen des Lesers bieten, sondern mittlerweile selbst einen Gegenstand von archäologischen Ausgrabungen darstellen könnten.

Imre Kurdi (Budapest)

Tichy, Ellen: Regionale Lehrwerkforschung – Deutsch als Fremdsprache in Ungarn von der Wende bis 2010. LINGUA – Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis, Band 21. Hamburg: Dr. Kovač, 2012. 190 S.

Schon der erste Blick in das Inhaltsverzeichnis des Buchs „Regionale Lehrwerkforschung – Deutsch als Fremdsprache von der Wende bis 2010“ verspricht ein breites Spektrum an Herausforderungen, denen sich Tichy stellt. Das Ziel ist hierbei, neben der Erfassung der Entwicklung des Faches Deutsch in Ungarn, der Frage nachzugehen „was ungarische regionale Lehrwerke im Gegensatz zu internationalen Lehrwerken auszeichnet und in welcher Weise sie spezifische Bedürfnisse ungarischer Deutschlerner berücksichtigen“ (S. 11). Es erschließt sich hierdurch auch sofort, warum die Kapitel die folgenden Themen umfassen: die Rahmenbedingungen des Deutschunterrichts in Ungarn – Fremdsprachenunterricht als Faktorenkomplex, die Lehrwerkforschung und

Lehrwerke des Deutschen im ungarischen Kontext, regionale Lehrwerke des Deutschen und deren kulturspezifische Ausprägung, Rezeption regionaler DaF-Lehrwerke in der Unterrichtspraxis und Deutsch in Ungarn – Experteninterviews. Zur Veranschaulichung der Forschungsergebnisse und damit auch zum besseren Verständnis gibt es im ganzen Buch übersichtliche Tabellen und Abbildungen. Die Vielzahl an eingeschobenen langen Zitaten sorgen für Authentizität, erschweren jedoch das fließende Lesen.

Zu Beginn widmet sich die Autorin generell dem Deutschen in Ungarn und den Veränderungen, die die politische Wende mit sich brachte. Für die Auseinandersetzung mit Lehrwerken in diesem Land scheint der Fakt besonders wichtig, dass mit der Wende

die freie Lehrbuchwahl eingeführt wurde, welche sich zwar „belebend und erneuernd, auch in methodischer Hinsicht, auf den Deutschunterricht“ (S. 10) auswirkte, aber trotzdem keinen generellen Wechsel nur zu internationalen Lehrwerken mit sich zog. Was macht also den Unterschied zwischen internationalen und regionalen Deutsch-Lehrwerken in Ungarn aus? Eine Lehrwerkanalyse verschiedener regionaler Lehrwerke und „die Befragung von bzw. Interviews mit DeutschlehrerInnen, SchülerInnen und ExpertInnen sowie die Analyse von teilnehmenden Beobachtungen des Deutschunterrichts durch Lehramtsstudierende“ (S. 13) sollen Antworten auf die Frage geben. Hierbei geht es generell um den alltagspraktischen Unterricht von Deutsch in Ungarn. Damit ist das vorliegende Buch ein hervorragendes Pendant zu Ilse¹ „Wirtschaftsdeutsch in Ungarn“ (2011), welche unter anderem auch die Besonderheiten regionaler Lehrwerke in Ungarn, aber speziell zu Wirtschaftsdeutsch, untersucht. Wobei dort der Fokus auf Deutsch als Fremdsprache in der ungarischen Hochschullandschaft und auf dem ungarischen Arbeitsmarkt liegt, und deutlich Kritik an der ungarischen Tradition der Sprachprüfungen geübt wird. Auch Tichy legt in ihrer Arbeit, bildlich gesprochen, den Finger in die Wunde und fragt „ob eine

Regionalisierung von Lehrwerken zwingend erforderlich ist“ (S.12). Die Beantwortung dieser Frage wird ganz systematisch angegangen. Zunächst wird ein Blick auf relativ bekanntes Wissen geworfen, wie die deutsch-ungarische Geschichte, das ungarische Bildungssystem, die Fremdsprachwahl. Interessant sind einige Quellen, wie die Dokumentation der 1998 stattfindenden Wiener Konferenz „Sprachen – Brücken über Grenzen“ (S. 25 f.), oder auch Zitate, wie das kritische von Szablyár, das verdeutlicht, „dass sich zwar vieles relativ einfach ändern lasse, wie z.B. [...] Gesetze, aber zur Demokratisierung des Lehr- und Lernprozesses im Schulbereich wäre zunächst eine Demokratisierung der Gesellschaft [...] unerlässlich“ (S. 25). Insgesamt stellt Tichy die Gesellschaft Ungarns oft in den Mittelpunkt – hierbei gelingt es ihr, ganz neben der eigentlichen Zielstellung des Buchs, ein objektiv kritisches Bild zu Ungarn zu entwerfen, was viele Autoren vor ihr so nicht geschafft haben.

Es wird ganz deutlich, dass Lehrwerke immer auch ein Spiegel des Landes, in dem sie entwickelt wurden, sind. In Ungarn gibt es neben im Land entstandenen Deutsch-Lehrwerken eine Vielzahl anderer. Tichy veranschaulicht dieses in der Grafik „Lehrwerke des Deutschen aus der ungarischen Perspektive“ (S. 56), in der die Unter-

¹ Wirtschaftsdeutsch in Ungarn - Positionen, Bedarf und Perspektiven. Die Vermittlung von Wirtschaftsdeutsch im DaF-Unterricht in Ungarn. München: iudicium 2011.

schiede zwischen regionalen Lehrwerken, regionalisierten Lehrwerken, Lizenzausgaben und DaF-Lehrwerken für den internationalen Markt verglichen werden. Nach dieser klaren Gegenüberstellung ist es auch unklar, warum die Autorin im weiteren Verlauf nicht die Begrifflichkeiten weiter so verwendet. Es erscheint später entweder das Begriffspaar regionale vs. überregionale und regionale vs. internationale Lehrwerke. Die vorher explizit geklärten Begrifflichkeiten werden somit wieder in Frage gestellt, es wäre auch für den Leser von Vorteil, wenn man bei der gesetzten Unterscheidung für die ungarische Perspektive geblieben wäre. Glücklicherweise bleibt Tichy durchweg ihrer Eingangs klaren Definition zu regionalen Lehrwerken treu: „Unter regionalen Lehrwerken werden Lehrwerke verstanden, die von ungarischen AutorInnen für ungarische LernerInnen konzipiert und von ungarischen Verlagen veröffentlicht wurden.“ (S. 37). So widmet sie sich in der Lehrwerkanalyse den wohl bekanntesten regionalen Lehrwerken Ungarns: Start! Neu, Unterwegs Neu A, KON-TAKT und Deutsch mit Grips. Drei davon sind im *Nemzeti Tankönyvkiadó* [= Nationaler Lehrbuchverlag] erschienen. Für den deutschen Leser, der der ungarischen Sprache nicht mächtig ist, wäre es von Vorteil, durchgängig bei dem Begriff *Nationaler Lehrbuchverlag* zu bleiben. Leider erscheinen im Buch verschiedene Varianten, wie zum Beispiel „der Staatliche Schulbuch-

verlag“ (S.59) und „der staatliche Schulbuchverlag Tankönyvkiadó“ (S. 62), was jedoch m.E. ein und derselbe Verlag ist, und dem Leser leider nicht deutlich gemacht wird.

Für die Untersuchung der Lehrwerke werden spezifische Analyseperspektiven für regionale Lehrwerke benannt: die sprachlich-strukturelle Kontrastivität zwischen Ausgangs- und Zielsprache, Landeskunde und die Vermittlung interkultureller Kompetenzen, Lehr- und Lerntraditionen und institutionelle Bedingungen (vgl. S. 76 ff.). Bei der sprachlich-strukturellen Kontrastivität zwischen Ausgangs- und Zielsprache wurde untersucht, in welcher Weise Ungarisch in den Lehrwerken vertreten ist. Anschaulich sind hierbei die Abbildungen zu der Progression des Einsatzes der Muttersprache Ungarisch über den Verlauf der einzelnen Lektionen in den Lehr- und Arbeitsbüchern. Auch der Vergleich insgesamt (vgl. S. 85) gibt auf einen Blick Aufschluss über die Verwendung des Ungarischen in Lehrwerken zu Deutsch. Tichy stellt eine Abnahme des Einsatzes der Muttersprache Ungarisch, auch in Abhängigkeit zum Erscheinungsjahr, fest. Ein weiterer interessanter Schluss: Mit fortgeschrittenen Deutschkenntnissen wird weniger auf die Muttersprache Ungarisch zurückgegriffen.

Die Landeskunde und die Vermittlung interkultureller Kompetenzen in regionalen Lehrwerken untersucht die Autorin mittels des Sektorenmodells von Ammer (vgl. S. 88), wobei hier

nähere Erläuterungen für den Leser doch wünschenswert wären. Die tabellarischen Listen zu den Landeskunde-Themen sind sehr detailliert und decken dabei auch den Mangel an der Einbindung der deutsch-ungarischen Beziehungen auf. Die meisten landeskundlichen bzw. interkulturellen Texte dienen dem Zweck der Sprachvermittlung (vgl. S. 106).

Zur Klärung der ungarischen Lehr- und Lerntraditionen wurden ungarische DeutschlehrerInnen befragt. Die meisten skizzieren das Bild eines grammatikorientierten Deutschunterrichts. Exemplarisch werden Aussagen genannt, was die Untersuchung authentisch macht.

Die institutionellen Bedingungen werden verhältnismäßig kurz abgehandelt. Gerade hier und auch bei den Erläuterungen zur ungarischen Lehr- und Lerntradition hätte man separat und nochmal ausführlich auf die Sprachprüfungen abzielen können – diese erklärt unter anderem auch die häufige Grammatikorientiertheit im Deutschunterricht.

Letzteres Problem der Grammatikorientiertheit verdeutlicht das Kapitel „Regionale Lehrwerke in der Praxis – fachdidaktische Unterrichtsbeobachtungen“ (S. 111 ff.). LehramtskandidatInnen machten verschiedenste Beobachtungen zu den Unterrichtsabläufen und Inhalten, wobei auch die Tischanordnung und die Sozialformen miteinfließen. Die Stundenkommentare belegen, dass im Unterricht der Fokus auf der Grammatik liegt/ lag (S.

120 f.). Die Kommentare „machen deutlich, dass es offensichtlich in diesen Unterrichtsstunden üblich ist, sich ausschließlich nach Aufforderung durch die Lehrkraft zu äußern, dass Übersetzungen eine sehr große Rolle spielen und Dialoge auswendig gelernt werden. Diese methodisch-didaktischen Ansätze sind aus der Grammatik-Übersetzungsmethode (GÜM) bekannt.“ (S. 123 f.) Fazit: Es wird kein kommunikativer Sprachunterricht verfolgt.

Interessant ist anschließend die Perspektive der Lehrkräfte. Die zuvor analysierten regionalen Lehrwerke werden auch von den Befragten häufig verwendet, ergänzende Zusatzmaterialien gibt es aber auch. Der Einsatz von regionalen bzw. überregionalen Lehrwerken ist vom Sprachniveau der Zielgruppe abhängig (vgl. S. 129). Wenn überregionale Lehrwerke eingesetzt werden, erklärt das auch den hohen Einsatz an Zusatzmaterialien „zur Übung von Grammatik und zur Vorbereitung auf Sprachprüfungen“ (S. 130). Landeskunde spielt für die Lehrenden eine sehr große Rolle (vgl. S. 133 f.). Interkulturelle Kompetenz wird, trotz des Wissens zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Ausgangs- und Zielland, ihrer Meinung nach von regionalen Lehrwerken nicht unbedingt besser vermittelt.

Interessant an dieser Stelle ist, dass die später befragten SchülerInnen internationale Lehrwerke bevorzugen. Es erscheint fast wie ein Plädoyer für genau diese Lehrwerke. Bei der Befragung der SchülerInnen im Alter

zwischen 16 und 18 Jahren (vgl. S. 135 ff.) ist mit Sicherheit auch die Sprachenwahl – erste Fremdsprache Englisch oder Deutsch – ausschlaggebend für die Meinung.

Den Abschluss der Forschung Tichys bilden Experteninterviews zu Deutsch in Ungarn (vgl. S. 141). Vertreten waren dabei Experten der Ebene der Fremdsprachenpolitik (Bildungsministerium), der Ebene der Lehrerausbildung an ungarischen Universitäten (HochschullehrerInnen), der Ebene deutsch-ungarischer Weiterbildungs- sowie Kontaktinstitutionen (Goethe-Institut, Fachleiter der ZfA/Zentralstelle für das Auslandsschulwesen) und der Ebene der Lehrbuchschaffenden bzw. LehrbuchautorInnen. Hierbei werden aus verschiedenster Perspektive besondere Aspekte zu Deutsch in Ungarn deutlich. Sehr interessant sind vor allem folgende drei ineinander verzahnte Fakten: die Globalisierung, die Qualität der Lehrerausbildung und nicht zuletzt die Wahl des Lehrwerks. Im Gesamt-

zusammenhang der von Tichy dargestellten Forschungsergebnisse regt die oftmals vertretene Experten-Meinung, dass in der Ausbildung den späteren Lehrenden „die Fähigkeit vermittelt werden sollte, Merkmale und die Qualität von Lehrwerken unterscheiden und damit auch eine eigene Wahl treffen zu können“ (S. 147), besonders zum Nachdenken an.

Am Ende des Buchs geht Tichy auf die unsichere Sprachen- und Bildungspolitik Ungarns ein, und macht dabei deutlich, dass sowohl das Fach Deutsch als Fremdsprache als auch die ungarische Germanistik deutlich von der Politik abhängig sind. Bleibt an dieser Stelle zu hoffen, dass auch Einflussnehmer dieses Buch einmal lesen, und sich von den verschiedenen skizzierten Perspektiven und Eindrücken leiten lassen. Empfehlenswert ist das vorliegende Buch in jedem Fall für alle, die sich mit Deutsch in Ungarn und Mittelosteuropa beschäftigen.

Viktoria Ilse (Berlin)

Berichte der Institute 2012

— |

| —

— |

| —

**Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut**

Weiterförderung der Germanistischen Institutspartnerschaft Heidelberg-Budapest durch den DAAD für 2012

11. Oktober: Festakt zum 20. Jahrestag der Gründung des Germanistischen Institutes sowie zum 70. Geburtstag von Prof. Karl Manherz.

5-9. November: Woche der deutschsprachigen Kultur am Germanistischen Institut mit dem thematischen Schwerpunkt „Übersetzen und Übersetzung“

Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Österreichisch-ungarische Konferenz zum Thema „Kanon – Zäsur – Wissenschaft. Das historische Erzählen in Österreich und Ungarn im 20./21. Jahrhundert“ (gefördert durch die AÖU) am 19.-21. April 2012 im Germanistischen Institut der ELTE. Organisation: Amália Kerekes, Magdolna Orosz

Workshop im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft (GIP) zum Thema „Sprachliche Konstruktionen von Geschichte zwischen Faktualität und Fiktionalität im 20. Jahrhundert“ am 19. Oktober 2012 in Heidelberg

FORSCHUNGSPROJEKTE

Az identitás terei. Kulturális topográfiák az Osztrák-Magyar Monarchia német nyelvű kultúrájában [Räume der Identität. Topografien der deutschsprachigen Kultur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie]. (OTKA K 76871). Laufzeit: 2009-2012. Projektleiter: Magdolna Orosz. Teilnehmer: Miklós Fenyves, Amália Kerekes, Edit Király, Tünde Radek.

Berichtete und erzählte Zeitgeschichte in Ost und West. Germanistische Institutspartnerschaft (GIP) Heidelberg-Budapest. Finanziert durch den DAAD.

Bereich Literaturwissenschaft:

- Projektleiter auf ungarischer Seite: Magdolna Orosz; TeilnehmerInnen: Amália Kerekes, Edit Király, Imre Kurdi, Wilhelm Droste, Bálint Kovács, Rita Iványi-Szabó, Kamilla Raffo.

- Forschungsschwerpunkte: Narratologie, Intertextualität/Intermedialität, unzuverlässiges Erzählen, Faktualität und Fiktionalität, Geschichte und Narration

GASTVORTRÄGE

6. März: Dr. Dorota Kalecinska (Institut für Sprachwissenschaft, Adam-Mickiewicz-Universität Poznan, Polen), Erasmus-Vortrag über die Grundzüge der Ausländerliteratur in Deutschland

13. März: Dr. Zsuzsanna Borbála Török (Zukunftskolleg der Universität Konstanz): Vortrag über die Exilliteratur

3. Oktober: Prof. Dr. Barbara Beßlich (Heidelberg) über Oskar A.H. Schmitz

Oktober: Prof. Dr. Augst Stahl (Saarbrücken), Erasmus-Dozentur, Thema: Literatur des 16. Jahrhunderts

4. Dezember: Frank Schablewski (Düsseldorf), der Lektor der Rimbaud-Verlagsge-

sellschaft: Vortrag über die deutschsprachige Literatur der Bukowina

7. Dezember: Dr. Inga Pohlmeier (Universität Paderborn) Erasmus-Vortrag über die Deutsch-türkische Literatur als Gegenstand des interkulturellen Literaturunterrichts

SONSTIGES

4. Dezember: Frank Schablewski (Düsseldorf) liest aus seinen Gedichten.

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

23-24. Februar: Workshop im Rahmen des GIP-Projektes mit der Teilnahme der Mitglieder der Heidelberger und der Budapester Forschungsgruppe

6.-9. Juni: Internationale Tagung der Gesellschaft für Sprache und Sprachen (GeSuS), Budapest, ELTE Germanistisches Institut. Organisation: Attila Péteri, Elisabeth Knipf, Roberta V. Rada. Unter den Vortragenden: Roberta V. Rada, Ágnes Huber, Márta Müller, Eszter Kukorelli, Katalin Horváth, Pál Uzonyi, Attila Péteri, Gábor Kerekes, Katalin Boócz-Barna, Ilona Feld-Knapp

Juli: Workshop im Rahmen des GIP-Projektes in Heidelberg (Teilnehmer aus Budapest: Elisabeth Knipf-Komlósi, Roberta Rada, András Komáromy, Ágnes Fekete)

Workshop im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft (GIP) zum Thema „Sprachliche Konstruktionen von Geschichte zwischen Faktualität und Fiktionalität im 20. Jahrhundert“ am 19. Oktober 2012 in Heidelberg

FORSCHUNGSPROJEKTE

Berichtete und erzählte Zeitgeschichte in Ost und West. Germanistische Institutspartnerschaft (GIP) Heidelberg-Budapest. Finanziert durch den DAAD.

Bereich Linguistik:

- Projektleiter auf ungarischer Seite: András Komáromy; TeilnehmerInnen: Roberta V. Rada, Rita Brdar-Szabó, Attila Péteri, Pál Uzonyi, Ágnes Fekete, Krisztina Mujzer-Varga, Rita Hackl.

- Forschungsschwerpunkte: Diskurslinguistik und Mediendiskursanalyse. Aufbau eines zweisprachigen thematischen Vergleichskorpus

PERSONALIA

V. Rada Roberta: Habilitation

Attila Péteri: Habilitation

GASTVORTRÄGE

13., 14. und 15. November: Vorträge der polnischen Gastprofessorinnen Dr. Anna Gondek und Dr. Joanna Szçek (Universität Wrocław) zum Thema „Pragmalinguistik“, „Kontrastive Phraseologie“, „Einführung in die Phraseologie“ und „Praktische Phraseologie“

8. November: Albrecht Plewnia (IDS Mannheim): „Spracheinstellungen deutscher Jugendlicher“

SONSTIGES

15. Mai 2012, „Kulinarischen Lesung“, initiiert vom Botschafter der Schweiz, Dr. Mühletaler.

Ungarndeutsches Forschungs- und Lehrerbildungszentrum

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

14. September: „Bewahrte Traditionen und neue Horizonte – Nachwuchskonferenz ungarndeutscher Thematik“ im HdU Budapest. Organisation: Maria Erb, Gábor Kerekes. Unter den Vortragenden: Ágnes Huber, Márta Müller.

22. September: „Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität im 21. Jahrhundert“ in Werischwar. Organisation: Márta Müller, Gábor Kerekes. Unter den Vortragenden: Karl Manherz, Maria Erb, Koloman Brenner, Dezső Szabó, Ágnes Huber, Márta Müller, Gábor Kerekes.

7. November: „Bretter, die die Welt bedeuten. 200 Jahre Deutsches Theater in Pest“. Organisation: Maria Erb, Gábor Kerekes. Unter den Vortragenden: László Tarnói, Gábor Kerekes.

SONSTIGES

25. September: Lesung Nicol Ljubic aus seinem Buch „Meeresstille“ im Haus der

Ungarndeutschen. Moderation: Gábor Kerekes.

1. Oktober: Buchpräsentation „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ von Herrn Professor Seewann. Moderation: Prof. Karl Manherz. Bibliothek des ÖKF an der AUB. Veranstalter: Das Österreichische Kulturforum Budapest und die Andrassy Gyula Deutschsprachige Universität Budapest

5.-30. November: Ausstellung: „Bretter, die die Welt bedeuten. 200 Jahre Deutsches Theater in Pest“ im Germanistischen Institut.

6. November: Im Rahmen der Konferenz „Bretter, die die Welt bedeuten. 200 Jahre Deutsches Theater in Pest“: „Ungarische Zustände“, literarischer Abend des Budapester Deutschen Theaters. Organisation: Maria Erb. Unter den Mitwirkenden: Wilhelm Droste.

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik, Methodik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

21. April: UDV-Generalversammlung und Fachtagung 2012 „Gegenwartsliteratur aus dem deutschsprachigen Raum“

17. November: UDV-Fachtagung 2012 „Neue Herausforderungen in der Schulpraxis: Wortschatzarbeit und Projekte“

SONSTIGES

CATHEDRA MAGISTRORUM. Lehrerforschung. Lehrer-Denken und Lehrer-Wissen. Werkstatt zur Lehrerforschung im Eötvös Collegium der ELTE. Leiterin: Ilona Feldknapp

Zusammengestellt von Gábor Kerekes

Lehrstuhl für Niederlandistik

FORSCHUNGSPROJEKTE

Das *An International Network Studying the Circulation of Dutch Literature* CODL-Projekt in Zusammenarbeit des Centre for Reception Studies (CERES, Hogeschool-Universiteit Brussel), der ELTE (mit dem COMENIUS Verein Mitteleuropäischer Niederlandisten) und dem niederländischen Forschungsinstitut der Akademie, dem Huygens Institute (Huygens ING, Den Haag) im Zeitraum 2012 und 2015 (www.codl.nl). Leiter des Projekts: Prof. dr. Elke Brems (HUB Brussel), Dr. Ton van Kalmthout (Huygens ING, Den Haag) und Dr. Orsolya Réthelyi (ELTE Budapest).

GASTVORTRÄGE

26. September: Prof. Frits van Oostrom (Utrecht) über sein Buch *Wereld in Woorden, Geschiedenis van de Nederlandse literatuur 1300-1400*, das der neueste Band von *Geschiedenis van de Nederlandse letterkunde* ist.

3. Oktober: Der flämische Autor Dimitri Verhulst über seinen Roman *Semmivégre (De helaasheid der dingen)*.

4. Oktober: Rundtischgespräch mit Dimitri Verhulst in Írók Boltja, Budapest. Moderator: Orsolya Réthelyi, Gesprächspartner: Krisztina Törő, C. György Kálmán, Gábor Németh und Szilvia Szita

17-19. Oktober: Prof. Dr. Michiel van Kempen (Universität van Amsterdam) Vorträge über die Literatur von Suriname.

12. November: Gert Loosen, Lektor des Lehrstuhls für Niederlandistik der Universität Debrecen, *Belgien im Ersten Weltkrieg*.

22-23. November: Prof. Dr. Elke Brems (Hogeschool-Universität Brussel) zwei Vorträge über die niederländische Literatur: *Tom Lanoye – 'Bij Jules and Alice sowie Pierre Kemp – 'Zuster Beatrijs'*

Zusammengestellt von Orsolya Varga

Institut für skandinavische Sprachen und Literaturen

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

20. April: Übersetzerseminar / Übersetzungsseminar

(in Zusammenarbeit mit NORLA und der Königlichen Norwegischen Botschaft, Budapest)

Die Teilnehmer:

Andrine Pollen, NORLA: Om norsk skjønnlitteratur

(Über norwegische Schönliteratur)

Oliver Møystad, NORLA: Om norsk sakprosa (Über norwegische Sachprosa)

Helge Rønning, Universität Oslo: Det norske litterære system i et internasjonalt

Perspektiv (Über das norwegische literarische System aus einer internationalen Perspektive)

Per Qvale: Oversetteriske overveielser (Des Übersetzers Überlegungen)

Schriftsteller Carl Frode Tiller über seinen Roman „Innsirkling“ und Schriftsteller

Jostein Gaarder über seinen Roman „Sofies verden“

Podiumdiskussion der Übersetzer: Zsuzsa Rakovszky, Vera-Ágnes Pap, Gábor Szapannos, Ferenc Kovács und Edit Petrikovics, Orsolya Ambrus, Júlia Földényi

7. November: KULTURÁLIS REÁLIÁK SKANDINÁV SZEMMEL
„Kulturelle Realia in der Literatur“
Übersetzer über Übersetzung:
(Ildikó Vaskó, Adrienne Szöllösi, Zsófia Domsa)
25. April:
Vortrag vom Henning Dochweiler über
Ungarn für Studenten der Askov Højskole
(Dänemark)
- „Über Kulturen und Epochen“
Präsentation des schwedischen Übersetzer-
seminars mit der Teilnahme von Studenten
und Seminarleiterin Ildikó Annus
- SONSTIGES
19. April:
Schriftstellerbesuch von Majgull Axelsson
(Schweden), Pia Juul (Dänemark), und
Kristian Himmelstrup, (Dänemark,
Universität Kopenhagen)
- FORSCHUNGSPROJEKTE
Skandinav-magyar szépirodalmi fordítások
adatbázisa (Datenbank der skandinavisch-
ungarischen belletristischen Übersetzungen)
Projektleitung: Dr. Péter Mádl
8. mai: Vårfest (Frühlingsfest)
- Schwedisches lexikographisches Projekt
Projektleitung: Dr. Péter Mádl
5. Dezember:
Schriftstellerbesuch vom Niels Fredrik
Dahl (Norwegen)
- GASTVORTRÄGE
28. März:
Gastvortrag vom László Kúnos über die
Rezeption Strindbergs in Ungarn
14. Dezember:
Luciafest (Luziafest)
13. April: Gastvortrag von Zsuzsanna
Bjørn-Andersen (Universität Kopenhagen)
mit dem Titel „Präpositionen im Danischen“
- Skandinavisztikai füzetek 9.
András Masát, Péter Mádl, Péter Ács,
Hilda Merkl
- Zusammengestellt von Zsófia Domsa*

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

- FORSCHUNGSPROJEKTE
Die Integration von Datentypen in der
theoretischen Linguistik. (Ungarische Aka-
demie der Wissenschaften) Laufzeit: 2012-
2017. Leitung: Prof. Dr. András Kertész.
- Das Problem der Inkonsistenz in der
theoretischen Linguistik (OTKA K 77823,
2009-2013). Leitung: Prof. Dr. András
Kertész.
- Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik
(ohne finanzielle Unterstützung). Laufzeit:
2008-2012, Leitung: Dr. Jiří Pilarský.
- Integrierte sprachliche Datenverarbeitung
(TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007;
2010-2012). Leitung: Prof. Dr. András
Kertész.

Datenbank des gesprochenen Ungarisch (TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007; 2010-2012). Leitung: Dr. habil. Zsuzsanna Iványi.

STEP II. Vergleichende Forschung der Theatersysteme kleiner europäischer Länder (Niederlande, Irland, Dänemark, Schweiz, Slowenien, Ungarn, Estland). Partneruniversitäten: Groningen, Dublin Trinity College, Aarhus, Bern, Ljubljana, Debrecen, Tartu.

Laufzeit: 2010-2014.

Projektleiter: Prof. Dr. Hans van Maanen (Universität Groningen) und Prof. Dr. Andreas Kotte (Universität Bern).

Leiterin der ungarischen Forschungsgruppe Doz. Dr. Magdolna Balkányi.

Popularisierung neuer wissenschaftlicher Ergebnisse und Entwicklung von Initiativen zu wissenschaftlichen Tätigkeiten an der Universität Debrecen (TÁMOP-4.2.3-08/1-2009-0006, 2010-12).

Teilnehmer: Dr. habil. Iványi, Zsuzsanna/ Dr. Horváth, Andrea

Internationale Konferenzorganisation und elektronische Publikationsentwicklung an der Universität Debrecen im Interesse der Dissemination neuer Ergebnisse (TÁMOP-4.2.3-08/1-2009-0017; 2010-12).

Leitung: Dr. habil. Iványi, Zsuzsanna

Teilnehmer: Dr. Horváth, Andrea

PERSONALIA

Péter Csátár – Ernennung zum stellvertretenden Institutsdirektor

Dr. habil. Kálmán Kovács – Ernennung zum Leiter des Programms für Deutsche Literatur im Doktorandenkolleg für Literaturwissenschaft der Universität Debrecen.

Krisztián Majoros – Ernennung zum Assistenten am Lehrstuhl für germanistische Linguistik.

SONSTIGES

Studienreisen:

8. April- 18. April

DAAD-Studienreise Berlin-Hamburg: Stadtarchäologie und Grenzziehungen

Organisation: Barbara Eder und Sándor Trippó

27.-29. April

Studienreise nach Wien

Organisation: Máté Tóth und Krisztián Majoros

23. November

Studienreise nach Budapest (Goethe Institut, Österreichisches Kulturforum, Landesbibliothek für Fremdsprachige Literaturen, Andrassy Universität)

Organisation: Marcell Grunda und Sándor Trippó

Lesungen und Vorträge:

08. Mai

Vortrag von Hans-Werner Retterath *Abenteuer und Volkstumsideologie*

09. Mai

Vortrag von Beáta Kovács Königin Elizabeth: *Abends lege ich müde meine Krone ab...*

09. Mai

Theateraufführung der Arany János Grundschule *Till Eulenspiegel*

09. Mai

Vortrag von Gergely Pethő *Deutsche Popmusik von 1970 bis 1990*

10. Mai
Vortrag von Hans-Werner Retterath
*Städtepartnerschaften zwischen Baden-
Württemberg und Ungarn*

10. Mai
Vortrag von Tamás Lichtmann *Zwei
mythische Helden der europäischen Kultur*

24. September
Lesung von Nicol Ljubic (in Kooperation
mit dem DKF Lenau-Haus und Robert-
Bosch-Stiftung)

17. April
Lesung mit Julya Rabinowich (in Koope-
ration mit der Österreich-Sammlung Deb-
recen)

5. März
Szenische Lesung von Irene Colin (in
Kooperation mit der Österreich-Sammlung
Debrecen)

28. September
Vortrag von Erzsébet Berta *Das Jüdische
Museum Berlin*

28. September
Vortrag von Piroska Kocsány *Berlin einst
und heute*

Buchvorstellungen:

27. September
Buchvorstellung von Attila Kenyeres
*Iránytű Berlinhez – Dolgozni és tanulni a
német fővárosban*

Wettbewerbe:

8. Mai
Wettbewerb für Gymnasiasten zum Film
Good Bye, Lenin!
Organisation: Sándor Trippó und Susanne
Ufer

28. September
Landeskunde-Wettbewerb für Gymnasias-
ten über Berlin
Organisation: Krisztián Majoros, Máté
Tóth, Sándor Trippó

Workshops:

11. Mai
Theaterworkshop mit der Theatergruppe
DraMaschine (Pécs)

30. November - 1. Dezember
Workshop mit den Übersetzern Lajos Ada-
mik und László Márton (in Kooperation
mit dem Deutschen Kulturforum)

21. März
Ein Comic-Workshop mit Gabi „Sequential“
Szekatsch (Organisation: Barbara Eder in
Kooperation mit der Österreich-Sammlung
Debrecen)

26-27. September, 12. November
„HörBilder aus Debrecen“ Grundlagen
praktischer Radioarbeit von und mit Ute
Maurnböck-Mosser und Barbara Eder

19. Oktober
Die Integration von Datentypen in der
theoretischen Linguistik, Debrecen
(Organisation: Prof. Dr. András Kertész)

Theateraufführungen:

10. Mai
Theateraufführung der Theatergruppe
DraMaschine (Pécs) Örkény: *Familie Tót*

14. November
Theateraufführung des Erfreulichen
Theaters (Erfurt)- in Kooperation mit dem
Deutschen Kulturforum

Veranstaltungsreihen:

8.-11. Mai
Germanistenwoche
Organisation: Krisztina Kovács und die
Spezialisierung Kulturmanagement

25.- 29. Juli
Campus-Festival 2012: Infotheke, Lesungen,
Wettbewerbe in der sog. Straße der
europäischen Sprachen

28. September
Lange Nacht der Forscher: *Berlin: Wanderungen unter den Linden*
Organisation: Krisztián Majoros, Máté Tóth,
Sándor Trippó, Spezialisierung Kulturmanagement

Infoveranstaltungen:

13. September
Tag der offenen Tür für Erstsemester

29. November
Infoveranstaltung *Tag der deutschen Sprache*
in der Méliusz-Juhász Péter Bezirksbibliothek

Periodika:

Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.1 (2012). Münster: Nodus Publikationen, 2012, 1-108.

Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.1 (2012). Münster: Nodus Publikationen, 2012, 109-225.

Werkstatt. Internet-Zeitschrift für germanistische und vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft. URL: <http://werkstatt.unideb.hu/index.htm>.

Arbeiten zur Deutschen Philologie 29 (2012). 1-238.

Zusammengestellt von Zsuzsanna Darai

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

**WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN**

22. November: Gastvortrag von Univ.-Doz. Dr. Stefan Pongó (János Selye Universität Komárno) mit dem Titel „Lexikografie und Cloud Computing. Präsentation eines deutsch-ungarischen/ungarisch-deutschen online Wörterbuches“
22. November: Wissenschaftliche Tagung zum Fest der Ungarischen Wissenschaft

FORSCHUNGSPROJEKTE

Abschluss des Projekts „Entwicklung von Lehrmaterialien für den Fachsprachenunterricht“. (TÁMOP - 4.1.2.A/2-10/1)
Teilnehmer: Dr. Márta Murányi-Zagyvai,

Dr. Éva Kalocsai Varga, Dr. Mihály Harsányi

PERSONALIA:

Dr. Tamás Fáy – Ernennung zum Hochschuldozenten

SONSTIGES

Periodika:
Harsányi, Mihály (Hg.): *Germanistische Studien VIII*. Eger: Líceum Verlag, 2011, 221 S.

27. Januar: Lesewettbewerb für Deutschlernende aus der nordungarischen Region mit Unterstützung des Goethe-Instituts und der Deutschen Botschaft Budapest

28. Februar - 20. April: Gruppenwettbewerb für Deutschlernende zum Thema „Kultur der deutschsprachigen Länder“

April - Juli: Studienaufenthalte von Germanistikstudenten an den Universitäten Regensburg und Erfurt (ERASMUS)

21-25. August: Ferienlager „Agria Germanistica“ zur Förderung begabter Deutschlernender, unterstützt durch „Nemzeti Tehetség Program“ (NTP-KNYT-12)

15. Dezember: Studienausflug von Germanistikstudenten nach Wien

Zusammengestellt von Mihály Harsányi

Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

3. Oktober: 8. Wörterbuchtag - veranstaltet von der Arbeitsgruppe für Lexikologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der KRE (Zita Hollós)

4. Mai: „Digitale Unterrichtsmaterialien - pädagogische IKT-Kompetenz in der Lehrerbildung“ – Konferenz (Dringó-Horváth Ida, KRE, BTK)

PERSONALIA

Dringó-Horváth, Ida: Ernennung zur Leiterin der Arbeitsgruppe Fachdidaktiker und zur stellvertretenden Leiterin des Zentrums für Lehrerbildung (KRE BTK)

Hollós, Zita: 01 2012 – 12 2012 Humboldt-Stipendium (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg)

Hollós, Zita: als Gastdozentin im Sommersemester 2011/12 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, „Grammatik im Wörterbuch“ (Hauptseminar), mit Prof. Dr. S. Schierholz gemeinsam

Czeglédy, Anita: Gastdozentin im Rahmen der Erasmus Dozentenmobilität an der Universität Bern Oktober 2012.

Dringó-Horváth Ida: Nachbetreuungsstipendium an der Universität Wien (A) mit einem Stipendium vom ÖAD, 01.07.2012-01.08. 2012

Ritz, Szilva: Gastdozentin im Rahmen der Erasmus Dozentenmobilität an der Universität Potsdam Juni 2012.

SONSTIGES

April 2012:

Organisation eines bilateralen Studentensymposiums in Rumänien mit Studenten und Dozenten des Lehrstuhls für Germanistik der Christlichen Universität Partium im Thema „Dekonstruktion und Re-Konstruktion des Mythos“, April 2012. (Organisiert von Szilvia Ritz, Anita Czeglédy)

József Fülöp und zwei Mitglieder der Übersetzer-Werkstatt Hüperión wirkten an der nächsten Ausgabe des Dohnányi Jahrbuchs (2012) mit – herausgegeben von der Philosophischen Forschungsstelle der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

26.-30. September:

Begabtenförderungs-Workshop in Balatonfüred „Lélektördékek“ [Seelenfragmente] finanziert durch das Programm NTP-

FTNyT-12. Organisiert von Anita Czeglédy, József Fülöp, Szilvia Ritz, László Klemm. U.a. Vorstellung der Werkstätte des Lehrstuhls: Hüperiön, Textur, Studentischer Fachzirkel (TDK).

Oktober 2012:

Prof. Dr. Augus Stahl: Vorlesung „Formen und Rezeption der christlichen Heilsbot-

schaft“ gefördert durch das Erasmus-Programm

10. Dezember:

Als Gast zum Werkstattgespräch im Übersetzer-Werkstatt Hüperiön: der Übersetzer und Schriftsteller Zoltán Majtényi

Zusammengestellt von László Klemm

Universität Miskolc (ME)
Institut für Moderne Philologie
Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

12. April

Gastvortrag von Dr. Silke Gester (Universität Zlín) „Quo vadis, DaF?“

25. Oktober

V. Internationale Germanistische Konferenz „Gender in der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaften“, gefördert von der Universität Miskolc

15. November

Rundtischgespräch zum Thema Deutsch im Beruf, eingeladen waren Vertreter der Firmen aus der Region (Organisation: Tünde Paksy)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Fachsprache der Logistik“

TÁMOP B2

Laufzeit: 2010-2012

Projektleiter: Dr. Mária Kovács

Teilnehmer: Dr. Erika Kegyes, Dr. Csilla Dobos, Dr. Renáta Kriston

„Unternehmenskommunikation“

TÁMOP B2

Laufzeit: 2010-2012

Projektleiter: Dr. Csilla Dobos

Teilnehmerinnen: Dr. Mária Kovács, Dr. Erika Kegyes, Dr. Renáta Kriston

„Studentische Stammbücher an der Schemnitzer Akademie“

Universität Miskolc

Laufzeit: 2009-2013

Projektleiter: Dr. Erika Kegyes

Teilnehmer: Dr. Gabriella Bikics, Dr. Attila Tózsá-Rigó, Dr. Zita Horváth

„Gender und Reality Shows“

Universität Hildesheim, Universität Miskolc

Laufzeit: 2012-2014

Projektleiter: Prof. Dr. Beatrix Kress (Universität Hildesheim)

Teilnehmer: Dr. Erika Kegyes und Dr. Amalia Sdroulia

PERSONALIA

Dr. Marianna Sörös: Ernennung zur Oberassistentin (ab 1. September 2012)

Dr. Erika Kegyes: Forschungsaufenthalt an der Universität München (KAAD) (Mai-August 2012)

Dr. Erika Kegyes: Forschungsaufenthalt an der Universität Hildesheim (DAAD) (November 2012 – Januar 2013)

SONSTIGES

Tünde Paksy ist Mitarbeiterin der Zeitschrift *Műút* und betreut die deutsche Lesecke der Zeitschrift.

Online: <http://www.muut.hu/kikotoihirek/index.html>

„Die Germanen – ihre Sprache und Kultur“ – Ausstellung am 17. September in Miskolc im Rahmen des Programms „Nacht der Forscher“

17. September

Nacht der Forscher „Germanische Sprachen und Kulturen“ – eine Präsentationreihe der

Dozenten des Lehrstuhls für Deutsch- und Literaturwissenschaft

22. September

„Deutschsprachige Kultur“ – Schülerwettbewerb für die Gymnasien der Stadt Miskolc und der nordungarischen Region

„Deutsche historische Kulturwurzeln in der Stadt Miskolc und ihrer Umgebung“ – ein kulturförderndes Projekt in Zusammenarbeit mit der Verwaltung der Deutschen Minderheit der Stadt Miskolc und der Stadt Szerencs.

Zusammengestellt von Erika Kegyes

**Westungarische Universität
Universitätszentrum Savaria
Lehrstuhl für Germanistik**

PERSONALIA

Juni: ÖAD-Forschungstipendium Wien – Dóra Takács

16.05.2012

Jubiläum: 20 Jahre Österreich-Bibliothek Szombathely

SONSTIGES

01.03.2012

Literaturfahrten

Lesung mit Josef Haslinger (*Jáchymov*) im Literaturhaus Mattersburg

(unterstützt vom Literaturhaus Mattersburg)

Buchpräsentation:

Lang, Elisabeth/ Pólay, Veronika/ Szatmári Petra/ Takács, Dóra (Hg., 2012):

Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Dr. Kovac.

19.04.2012

First Novelist

Lesung mit Anna-Elisabeth Mayer (*Fliegengewicht*)

(unterstützt vom Österreichischen Kulturforum Budapest)

16.05.2012

Lesung: Gustav Klimt: Kartengröße. Variationen über den „Kuss“

zusammengestellt und gelesen von Jovita Dermota

(unterstützt vom Österreichischen Kulturforum Budapest)

- 26.10.2012
Österreich liest
Vortrag von Dr. Szilvia Ritz: Das epische Schaffen von Arthur Schnitzler (unterstützt vom Österreichischen Kulturforum Budapest)
- Mattersburg und des Lehrstuhls für Germanistik in Szombathely
Lesung mit Krisztina Tóth (Strichcode) am Lehrstuhl für Germanistik in Szombathely (unterstützt vom Literaturhaus Mattersburg)
- 26.11.2012
Jubiläum: 5 Jahre „Literaturfahrten“: gemeinsames Projekt des Literaturhauses
- Zusammengestellt von Dóra Takács

Pannonische Universität (PE) Veszprém Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

14. Februar: Gastvortrag organisiert zusammen mit der Fachkommission für Sprach- und Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (VEAB) und der Fakultät für Moderne Philologie und Gesellschaftswissenschaften an der Pannonischen Universität Veszprém:
Prof. em. Prof. András Vízkelety (Budapest): „Litteraturen auf dem Weg zum Pergament“

12. September: Gastvortrag in der Reihe „Veszprémer Deutsche Begegnungen“:
Dr. Ingo Uhlig (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg): Die ermüdete Epoche: Der Schlaf in der Literatur der späten Aufklärung

26.-27. Oktober: IFNIG-Tagung mit dem Titel „Interkulturalität aus der Sicht von Semantik und Pragmatik“

FORSCHUNGSPROJEKTE

Interkulturelle Germanistik mit dem Schwerpunkt ‚Deutsch als Minderheitensprache‘ vs. ‚Deutsch als Fremdsprache‘ (DAAD: GIP-Projekt)
Laufzeit: 2011-2012

Projektleiter: Univ.-Prof. Dr. Csaba Földes, DSc. (Veszprém), Univ.-Prof. Dr. Gerd Antos (Halle)

Teilnehmer: Germanistisches Institut an der Pannonischen Universität Veszprém; Germanistisches Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

PERSONALIA

Dr. Attila Németh, wiss. Oberassistent: Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen des DAAD-GIP-Projekts (13.–27. April)

Univ.-Doz. Frau Dr. Gabriella Rác: Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen des DAAD-GIP-Projekts (16.–29. November)

SONSTIGES

6. März: III. Deutschlehrertag

Internationales Forschungs- und Nachwuchsnetzwerk für Interkulturelle Germanistik (IFNIG) im Rahmen des Kompetenzzentrums interkulturelle Linguistik/Germanistik, eine Werkstatt für interkulturell-germanistische Forschungs-, Weiterbildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen (seit 2008),

siehe <http://www.germanistik.uni-pannon.hu/kompetenzzentrum/>

Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik, Jahrgang 2.

Bd. 4. der Reihe Beiträge zur Interkulturellen Germanistik:

Tamás Fáy: Sekundäre Formen des Foreigner Talk im Deutschen aus übersetzungswissenschaftlicher Sicht.

Erasmus-Partnerschaften mit:

- Universität Antwerpen
- Universität Nantes
- Universität Bayreuth

- Technische Universität Chemnitz
- Universität Lettlands in Riga
- Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
- Universität Regensburg
- Technische Universität Darmstadt

Schülerwettbewerb „Deutschtalente gesucht“, gefördert durch die Előd-Halász-Stiftung

Studentenzeitung Veszprémer Uniblätter (VUB) Jg. 2.

siehe www.germanistik.uni-pannon.hu/vub

Zusammengestellt von László V. Szabó

**Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
Mitteleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

16–19. Juli

Germanistischer Doktoranden-Workshop der Universität Duisburg-Essen und der Katholischen Péter-Pázmány-Universität, TÁMOP BTK-IDI-I.1.b)-1.

FORSCHUNGSPROJEKTE

Ungarische Autoren in der ausländischen deutschsprachigen Presse zwischen 1900 und 1938

TÁMOP BTK-IDI-I.2.-1

Laufzeit: 2012-2013

Projektleiterin: Dr. Zsuzsa Bognár

PERSONALIA

Dr. Ágnes Salánki: Ernennung zur Instituts- und Lehrstuhlleiterin

Dr. Zsuzsa Soproni: Ernennung zur Oberassistentin

Dr. Klára Berzeviczy: Auszeichnung mit dem Robert-Gragger-Preis

Dr. Zsuzsa Bognár: Habilitation (11. September)

Dr. Zsuzsa Bognár: Forschungsaufenthalt an der Universität Wien (November)
TÁMOP BTK-IDI-I.2.-1

SONSTIGES

13. September,

Gastvorlesung von Dr. Andrea Schäfer (Universität Duisburg-Essen): „Suggestopädie im Sprachunterricht“

14. September,

Gastvorlesung von Prof. Roland Galle (Universität Duisburg-Essen): „Rousseau und die Imagination“

14. September,
Gastvorlesung von Prof. Werner Jung
(Universität Duisburg-Essen): „Kulturwis-
senschaftliche Fragestellungen in der
Literaturwissenschaft“

Zusammengestellt von Péter Lőkös

Universität Pécs (PTE)
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

7.-11. Oktober: „Kafka-Comics“ – Work-
shop an der Universität Pécs im Rahmen
der Institutspartnerschaft zwischen dem
Institut für deutsche Literatur und ihre
Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt
am Main und dem Germanistischen Institut
der Universität Pécs (Leitung: Jun.-Prof.
Dr. Torsten Hoffmann; Dr. Lehel Sata)

FORSCHUNGSPROJEKTE

Medialisierung des Zerfalls der Doppel-
monarchie in deutschsprachigen Regional-
periodika zwischen 1880 und 1914 – inter-
nationales Forschungsprojekt

Laufzeit: 2010-2012

Projektleiter: Prof. Dr. Szendi Zoltán

Teilnehmer: Prof. Dr. Matja Birk (Maribor),
Prof. Dr. Josip Babic (Osijek/Eszék), Dr.
Jozef Tancer (Bratislava/Pozsony), Dr.
Bianca Bican (Cluj/Kolozsvár), Mgr. Tereza
Pavličková (Olomouc), Mgr. Alina Mazilu
(Timișoara/Temesvár)

Netzwerk - Kulturwissenschaftliche Medi-
enwissenschaft in Mittel- und Osteuropa

Laufzeit: 2011-2014

Projektleiter: Prof. Dr. Dieter Mersch (Uni-
versität Potsdam, Institut für Künste und
Medien); Prof. Dr. Wolfgang Beilenhoff

(Internationales Kolleg für Kulturtechnik-
forschung und Medienphilosophie)

Partnern: Litauen (EHU Vilnius), Tsche-
chische Republik (Akademie der bildenden
Künste, Karlsuniversität Prag), Polen
(Adam-Mickiewicz Universität Poznań,
Schlesische Universität Katowice) und
Ungarn (University of Pécs; Dr. Edina
Sándorfi und Dr. Lehel Sata)

PERSONALIA

Dr. Péter Maitz: Habilitation (20. April)

Dr. Hilda Schauer: Habilitation (23. April)

Dr. Zsuzsanna Gerner: Habilitation (15.
Juni)

SONSTIGES

22. März: Vortrag von Prof. Dr. Csaba
Földes (PE): „Sprachliche ‘Zweisamkeit’:
Kontakt kreativität im Deutschen“

10. Oktober: „Immer wieder Dezember“ –
Lesung der Autorin Susanne Schädlich

24. Oktober: „Erfahrungsweisen und
Arbeitsmethoden eines Schriftstellers“:
Vortrag von Michael Wüstefeld (Dresden)
– Veranstalter: Pécs Regional Center

der Ungarischen Akademie der Wissenschaften – Germanistische Arbeitskommission

7. November: Lesung der österreichischen Autorin Barbara Aschenwald

Zusammengestellt von Lehel Sata

**Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik
Lehrstuhl für Deutsche Literaturwissenschaft**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

2.-6. Mai: Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Internationale Tagung aus Anlass des 50. Todestages des Dichters. Organisation: Géza Horváth, Detlef Haberland; Förderer: Fritz Thyssen Stiftung, Internationale Hermann Hesse Gesellschaft; Teilnehmer: Árpád Bernáth, Dorothea Böhme, Veronica Buciuman, Anita Czeglédy, Helga Esselborn, Ralph Freedman, István Fried, Arno Gimber, Carina Gröner, Miklós Györffy, Márton Kalász, Tünde Katona, Lajos Mitnyán, Magdolna Orosz, Uli Rothfuss, Tigran Simyan, August Stahl, Balasundaram Subramanian, László V. Szabó, Zoltán Szendi, Metin Toprak, Volker Wehdeking.

17.-19. Mai: Universalien. Annäherungen an die Natur der Literatur. Internationale Tagung. Organisation: Endre Hárs, Márta Horváth, Erzsébet Szabó; Förderer: Alexander von Humboldt-Stiftung; Teilnehmer: Achim Barsch, Árpád Bernáth, Thomas Eder, Andreas Ehrenreich, Karl Eibl, Joachim Jacob, Boglárka Komlósi, Livia Ivaskó, Gerhard Lauer, Nils Lehnert, Zsuzsanna Lengyel, Katja Mellmann, Lajos Mitnyán, Anja Oesterhelt, Magdolna Orosz, Filippo Smerilli, Judit Szabó.

1.-2. Juni: Jahresversammlung und Fachtagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten. Organisation: Géza Horváth; Förderer: Österreichisches Kulturforum, Budapest; Vortragende: Attila Bombitz, Károly Csúri, Wolfgang Hackl, Márta Horváth, Péter Kappel, Heinz-Helmut Lüger, Orsolya Rauzs, Ágnes Túri.

Gastvortrag

24. April: Ernst A. Schmidt (Tübingen): Borchards Jamben

FORSCHUNGSPROJEKTE

Titel des Forschungsprojekts: Die kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung. Institutspartnerschaft der Alexander von Humboldt-Stiftung; Kooperation mit dem Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen). LeiterInnen: Márta Horváth, Katja Mellmann; MitarbeiterInnen: Endre Hárs, Erzsébet Szabó, Judit Szabó, Gerhard Lauer, Berenike Hermann, Stefanie Luther, Katrin Pollmann.

PERSONALIA

1. Januar: Judit Szabó – Ernennung zur Assistentin am Lehrstuhl für deutsche Literaturwissenschaft

Auszeichnungen

10. März: Prof. Árpád Bernáth: Szókefalvi-Nagy Béla Preis (Preisstifter: Stiftung der

Stadt Szeged; Feierliche Preisverleihung im Nationaltheater Szeged)

6. Mai: Prof. Árpád Bernáth: Preis der Ungarischen Akademie für Wissenschaften

Erwerb akademischer Titel

18. Oktober: Endre Hárs – Habilitation

Forschungsaufenthalt

18.-23. November: Árpád Bernáth: Stadtbücherei Köln, Heinrich Böll-Archiv, Universität Köln. Ziel des Aufenthaltes: Betreuung des Nachlasses von Heinrich Böll, Erschließung der Korrespondenz des Autors mit dem ungarischen P.E.N-Zentrum.

03.-31. Juli: Géza Horváth: Europäisches Übersetzer-Kollegium Straelen (Monica Cantieni: Grünschnabel; Hermann Hesse: Franz von Assisi)

SONSTIGES

Germanistisches Magazin 2011/2. Herausgeber: Tünde Katona, Dorothea Böhme

24. April: Buchpräsentationen / Veranstaltung der Szegeder Kommission der Ungarischen Akademie der Wissenschaften: Árpád Bernáth; Lajos Mitnyán; Ágnes Szabó (Hg.): Faust I und kein Ende. Grimm: Szeged 2012; Erzsébet Szabó; Zoltán Vecsey: Nézőpont és jelentés. Szeged: Grimm Kiadó 2010; Tünde Katona; Caritas und Memoria: eine Leutschauer Stiftung im Dienste der Bildungsförderung in der Zips im 16. Jahrhundert. München: Oldenburg 2011.

3.-31. Mai: Ausstellung „Hermann Hesse in Ungarn“ in der Universitätsbibliothek

Im Rahmen des Double-Degree-Projektes Empfang von zwei Studentinnen der Universität Kassel

Zusammengestellt von Judit Szabó

**Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik
Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

16.-17. April: Jahrestreffen der Österreich-Bibliothekaren. Fachtagung mit Lesung von Júlja Rabinowich

1.-2. Juni: Jahrestagung der ungarischen Germanisten. Schwerpunkt: Österreich. Präsentation des Lehrstuhls für österreichische Literatur und Kultur der Universität Szeged mit Vorträgen von Attila Bombitz, Károly Csúri und Márta Horváth.

23.-24. September: Pluralität als kulturelle Lebensform. Österreich und die Nationalkulturen Südeuropas. Kolloquium der Österreich-Bibliotheken im Ausland. Ungarn – Rumänien – Serbien – Kroatien.

19.-20. November: Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Organisation: Attila Bombitz, Károly Csúri; Förderer: Österreichisches Kulturforum, Budapest; Teilnehmer: Zsuzsa Bognár, Márta Horváth, Dietmar Goltschnigg, Gerhard Hubmann, Magdolna Orosz Eleonora Ringler-Pascu,

Szilvia Ritz, Erzsébet Szabó, Judit Szabó, Zoltán Szendi.

Gastvorträge

27. März: Die schwierigen Anfänge - junge österreichische Literatur 1945-1960. Gastvortrag von dr. habil. Slawomir Piontek (Poznań, Polen)

9. Oktober: Sprachmächtig, sprachlos, mehrsprachig. Gastvortrag von Hajnalka Nagy (Adria-Universität Klagenfurt)

FORSCHUNGSPROJEKTE

Institutspartnerschaft der Alexander von Humboldt-Stiftung; Kooperation mit dem Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen). Titel des Forschungsprojekts: Die kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung. Leiterin: Márta Horváth

PERSONALIA

Auszeichnung

20. April: Prof. Csúri Károly: Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft

und Kunst I. Klasse (Preisstifter: Republik Österreich; Feierliche Preisverleihung in der Österreichischen Residenz, Budapest)

SONSTIGES

14. Februar: Felix-Kanitz-Ausstellung

6. März: „Der Riss der Zeit geht durch mein Herz“: Leseabend von Irene Colin

Buchpräsentationen

9. Oktober: Ungarn liest Österreich 2012: Österreichische Migrationsliteratur. Präsentation der thematischen Sondernummer der ungarischen Kulturzeitschrift *Forrás* mit Attila Bombitz und Hajnalka Nagy (HerausgeberInnen), László Füzi (Chefredakteur der Kulturzeitschrift *FORRÁS*), Márta Bogáts und Mihály Arany (Projektteilnehmer)

24. April: Spielformen des Erzählens. Studien zur österreichischen Gegenwartsliteratur von Attila Bombitz

Zusammengestellt von Judit Szabó

Universität Szeged (SZTE) Institut für Germanistik Lehrstuhl für Germanistische Linguistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

2.1 Humboldt-Kolleg:

12-15. Dezember: Humboldt-Kolleg mit dem Titel „Schnittstelle Text“

Fördernde Institution: Alexander von Humboldt Stiftung

Organisation: alle Mitarbeiter(inn)en des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik unter der Leitung von Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné

(s. Homepage des Kollegs:

<http://www.humboldtkolleg12.hu/>)

2.2. Herder-Dozentur

1. Febr.-30. Juni: Prof. Dr. Heinz-Helmut Lüger, Universität Koblenz-Landau, Vorlesungen und Seminare im BA-MA- und im Doktorandenstudium.

2.3 Gastvorträge:

4.-6. April: Prof. Dr. Alja Lipavic Ostir (Universität Maribor, Institut für Germanistik) (Erasmus-Partnerschaft)

16. April: Dr. Marta Smykała, Uniwersytet Rzeszowski (Rzeszów, Polen) (Erasmus-Partnerschaft)

18. April: Dr. Agnieszka Buk, Uniwersytet Rzeszowski (Rzeszów, Polen) (Erasmus-Partnerschaft)

23.-29. April: Prof. em. Hans-Werner Eroms, Universität Passau

2.4 Bilaterales Seminar

16.-20. April: Horst Liedtke (Göttingen) bilaterales Seminar mit Dr. Kispál Tamás für deutsche und ungarische Studierende, (Erasmus-Partnerschaft)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„EuroGr@mm“ <http://www.ids-mannheim.de/gra/eurogr@mm.html>

„EuroGr@mm ist ein Projekt zur typologisch und kontrastiv vergleichenden grammatischen Erforschung und Beschreibung des Deutschen auf europäischer Ebene.“ An der Arbeit, die vom Institut für Deutsche Sprache – IDS Mannheim geleitet wird, nehmen fünf Projektgruppen (aus Frankreich, Italien, Norwegen, Polen und Ungarn) teil.

Zeitraum: 2007-2012, bzw. 2004-2006: Pilotphase

Leiterin der Projektarbeit: Prof. Dr. Gisela Zifonun

Förderer: die Leibniz-Gemeinschaft (Deutschland)

Die Ergebnisse der Arbeit, die sich z.Z. in der Auslaufphase befindet, sind unter der folgenden Adresse zu erreichen:

http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gruwi.ansicht?v_typ=o

Der ungarische kontrastive Teil ist unter http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gruwi.ansicht?v_typ=o&v_id=5528 zu finden.

Mitarbeiter der ungarischen Projektgruppe:

Prof. Dr. Péter Bassola, Universität Szeged – SZTE (Leiter); Viktória Dabóczy, Universität Siegen (früher SZTE); Dr. Beáta Gyuris, Institut für Sprachwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (seit Juni 2011); Dr. habil. Attila Péteri, ELTE-Universität Budapest; Dr. habil. Pál Uzonyi, ELTE-Universität Budapest (seit Juni 2011)

Ehemalige Mitarbeiter:

Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné, SZTE (von 2010 bis Juni 2011); Dr. György Scheibl, SZTE (bis Juni 2011); Ágnes Túri, SZTE (bis Juni 2011); Ágota Asztalos (Einheit 'Prosodie')

Die Nutzergruppen in Ungarn setzen sich in erster Linie aus fortgeschrittenen Lernenden des Deutschen, aus Studierenden der Germanistik sowie aus Deutschlehrern zusammen. Darüber hinaus richtet sich das ungarische landessprachspezifische Modul ebenfalls an Wissenschaftler (v.a. Hochschuldozenten), die die Ergebnisse des „ProGr@mms“ aus ungarischer Sicht didaktisch aufarbeiten. Ferner kann das ungarische Modul aber auch als eine Quelle für Wissenschaftler dienen, die sich mit der typologischen und kontrastiven Erforschung des Ungarischen befassen. Das „ProGr@mm Kontrastiv“ entsteht als eine **online Grammatik** und bietet daher – im Vergleich mit herkömmlichen Grammatiken – viel differenziertere Zugangsmöglichkeiten und effizientere Anwendungen.

„Persuasionsstile“: ein internationales Projekt unter der Leitung von Dr. habil. Harmut Lenk (Helsinki). Ungarische Teilnehmer: Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné, Dr. Tamás Kispál (<http://blogs.helsinki.fi/persuasionsstile-in-europa>)

PERSONALIA

Auszeichnung:

19. Januar: Prof. Dr. Péter Bassola – Apáczai Csere János-Auszeichnung (Preisverleihung am Tage der Ungarischen Kultur) für Leistungen in der Lehre und Forschung

Pensionierung:

Dr. habil. Katalin Petneki

SONSTIGES

Veröffentlichung des ersten Bandes der neu gegründeten Bandreihe des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik.

• Titel der Reihe: Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik, ISSN: 2192-6859

• Verlag: Peter Lang Internationaler Verlag der Wissenschaften

• Reihenherausgeber: Drewnowska-Vargáné Ewa/ Bassola Péter

Autor und Titel des ersten Bandes: Németh, János (2012): Buchstabengebrauch in der Ödenburger Kanzleischriftlichkeit vom 16. Bis zum 18. Jahrhundert (1510-1800).

Zusammengestellt von Judit Szabó

Universität Szeged (SZTE)

Erziehungswissenschaftliche Fakultät „Gyula Juhász”

Lehrstuhl für Deutsch als Minderheitenkultur

FORSCHUNGSPROJEKTE

Julia Haussmann

Autorin für den ungarischen Teil des internationalen Projektes “Quo vadis, DaF? II”, in dem die Rolle des Deutschen als Fremdsprache in Osteuropa dargestellt werden soll. (Januar 2012 - Dezember 2013)

Erika Grossmann

Teilnahme am COMENIUS Multilateral Project “Education and Gender (EDGE)”.
Projektnummer: 518097-LLP-1-2011-BE-COMENIUS CMP
(Oktober 2011-September 2014)

GASTVORTRÄGE

12-16. März:

Dr. Zoltán Samu (Friedrich-Schiller-Universität Jena Institut für Erziehungswissenschaft):

- Neuropsychologische Aspekte von Erziehung und Unterricht
- Psychologie des Lerners

- Der “gute” Lehrer - Gelingensbedingungen für Lernprozesse aus der Sicht der empirischen Lehrerforschung

13-19. April:

Dr. Christine van Liederkerke (Hogeschool-Universiteit Brussel – HUB): Education in Flanders – Teaching Programmes at HUB-EHSAL

Gastvorträge Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität

16-22. Mai:

Grzegorz Piekarski (Akademia Pomorska w Slupsku): Prosocial education as (un)reduced element of teacher’s identity

16-22. Mai:

Justyna Ratkowska-Pasikowska (Akademia Pomorska w Slupsku): Swinging as a problem of the postmodern family. Research Report on the Polish example

SONSTIGES

Ágnes Dibóné Borbély: Lehraufenthalt an der West-Universität Temeswar (Rumänien) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (28. März - 1. April)

Erzsébet Drahota-Szabó: Gastprofessur am Institut für Germanistik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt im Sommersemester 2011/2012; der gehaltene Kurs: Kontrastive Sprachbetrachtung

Erzsébet Drahota-Szabó: DAAD-Forschungsaufenthalt an der Georg-August-Universität in Göttingen (01. Juli - 31. September 2012)

Julia Haussmann: Lehraufenthalt an der Universität Slupsk (Pädagogisches Institut)

im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (12.-18. März)

Julia Haussmann: Teilnahme am Interkulturellen Kommunikationsprojekt "Deutsch in der Welt" zwischen Studierenden an verschiedenen Hochschulen in China, Vietnam, Kolumbien und Ungarn. Ziel des Projektes ist die authentische Sprachpraxis (Januar 2012 - September 2012)

Eszter Propsz: Lehraufenthalt an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems (Campus Krems-Mitterau) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (19.-24. Mai)

Zusammengestellt von Eszter Propsz

Doktorandenkollegs 2012

Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut

Kontakt und weitere Informationen
elte.germanistik@gmail.com

Literaturwissenschaft:
<http://epika.web.elte.hu/doktor>

Sprachwissenschaft: Prof. Dr. Ernő Kulcsár Szabó (E-Mail: kulcsar.szabo.erno@btk.elte.hu)
<http://www.btk.elte.hu/oktatas.phf.nyelv-tud.aspx>;
<http://www.eltebtk2.hu/deutsch.asp?id=28>

Angewandte Sprachwissenschaft:
<http://www.btk.elte.hu/szk.phd.aspx> und
knapp-ilona@t-online.hu

Skandinavistik (Doktorandenschule Literaturwissenschaft): Prof. Dr. András Masát; Dr. Péter Mádl; svea.elte.hu

Skandinavistik (Doktorandenschule Sprachwissenschaft): Dr. Péter Ács; acs123@ludens.elte.hu

DISSERTATIONEN IN ARBEIT
Gyuricza, Katalin: Textsortenintertextualität (Betreuerin: Dr. Roberta V. Rada)

Hackl, Rita: Multimodale Texte in Medientexten (Betreuerin: Prof. Dr. Erzsébet Knipf)

Kovács, László: Neue Textmuster in digitalen Lehrwerken (Betreuer: Prof. Dr. Erzsébet Knipf / Prof. Dr. Waltraud Schreiber)

Radics, Tamás: Metaphern in Werken von Mikszáth und Móricz und in ihren ungarischen Übersetzungen (Betreuerin: Dr. Rita Szabó)

Raffo, Kamilla: Der unzuverlässige Erzähler bei Kleist (Betreuerin: Prof. Dr. Magdolna Orosz)

Tési, Áron: Szupraszegmentális hangváltások a skandináv nyelvekben (Betreuer: Dr. Péter Ács)

Ildikó Annus: A kanonizáció Svédországban (Betreuer: Dr. Péter Mádl)

Zsófia Ásó: Az elbeszélő identitásának narratívára gyakorolt hatása a modern skandináv regényben. (Betreuer: Prof. Dr. András Masát)

Orsolya Csákvári: Sagaelemek a modern skandináv irodalomban (Betreuer: Dr. Péter Mádl und Dr. Péter Ács)

Emese Nagy: Intertextualitás és vizuális narráció a kortárs norvég irodalomban (Betreuer: Prof. Dr. András Masát)

Csilla Mária Krisár: Hivatalos tolmácsolás Norvégiában (Offizielles Dolmetschen in Norwegen – Betreuer: Dr. Péter Ács)

Katalin Nardai: Irányjelentésű igekötős igék a svédben és a magyarban (Betreuer: Dr. Péter Ács)

Áron Tési: Skandináv szinkrón és diakrón dialektológia (Betreuer: Dr. Péter Ács)

Verteidigte Dissertationen
Eszter Kukorelli: "Kontrastiver Vergleich der indikativischen Tempora zur Bezeichnung von Zukünftigem im Deutschen und Ungarischen in nächstsprachlichen Äusserungen" (Betreuerin: Dr. Rita Brdar-Szabó)

Anna Vargyas: "Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs" (Betreuerin: Dr. Rita Brdar-Szabó)

Zusammengestellt von Gábor Kerekes

**Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik**

Graduiertenkolleg Linguistik
Graduiertenkolleg Theoretische Linguistik

KONTAKT

Prof. Dr. András Kertész
kertesz.andras@arts.unideb.hu

<http://web.t-online.hu/andraskertesz/>
Internetadresse: <http://denydi.unideb.hu/>

Graduiertenkolleg Germanistische Linguistik

- Geschriebene und gesprochene Varianten, Grammatik, Pragmatik und Semantik der deutschen Sprache
- Ungarisch-deutsche kontrastive Forschungen
- Übersetzung und Fremdsprachenerwerb

Haase, Zsófia: *Kohärenzstiftende Funktion von pronominalen indirekten Anaphern in Texten* (Betreuerin: Dr. Edit Dobi)

Majoros, Krisztián: *Wissenstransfer und Metapher am Beispiel der molekularen Zellbiologie* (Betreuer: Dr. Péter Csátár)

KONTAKT

Dr. Zsuzsanna Iványi
gacsi-ivanyi.zsuzsanna@arts.unideb.hu

Marinecz, Kornélia
Die soziale Positionierung und ihre Dynamik in Selbst- und Fremddarstellungen (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

KURSE

Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft (A. Kertész)
Einführung in die Phonologie (A. Kertész)
Sprachtheorie I-II (A. Kertész)
Das Nominalsystem des Deutschen (Zs. Iványi)
Betreuungsseminar (A. Kertész, Zs. Iványi, P. Csátár)

Mózes, Eszter: *Computerübersetzung* (Betreuer: Dr. Gergely Pethő)

P. Forgács, Edit: *Erwerb des deutschen Genussystems bei 14-16 jährigen ungarischen Deutschlernern. Eine empirische Untersuchung* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Bihari, Judit: *Plausible Argumentation in der Grammatikalisierungstheorie* (Betreuerin: Dr. Csilla Rákosi)

P. Szoboszlai, Helga: *Die Grammatik der Ellipse in der Struktur zusammengesetzter Sätze und Wörter* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Sajgál, Mónika: *Soziale Positionierung und ihre Handlungsmöglichkeiten im vorgeordneten Ermittlungsverfahren* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Sáfrányos, Tamara: *Die pragmatischen Dimensionen des Humors. Eine vergleichende Untersuchung der deutschen und der ungarischen Stand-up-comedy-Kultur* (Betreuer: Dr. Péter Csátár)

Thomas, Erika: *Phraseologismen in der gesprochenen Sprache* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Tóth, Máté: *Abgrenzungsmöglichkeiten der Metaphern und Metonymie* (Betreuer: Dr. Péter Csátár)

Vacsi, Anna: *Interkulturelle Analyse von Höflichkeitsstrategien in Bitthandlungen von deutsch-, englisch- und ungarischsprachigen Sprecher* (Betreuer: Dr. Péter Csátár)

VERTEIDIGTE DISSERTATION

Lakatos, Dániel: *Rund um das Argumentum ad hominem. Argumentationsfehler an der Schnittstelle zwischen Argumentationstheorie und Pragmatik* (Betreuer: Dr. Péter Csátár)

Zusammengestellt von Zsuzsanna Darai

Universität Debrecen (DE) Institut für Germanistik

Graduiertenkolleg Literaturwissenschaft
Graduiertenkolleg Deutsche Literatur

KONTAKT

Dr. habil. Kálmán Kovács
kovacs.kalman@arts.unideb.hu
<http://gi.unideb.hu/rolunk/tanszekek/nemet-nyelvu-irodalmak-tanszekek/>

KURZBESCHREIBUNG

Die Schwerpunkte des Programms "Deutschsprachige Literatur":

- Österreichische Literatur im 20. Jahrhundert
- Dramentheorie und Theaterwissenschaft
- Gattungstheoretische Probleme
- Intermedialität und Interkulturalität
- Komparatistik
- Niederlandistik (Literatur in den Niederlanden)

KURSE:

In der Gegenwartsliteratur: Erinnerung und Geschichte (Prof. Andrea Geier)
Betreuungsseminar (E. Pabis, K. Kovács, K. Katschthaler, M. Balkányi, A. Horváth, B. Kricsfalusi)
Deutsch-deutsche Begegnungen. Kolonialismus-Debatte in der Literatur seit 1989 (Prof. Dr. Andrea Geier)

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Friedrich, Eszter: Wahrnehmung und Stereotypen der jeweils anderen Nation in der deutschen und französischen Literatur des 19. Jahrhunderts (Betreuer: Dr. Kálmán Kovács)

Grunda, Marcell: *Konstruktionen des Rassismus in den Medea-Texten* (Betreuerin: Dr. Andrea Horváth)

Kaskó, Natália: *Metafiktion und Autorschaft in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (Betreuerin: Dr. Beatrix Kricsfalusi)

Kovács, Beáta: *Botschafter des Bolschewismus? – Die Kriegsheimkehrer in den frühen Romanen von Joseph Roth* (Betreuer: Dr. Karl Katschthaler)

Lakfalviné Szögedi, Gabriella: *Erfahrung und Selbstbestimmung in der Poesie von Paul Fleming (1609-1640)* (Betreuer: Dr. Kálmán Kovács)

Lelkes, Zsófia: *Theaterstruktur und Theaterästhetik im ungarischen Bühnenvolkstanz* (Betreuerin: Dr. Magdolna Balkányi)

Szanyi, Ildikó: *Formen und Funktionen der Mundart in der Schweizer Gegenwartsliteratur* (Betreuerin: Dr. Eszter Pabis)

Veczáné Debróczki, Edit: *Deutsche Opfernarrative im kulturellen Gedächtnis* (Betreuerin: Dr. Eszter Pabis)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN:

Gaál, Izabella: *Herausbildung und Zerfall der männlichen Identität der Protagonisten in Joseph Roths Roman „Radetzky marsch“* (Betreuer: Dr. Tamás Lichtmann)

Zusammengestellt von Zsuzsanna Darai

**Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
Mittleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik**

**Doktorandenkolleg für Literaturwissenschaft
Germanistische Werkstatt**

SCHWERPUNKTE

- Deutsche Literatur des Mittelalters
- Deutsche Literatur des Barock
- Literarische und theoretische Diskurse der Moderne im 19.-20. Jahrhundert

KONTAKT

Dr. Zsuzsa Bognár,
bognar.zsuzsa@btk.ppke.hu
Dr. Imre Szigeti,
szigeti.imre@btk.ppke.hu
Dr. Ágnes Salánki,
salanki.agnes@btk.ppke.hu
<http://www.btk.ppke.hu/kepzesek/doktori-kepzes-ph-d>

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

16–19. Juli, Piliscsaba
Germanistischer Doktoranden-Workshop der Universität Duisburg-Essen und der Katholischen Péter-Pázmány-Universität TÁMOP BTK-IDI-I.1.b)-1

14. September

Gastvorlesung von Prof. Roland Galle (Universität Duisburg - Essen): „Rousseau und die Imagination“

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Eszter Szabó: *Literaturvermittlung und Literaturrezeption in der Temeswarer Zeitung von 1871 bis 1882*

Zusammengestellt von Péter Lőkös

**Universität Szeged
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik**

**Promotionsprogramm Deutsche Literaturwissenschaft im Rahmen
der Doktorschule Literaturwissenschaft**

KURZBESCHREIBUNG

- Poetik der möglichen Welten
- Narratologie
- Editionswissenschaft
- Literatur und Philosophie
- Deutsche Literatur des Mittelalters und der Neuzeit, der Goethe-Zeit, der Jahrhundertwende (Realismus, Naturalismus, Expressionismus)
- Deutsche und österreichische Literatur im 20. Jahrhundert
- Gegenwartsliteratur

KONTAKT

Prof. Dr. Bernáth Árpád
b_ernath_arpad@hotmail.com

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Mihály Arany: *Postmoderne österreichische Reiseliteratur*

Márton Holczer: *Mediengeschichte in der Frühen Neuzeit*

Csilla Mihály: *Figuren und Figurenkonstellationen im „Theater des Selbst“*. Exemplarische Texterklärungen aus Franz Kafkas mittlerem Erzählwerk

Lajos Mitnyán: *Poetische Erkenntnismöglichkeiten bei dem späten Rilke*

Olga Surinás: *Klosterromane des 18-19. Jahrhunderts in gattungstheoretischer und rezeptionsgeschichtlicher Sicht*

VERTEIDIGTE DISSERTATION

Ágnes Simon-Szabó: *Kulturelle Umdeutungen von Werther-Übersetzungen um 1800 in übersetzungstheoretischer und philologischer Sicht* (Februar 2013)

Zusammengestellt von Judit Szabó

**Universität Szeged
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik**

**Promotionsprogramm Germanistische Linguistik im Rahmen
der Doktorschule Sprachwissenschaft**

Im Rahmen des dreijährigen Doktorandenkollegs wird in den ersten 1 bis 3 Semestern ein festes Programm angeboten, ab etwa 3. Semester können die Studierenden unter den Kursangeboten je nach Interesse frei wählen. Die Dissertationsthemen können in einem breiten Spektrum von der

deutschen Sprachgeschichte durch Dialektologie und deutsche Grammatik bis hin zur kontrastiven Linguistik u.A. gewählt werden.

KONTAKT

Prof. Dr. Péter Bassola
bassola@lit.u-szeged.hu

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Péter Kappel: *Integrationsgrad vorangestellter Adverbialsätze im Neuhochdeutschen (1650-2000)*. (Betreuer: Vilmos Ágel)

Orsolya Rauzs: *Expletive Negation nach Prädikaten negativen Sinnes im Neuhochdeutschen*. (Betreuer: Vilmos Ágel)

Eszter Zóka: *Reflexivität, Medialität und Reziprozität im Deutschen* (Arbeitstitel). (Betreuer: Vilmos Ágel)

Viktória Dabóczy: *Wortarten der Nähe und Distanz. Versuch einer theoretischen Fundierung und empirischen Nachweisung von Wort und Wortarten der gesprochenen und geschriebenen Sprache*. (Betreuer: Clemens Knobloch)

Ágnes Túri: *Probleme der Unterscheidung zwischen Komplementen und Supplementen von valenten Substantiven*. (Betreuer: Péter Bassola und Ewa Drewnowska Vargáné)

Viktória Orha: *Substantivvalenz im historischen Blick* (Betreuer: Péter Bassola)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Eszter Gombocz (2001): *Zur kontrastiven Wortfamilienanalyse - Deutsch - Ungarisch. Theoretische Grundlegung und praktische Anwendung*. (Betreuer: Péter Bassola)

György Scheibl (2005): *Zwei Senatoren bestechen drei Vestalinnen. Die referentielle strukturelle Ambiguität im Deutschen*. (Betreuerin: Márta Maleczki)

János Németh (2008): *Buchstabengebrauch in der Ödenburger Kanzleischriftlichkeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (1510-1800)*. (Betreuer: Péter Bassola)

Attila Németh (2009): *Dialekt, Sprachmischung und Spracheinstellungen am Beispiel deutscher Dialekte in Ungarn*. (Betreuer: Csaba Földes)

Tamás Kispál (2010): *Die Konzeptualisierung des Lebens in deutschen metaphorischen Idiomen*. (Betreuer: András Kertész)

Rozália Hum (2010): *Analyse der reziproken Strukturen von valenten Substantiven*. (Betreuer: Péter Bassola)

Dániel Czicza (2011): *Das Sprachzeichen "es" im Neuhochdeutschen*. (Betreuung: Vilmos Ágel)

Gabriella Gárgyán (2011): *Der am-Progressiv heute im Deutschen. Die sprachgeschichtliche und aspektuelle Darstellung des am-Progressivs mit einem kontrastiven Vergleich mit dem Ungarischen*. (Betreuung: Péter Bassola)

Zusammengestellt von Judit Szabó

Jahresbibliografie 2012

— |

| —

— |

| —

- Ács, Péter: Az interskandináv kommunikációra visszatérve: miért nehéz a dán nyelv? In: Bárdosi (szerk.) Asterikos 1., Tanulmányok. ELTE, Nyelvtudományi Doktori Iskola, Budapest, S. 5-13. 2012.
- Arany, Mihály: Christoph Ransmayrs Raumchiffre: Der Berg, der fliegt... In: Fekete, Ágnes; Fenyves, Miklós; Komáromy, András (Hg.): Studien ungarischer NachwuchsgermanistInnen. Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapester Beiträge zur Germanistik Band 59, Budapest 2012, S. 9-15.
- Arany, Mihály: A hely varázstalansága, avagy az idegen én vagyok. Thomas Stangl: Az egyetlen hely. Fordította Győri Hanna [Entzauberung des Ortes oder der Fremde bin ich. Thomas Stangl: Der einzige Ort. Übersetzt von Hanna Győri]. In: Új Könyvpiac, Juli-August 2012, S.18.
- Arany, Mihály: A vágyak kívánsága, a kívánságok vágya. Thomas Glavinic: A vágyak élete. Fordította Kurdi Imre [Wünsche wünschen. Thomas Glavinic: Das Leben der Wünsche. Übersetzt von Imre Kurdi] In: Új Könyvpiac, Oktober 2012, S. 9.
- Arany, Mihály: Nyelvregény zöldfülűeknek. Monica Cantieni: Zöldfülű. Fordította Horváth Géza. [„Sprachroman” für Grünschnabel. Monica Cantieni: Grünschnabel. Übersetzt von Géza Horváth] In: Új Könyvpiac, Dezember 2012, S. 21.
- Balogh, András F. / Leitgeb, Christoph (Hgg.): Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa. Zur Geschichte einer literarischen und kulturellen Chance. Wien: Praesens 2012, 340 S.
- Balogh, András F: Mehrsprachigkeit bei deutschen Autoren aus Zentral-, Ostmittel- und Südosteuropa. In: Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa. Zur Geschichte einer literarischen und kulturellen Chance. Hg. von András F Balogh und Christoph Leitgeb. Wien: Praesens 2012. S. 31-46.
- Balogh, András F: Der politische Roman in Südosteuropa nach der Wende. In: Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. [Akten des XII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanistik an der Universität Warschau 2010.] Hrsg. von Franciszek Grucza. Bd. 7.: Politische Romantik im 19. und 20. Jahrhundert. Betreut und bearb. v. Ulrich Breuer. Die deutsche Romantik und ihre Folgen. Betr. u. bearb. v. Min Suk Choe, Hartmut Steinecke u. Walter Hinderer. Der deutschsprachige politische Roman. Betreut und bearb. v. Penka Angelova. Frankfurt am Main: Peter Lang 2012. S. 269-273. (= Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik, IVG, Bd. 7)
- Balogh, András F: Interkulturelle Ansätze zu einer Geschichte der deutschen Literatur aus Südosteuropa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Germanistik im Europäischen Kontext. Zeitschrift des Departements für Deutsche Sprache und Literatur der Babe?-Bolyai Univesität Cluj/Klausenburg, Bd. 4 (2012), S. 11-22.
- Balogh, András F: Der Schneekonkel. Mehr- und Erstsprachigkeit deutscher Autoren aus Ostmittel- und Südosteuropa. In: Im Bergwerk der Sprache. Eine Geschichte des Deutschen in Episoden. Hrsg. Gabriele Leupold und Evelin Passet. Göttingen: Wallstein Verlag 2012. S. 203-222.

- Bassola, Péter;** Rozália Hum; Kubczak, Jacqueline; Tamássy Bíró, Magda: Deutsch-ungarisches Wörterbuch zur Substantivvalenz / Német-magyar főnévi valenciászótár. 2. Bd. / 2. köt. Szerk. Bassola, Péter. Szeged: Grimm Kiadó, 2012. 316 S.
- Bassola, Péter;** Péteri, Attila: Infinite Verben, Verbalnomina im Deutschen und im Ungarischen mit einem Ausblick auf andere europäische Sprachen. In: Hagen, Augustin; Fabricius-Hansen, Cathrine (Hg.): Flexionsmorphologie des Deutschen aus kontrastiver Sicht. [Deutsch im Kontrast 26 – im Auftrag des Instituts für Deutsche Sprache Maannheim, hg. von Horst Schwinn und Eva Breindl.] Tübingen, Julius Groos, 2012, S. 279-306.
- Bassola, Péter;** Drewnowska-Vargáné, Ewa (Hg.): Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik. Frankfurt am Main, Berlin, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang, 2012, Bd. 1. Németh, János: Buchstabengebrauch in der Ödenburger Kanzleischriftlichkeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (1510-1800).
- Bernáth, Árpád:** Tudomány és Társaság. (100 éves a Magyar Irodalomtörténeti Társaság.) [Wissenschaft und Gesellschaft. Das hundertjährige Jubiläum der Gesellschaft für Ungarische Literaturgeschichte] In: Irodalomismeret. 2012, 1. sz., p. 12-18.
- Bernáth, Árpád:** Szélfegyzetek a természet-tudományos és a művészi megismerés sajátosságaihoz. [Randnoten zur Eigenart der naturwissenschaftlichen und künstlerischen Erkenntnis] In: Korunk. III. folyam 4. sz. 2012. április, p. 23-27. (Kommunikáció az élővilágban.)
- Bernáth, Árpád;** Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Verlag, 2012, 419 S. (Acta Germanica 13).
- Bernáth, Árpád:** Vorwort. In: Ders.; Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Verlag, 2012, S. 9-13.
- Bernáth, Árpád:** Zueignung, Vorspiel, Prolog – und kein Ende? In: Ders.; Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Verlag, 2012, S. 173-186.
- Bernáth, Árpád:** Versetzte Landschaften. Über Heinrich Bölls Fragmente Die Verwundung und Am Rande aus dem Jahr 1948. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom. 9. bis 11. September 2010. Wien: Praesens Verlag, 2012, S. 529-536. (Pécs-er Studien zur Germanistik Bd. 5.)
- Bernáth, Árpád:** Köszöntő (Vizkelety András 80. születésnapja alkalmából rendezett ünnepségen, az ünnepelt *Ad Fontes* kötetének bemutatása) [Begrüßung. Vorstellung des Bandes *Ad Fontes* von András Vizkelety anlässlich seines 80. Geburtstages]. In: Filológiai Közlöny. (Budapest) 58. évf. 2012, 1. sz., p. 96-101.
- Bernáth, Árpád:** Würdigung von András Vizkelety anlässlich seines 80. Geburtstages. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011. (Hg.): Viktoria Ilse – Zoltán Szendi. Budapest-Bonn:

- Gesellschaft Ungarischer Germanisten – Deutscher Akademischer Austauschdienst, 2012, S. 11-18.
- Szita Gábor; Weeber Tibor; unter Mitw. von Klára Berzeviczy: „A kéziratoknak van lelkök”. Csontos János munkáinak és levelezésének bibliográfiája. Budapest: OSZK-Gondolat, 2012 (= Nemzeti Téka)
- Berzeviczy, Klára; Barabás, Béla; Caglioti, Luciano – Pályi, Gyula: Medieval or even older Roots of Evolution Theory? In: Attie e Memorie, Serie VIII, Vol. XV, Fasc. I, 2012, (2012), S. 67-101.
- Bihari, Judit: Grundlagen der Pragmatische Dialektik (Teil 1). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.1, 2012, S. 55-65.
- Bihari, Judit: Grundlagen der Pragmatische Dialektik (Teil 2). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.2, 2012, S.123-135.
- Bognár, Zsuzsa: Puppentheater und Puppe beim frühen Rilke. In: Anita Czeglédy; József Fülöp; Szilvia Ritz (Hg.): Inspirationen, 1. Künste im Wechselspiel. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem – L'Harmattan, 2012, S. 163-175. (= Károli könyvek 6.)
- Bognár, Zsuzsa: Die ungarische Literatur vor dem Ausland, dargestellt von Ludwig Hatvány. In: Andrea Benedek; Renáta Alice Crisan; Szabolcs János-Szatmári (Hg.): Interkulturelle Erkundungen. Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Frankfurt am Main; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Peter Lang, 2012, S. 167-176. (= Großwardeiner Beiträge zur Germanistik)
- Bombitz, Attila: Austrian Generation Next oder die erträgliche Leichtigkeit des Seins. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Praesens, Wien, 2012, S. 93-106.
- Bombitz, Attila: Ist es ein Traum? Ist es ein Trauma? Beispielhaftes im Werk von Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard, Peter Handke, Christoph Ransmayr und Daniel Kehlmann. In: Knafl, Arnul (Hg.): Traum und Trauma. Kulturelle Figurationen in der österreichischen Literatur. Praesens, Wien, 2012, S. 56-64.
- Bombitz, Attila: Österreichische Geschichten als Inspirationsquellen. In: Czeglédy Anita; Fülöp József; Ritz Szilvia (Hg.): Inspirationen. Künste im Wechselspiel. Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche – L'Harmattan Kiadó, Budapest 2012, S. 212-222.
- Bombitz, Attila: Ein ungarischer Jahrhundertfamilienroman. Péter Esterházy Harmonia Caelestis. In: Nagy, Hajnalka; Wintersteiner, Werner (Hg.): Immer wieder Familie. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Studienverlag, Innsbruck, 2012, S. 145-156.
- Bombitz, Attila: A disznópásztortól Goethe haláláig (utószó). [Vom Schweinehüter bis Goethe schiebt. Nachwort]. In: Thomas Bernhard: Egy innsbrucki kereskedőfiú bűne. Összegyűjtött elbeszélések. Ford. Adamik Lajos. Az eredetivel egybevetette és az utószót írta Bombitz Attila [Thomas Bernhard: Erzählungen / Kurzprosa. Übersetzt von Lajos Adamik. Lektoriert und Nachwort von Attila Bombitz]. Kalligram, Bratislava, 2012, S. 459-463.

- Bombitz, Attila: Kapitalismus, spiritualitás. Thomas Glavinic: A vágyak élete. Ford. Kurdi Imre [Kapitalismus, Spiritualität. Thomas Glavinic: Das Leben der Wünsche. Übersetzt von Imre Kurdi]. In: *Élet és Irodalom*, 19. Oktober 2012 (H. 42), p. 20.
- Bombitz, Attila: The world is not enough. Peter Waterhouse: Háború és világ. Ford. Szijj Ferenc [The world is not enough. Peter Waterhouse: Krieg und Welt. Übersetzt von Ferenc Szijj]. In: *Új Könyvpiac*, Oktober 2012, p. 6.
- Bombitz, Attila: Thomas Bernhard össze- gyűjtött elbeszéléseiről [Über Thomas Bernhards Erzählungen und Kurzprosa]. In: *Új Könyvpiac*, 2012 október, p. 7.
- Bombitz, Attila: Migráns osztrák történe- tek. A FORRÁS folyóirat osztrák külön- száma [Österreichische Migrationslite- ratur. Eine Sondernummer der Kultur- zeitschrift FORRÁS, hg. von Attila Bombitz und Hajnalka Nagy]. = *Forrás*, 2012 október (164 p.)
- Bombitz, Attila: Österreich liest 2012. Österreichische Neuerscheinungen auf dem ungarischen Buchmarkt, zusammen- gestellt von Attila Bombitz. In: *Új Könyvpiac*, 2012 október, p. 6-10.
- Boócz-Barna, Katalin: Wirksamkeit der Interaktionen im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache. Welches Lehrerwissen erfordern unterrichtliche Interaktionen. In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): *Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer in Ungarn. Reihe Cathedra Magistrorum 2011/2012*, S. 107-125.
- Brdar-Szabó, Rita / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta / Uzonyi, Pál (Hgg.): *Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.). 410 S.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: *Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60). 166 S.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: *Morphem und Wort*. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: *Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 11-23.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: *Wortarten*. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: *Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 24-38.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: *Flexions- morphologie*. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: *Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 39-54.
- Brdar, Mario / Brdar-Szabó, Rita: *Intensification of adjectives and adverbs by means of reduplication in Germanic, Romance, Slavic and Finno-Ugric*

- languages. In Oebel, Guido (Hg.): Intensivierungskonzepte bei Adjektiven und Adverbien im Sprachenvergleich. Crosslinguistic Comparison of Intensified Adjectives and Adverbs. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2012, S. 293-344.
- Brdar-Szabó, Rita: How night gets transformed into a cross: Poetic imagery in Edith Stein's Science of the Cross. In Kleinke, Sonja, Zoltán Kövecses, Andreas Musolff, Veronika Szelid (Hgg.): Cognition and Culture. The Role of Metaphor and Metonymy. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó 2012, S. 163-177.
- Brdar-Szabó, Rita: Kognitív és kulturális motiváció a lexikális tipológiában a fafajtákkal kapcsolatos polyszémia vizsgálatában. In Balázs, Géza, Ágnes Veszeltszki (Hgg.): Nyelv és kultúra – kulturális nyelvészet. Budapest: Magyar Szemiotikai Társaság 2012, S. 33-38.
- Brdar-Szabó, Rita / Mario Brdar: The problem of data in the cognitive linguistic research on metonymy: a cross-linguistic perspective. Language Sciences 34.6, 2012, S. 728-745.
- Brenner, Koloman: Segmente und kein Ende. Über Phone und ihre Abstraktionsmöglichkeiten. In: Brdar-Szabó, Rita / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta / Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.), S. 49-61.
- Brenner, Koloman: Zukunftsperspektiven des Deutschen in Ungarn. In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 163-178.
- Csúri, Károly: Il 'paessaggio' come costruito. L'Italia nella prosa di viaggio e nei racconti giovanili di Hofmannsthal. [Landschaft als Konstrukt. Bemerkungen zu Hofmannsthals Reiseprosa und Früherzählungen mit besonderer Rücksicht auf ihren italienischen Bezug] In: Comunicare letteratura 2011/4, p. 151-167.
- Csúri, Károly: Zum Aufbau und Vergleich lyrischer Textwelten. Überlegungen zu einer strukturellen Komparatistik von Georg Heyms und Georg Trakls Dichtung. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext, Wien: Praesens, 2012, S. 329-347.
- Czeglédy, Anita: Veronika's Tuch. In: Inspirationen – Künste im Wechselspiel. Hg. v. Anita Czeglédy, József Fülöp, Szilvia Ritz, Budapest, Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche, L'Harmattan, 2012, S. 63-72.
- Czeglédy, Anita: Das Dilemma von Doktor Fausta. In: Szerk.: Bernáth, Á., Mitnyán, L., Simon-Szabó, Á.: Faust I. und kein Ende. (=Acta germanica 13.) Szeged, Grimm 2012, S. 311-326.
- Czeglédy, Anita: Violafuttató szép esti szavak. Kalász Márton üzenete Európának. In: Európa. Studia Carolensia. Budapest, L'Harmattan Kiadó 2012, S. 229-241.
- Czeglédy, Anita: Márton Kalász, der Dichter in europ. Kontext. – Versuch zur Revidierung einer fremdbestimmten Identitätskonstruktion. In: Ernest W.B.

- Hess-Lüttich – Corinna Albrecht – Andrea Bogner (Hg.): Re-Visionen. Kulturwissenschaftliche Herausforderungen interkultureller Germanistik. Frankfurt am Main [e.a.]: Peter Lang 2012, S. 593-606. (= Cross Cultural Communication; Bd. 22.)
- Darai, Zsuzsanna; Rákosi, Csilla: Die Behandlung von Inkonsistenz in der Optimalitätstheorie. In: Argumentum 7: Debreceni Egyetemi Kiadó, 2011, S. 203-226.
- Dömök, Csilla: Das altösterreichische Nationalrecht und die deutschen Volksgruppen. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Band I. Wien: Praesens 2012 [= Pécs-er Studien zur Germanistik, Band 5], S. 577-590.
- Drahota-Szabó, Erzsébet: Zur Übertragung des Humorvollen, des Ironisch-Satirischen anhand von Daniel Kehlmann: „Die Vermessung der Welt“. In: Lendvai, Endre/Wolosz, Robert (Hg.): Translatologia Pannonica III. *Kultúrák dialógusa a soknyelvű Európában VII.* [Dialogue of Cultures in a Multilingual Europe VII; Диалог Культур в Многоязычной Европе VII.] konferencia (Pécs, 2010) tanulmánykötete. Pécs: PTE BTK Fordítástudományi Kutatóközpont, 2012, S. 27-37. (Erschienen auch in: Translatologia Pannonica. A PTE BTK Fordítástudományi Kutatóközpont Elektronikus Folyóirata. Pécs, 2011/1. 10pp. <http://translator.btk.pte.hu/hu/translatologia-pannonica>) [Beiträge der Konferenz *Kultúrák dialógusa a soknyelvű Európában VII.* [Dialogue of Cultures in a Multilingual Europe VII; Диалог Культур в Многоязычной Европе VII.] Pécs, 15.-16. Oktober 2010)
- Dringó-Horváth, Ida: Oktatás-informatikai tartalmak a némettanárképzésben – intézményi körkép [Pädagogische IKT-Kompetenzen in der DaF-Lehrerbildung in Ungarn – eine Rundschau]. In: Modern Nyelvoktatás 2012/4. Budapest: Tinta Kiadó, S. 19-32.
- Dringó-Horváth, Ida: Lernstrategien im Umgang mit digitalen Wörterbüchern. Fremdsprache Deutsch, 46 (Themenheft Lernstrategien), S. 34-40.
- Erb, Maria in Zusammenarbeit mit Dingeldein, Heinrich J.: Ungarndeutscher Sprachatlas. Südungarn, 2. Halbbd. Budapest: ELTE Germanisztikai Intézet 2012, S. 459.
- Erb, Maria: Wenn das Fremde zum Eigenen wird. Korpusbasierte Untersuchungen zu den ungarischen Lehnwörtern der nachtürkischen deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945 [= Budapest Beiträge zur Germanistik 46]. Budapest: ELTE Germanisztikai Intézet 2012, S. 385.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Erb, Maria / Müller, Márta (Hgg.): Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Forschungsstand. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. 2012 (= Budapest Beiträge zur Germanistik Bd. 68), 57 S.
- Erb, Maria: “Wo das Gulyás-fleisch und káposzta ist zuhaus, wo der paprika schaut bei den Augen raus” – Akkulturation und Modernisierung im Bereich der Kulinarik bei den Ungarndeutschen am Beispiel der ungarischen Lehnwörter.

- In: Brdar-Szabó, Rita / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta / Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.), S. 92-104.
- Erb, Mária: Sprachgebrauch der Ungarndeutschen – Tendenzen und Perspektiven. In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 35-57.
- Fáy, Tamás: Sekundäre Formen des Foreigner Talk im Deutschen aus übersetzungswissenschaftlicher Sicht. Tübingen: Gunter Narr, 2012. 176 S.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, 166 S.
- Fekete, Ágnes: Die Rolle der neuen standardnahen Substandardvarietät der Ungarndeutschen: Eine Untersuchung zur Sprachlage und Identität. In: Brdar-Szabó, Rita / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta / Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch - grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.) 2012, S. 105-120.
- Fekete, Ágnes / Fenyves, Miklós / Komáromy, András (Hgg.): Studien ungarischer NachwuchsgermanistInnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. (= Budapester Beiträge zur Germanistik; 59) 2012, 182 S.
- Fekete, Ágnes: Raum und Zeit: Überlegungen zur temporalen Deixis. In: Fekete, Ágnes, Miklós Fenyves, András Komáromy (szerk.): Studien ungarischer NachwuchsgermanistInnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. (= Budapester Beiträge zur Germanistik; 59) 2012, S. 148-156.
- Fekete, Ágnes: Ereignisbezogene Adverbien: Überlegungen zur Erweiterung zeitlicher Lokalisierungsstrategien. In: Bárdosi Vilmos (Hg.): Tanulmányok: Nyelvtudományi Doktori Iskola. (= Asteriskos; 1, Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kar Doktori Iskolák Tanulmányai) Budapest: ELTE BTK 2012, S. 75-86.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: Morphem und Wort. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 11-23.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: Wortarten. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 24-38.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes: Flexionsmorphologie. In: Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth /

- Komáromy, András / V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, S. 39-54.
- Feld-Knapp, Ilona: Deutsch in Ungarn. Ein Überblick über die DaF-LehrerInnen-ausbildung. In: Ilse, Viktoria / Szendi, Zoltán (Hrsg.): Jahrbuch der ungarischen Germanisten 2011. Budapest; Bonn: Gondolat Kiadó Kör 2012, S. 176–191.
- Feld-Knapp Ilona (Hrsg.): Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer in Ungarn. Budapest: Typotex Kiadó – Eötvös Collegium 2012, 358 S.
- Feld-Knapp, Ilona: Deutsch als Fremdsprache: Von der Sprachlehre zur wissenschaftlichen Disziplin. In: Feld-Knapp Ilona (Hrsg.): Beruf und Berufung. Fremdsprachenlehrer in Ungarn. Budapest: Typotex Kiadó – Eötvös Collegium 2012, S. 17-52.
- Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz Magdolna (Hgg.): Utak és kalauzok. Változatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. Budapest: Gondolat Kiadó 2012, 307 S.
- Fekete, Ágnes / Fenyves, Miklós / Komáromy, András (Hgg.): Studien ungarischer NachwuchsgermanistInnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. (= Budapester Beiträge zur Germanistik; 59) 2012, 182 S.
- Földes, Csaba (Hrsg.): Germanistika segodnja: konteksty sovremennosti i perspektivy razvitija. [= Germanistik heute: Kontexte der Modernität und Perspektiven der Entwicklung]. Materialy I Vserossijskoj naučno-praktičeskoj konferencii, posvjaščennoj Rossijsko-germanskomu godu obrazovanija, nauki i innovacij. (Kazan', 17-18 fevralja 2012 goda). T. 1-2. Kazan': Pečat'-serviz-XXI vek 2012; 216 + 199 S. [zus. mit A.G. Sadykova, E.F. Arsent'eva, M.A. Kul'kova und Č. Karlson].
- Földes, Csaba: Mehrsprachigkeitspolitik in der EU: Deutsch und andere Sprachen im europäischen Spannungsfeld von Übersetzen und Dolmetschen. In: Klein, Agnes/Mesko, Norbert (Hrsg.): Gegenwartsaspekte der Zwei- und Mehrsprachigkeit. Szekszárd: PTE IGYK. S. 5-37.
- Földes, Csaba: Kulturthema ‚Mentalität‘ als Schlüsselkonzept für die interkulturelle Linguistik. In: Maljutina, Je. A. (Red.): Jazykove i kul'turnye kontakty. Sbornik naučnych trudov. Vyp. 5. Saratov: Saratovskij gosud. universitet 2012. S. 7-28.
- Földes, Csaba: Notizen zur „Auslandsgermanistik“ im Kontext ihrer Leitbilder. In: Sadykova, A.G./Arsent'eva, E.F./Kul'kova, M.A./Fel'deš, Č./Karlson, Č. (red.): Germanistika segodnja: konteksty sovremennosti i perspektivy razvitija. Materialy I Vserossijskoj naučno-praktičeskoj konferencii, posvjaščennoj Rossijsko-germanskomu godu obrazovanija, nauki i innovacij. (Kazan', 17-18 fevralja 2012 goda). T. 1-2. Kazan': Pečat'-serviz-XXI vek 2012. S. 15-26.
- Földes Csaba: A kontaktusnyelvészeti modellek és módszerek a magyar mint kisebbségi nyelv leírásához. [= Kontaktlinguistik: Modelle und Methoden zur Beschreibung des Ungarischen als Minderheitensprache]. In: Garaczi, Imre (szerk.): Érték és sors. Nemzetpolitika – kulturális örökség – identitás. Veszprém: Veszprémi Humán Tudományokért Al-

- pítvány 2012 (Magyarságtudományi kutatások; 2). S. 29-48.
- Fülöp, József: Rudolf Kassner als Musikenthusiast. In: *Inspirationen – Künste im Wechselspiel*, Hg. v. Anita Czeglédy, József Fülöp, Szilvia Ritz, Budapest, Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche, L'Harmattan, 2012, S. 100-105.
- Fülöp, József: Rudolf Kassner és a vallásos világgép [Rudolf Kassner und das religiöse Weltbild]. In: *Vallásfogalmak sokfélesége*, Hg. v. Gábor Kendeffy und Rita Kopeczky, Budapest, Károli Gáspár Református Egyetem – L'Harmattan, Budapest, S. 152-158.
- Fülöp, József: A magyar zeneszerző, Soproni József [Der ungarische Komponist, József Soproni. In: *Luxemburger Wort*, Oktober 1980, S. 4.]. In: Soproni József, zusammengestellt v. Kristóf Csengery, Hg. v. József Fülöp. Budapest: Holnap, 2012, S. 110. [Übersetzung]
- Fülöp, József: Wolfgang Ernst: Több tárhely, kevesebb múzeum – Kibertér az adattár és a múzeumi kiállítótér között. [Mehr Speicher, weniger Museum: Cyberspace zwischen Datendepot und musealem Repräsentationsraum. In: Rosmarie Beier (Hg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Vom Präsentieren des Vergangenen*. Frankfurt/M. / New York: Campus 2000, S. 279-297.]. In: Palkó, Gábor (Hg.) *Múzeumelmélet. A képzeletbeli múzeumtól a hálózati múzeumig*. Budapest: Múzeum – Ráció Kiadó, 2012, S. 64-95. [Übersetzung]
- Gera, Judit: *Az alávetés struktúrái a holland prózában. Kritikai tanulmányok*. Budapest: ELTE Eötvös kiadó, 2012. 274 S.
- Gera, Judit: 'The Meaning of Silence in *Max Havelaar*' In: Jaap Grave, Olf Praamstra, Hans Vandevoorde (red): *150 Jahre Max Havelaar/150 Yeras Max Havelaar*. Frankfurt am Main-Berlin-Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Wien: Peter Lang 2012, S. 125-132.
- Gera, Judit: A magyarországi néderlandisztika kezdetei a 19. században. Nicolaas Beets és köre.' *Filológiai Közlöny* 2012/4, LVIII. Évfolyam, S. 452-464.
- Gera, Judit: 'De Stille kracht van Couperus als roman van hybridisatie'. *Acta Neerlandica* 2012/9, S. 87-96.
- Gera, Judit: 'Doornbos, A., Maer denckt meer dan gij leest./En leest meer dan er staet. Tegendraadse elementen in het werk van Gertruida Toussaint.' *Nederlandse Taal- en Letterkunde* 2012/128 (3/4) <http://www.tntl.nl/boekbeoordelingen/?s=Doornbos>
- Gerner, Zsuzsanna: Magyarország kisebbségpolitikája a Regionális vagy Kisebbségi Nyelvek Európai Chartája tükrében. In: Kupa, László (Hg.): *Együttélés és együttműködés. Interetnikus kooperáció Közép-Európában*. Pécs: Virágmandula, S. 36-51.
- Gerner, Zsuzsanna: Ungarn (Magyarország). In: Lebsanft, Franz; Wingender, Monika (Hg.) *Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen. Ein Handbuch zur Sprachpolitik des Europarats*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 413-432.
- Gerner, Zsuzsanna: Identitätsfacetten einer zu Zwangsarbeit verschleppten Ungarndeutschen in ihren Briefen aus der Sowjetunion. In: Brandt, Gisela (Hg.): *Bausteine zu einer Geschichte des weib-*

- lichen Sprachgebrauchs X. Texte – Zeugnisse des produktiven Sprachhandelns von Frauen in privaten, halböffentlichen und öffentlichen Diskursen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz, Akademischer Verlag, S. 203-218.
- Haase, Michael: Oskar und seine Wahlverwandten. Zur parodistischen Goethe-Rezeption in Günter Grass' Roman Die Blechtrommel. In: Treibhaus. Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre. München: edition text+kritik 2012, S.208-228.
- Haase, Michael: Erzählen im "mittleren Stil". Ingo Schulzes E.T.A. Hoffmann-Rezeption. In: Wirkendes Wort 62. Jg. (2012), Heft 2, S.279-291.
- Haase, Michael: "Puschkin" und "Schwein" – Zur Gombrowicz-Rezeption in Ingo Schulzes Geschichte Schriftsteller und Transzendenz. In: Edward Bialek / Monika Wolting (Hg.): Kontinuitäten Brüche Kontroversen. Deutsche Literatur nach dem Mauerfall. Dresden 2012, S.415-425.
- Haase, Michael: Prag 1968 im Spiegel der west- und ostdeutschen Literatur. In: Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei. Neue Folge 20/1-2 (2012), S.313-332.
- Haase, Michael: Język i manifestacja w komedii Der Schwierige Hugona von Hofmannsthal [Zum Verhältnis von Sprache und Offenbarung in Hugo von Hofmannsthals Komödie Der Schwierige]. In: Malgorzata Leyko/Artur Pelka u.a. (Hg.): Felix Austria - dekonstrukcja mitu. dramat i teatr austriacki od poczatku XX wieku, Kraków 2012, S.77-94.
- Harsányi, Mihály: SMS-Sprache im deutsch-ungarischen Vergleich. In: Nagy, Ágota/Boszák, Gizella (Hrsg.): Interkulturelle Erkundungen. Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Teil 2. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang, 2012 (Großwardeiner Beiträge zur Germanistik 2), S. 33-44.
- Hárs, Endre: Herder tudománya - az elgondolhatóság határain. [Herders Wissenschaft. An der Schwelle des Denkbaren] Pozsony: Kalligram, 2012 (296 p.)
- Hárs, Endre: Tudás – történet – irodalom. [Wissen – Geschichte – Literatur] Szerk. Hárs Endre; Jákfalvi Magdolna; Orosz Magdolna. Filológiai Közlöny (58) 2012/4, (158 p.) (tematikus szám)
- Hárs, Endre: Herders agency. In: Babka, Anna; Malle, Julia; Schmidt, Matthias (Hg.): Dritte Räume. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Anwendung. Kritik. Reflexion. Unter Mitarbeit von Ursula Knoll. Wien; Berlin: Turia & Kant, 2012, S. 253-268.
- Hárs, Endre: Adrasteas Sammelwut. Herders Spätwerk zwischen Lesen und Auflesen. In: Bernd, Frauke; Fulda, Daniel (Hg.): Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a.d. Saale. Hamburg: Meiner 2012, S. 273-280.
- Hárs, Endre: Zerstreute Blätter. Zur Medienarchäologie des frühen 19. Jahrhunderts. In: Babka, Anna; Finzi, Daniela; Ruthner, Clemens (Hg.): Die Lust an der Kultur/Theorie. Transdisziplinäre Interventionen. Für Wolfgang Müller-Funk. Wien; Berlin: Turia & Kant, 2012, S. 331-341.

- Hillenbrand, Rainer: Weltbewohner und Weimaraner. Weltliteratur, Patriotismus und regionale Verwurzelung bei Goethe. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge einer internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs 2010. Wien 2012 (Pécsér Studien zur Germanistik 5), S. 157-173.
- Hillenbrand, Rainer: Kleists göttliche Gewalt der Kunst in seiner Cäcilienlegende. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 53 (2012), S. 301-327.
- Hillenbrand, Rainer: Ästhetische Sinnstiftung bei Kleist. In: Heilbronner Kleist-Blätter 24 (2012), S. 13-19.
- Hillenbrand, Rainer: Eine adamitische Ketzerei in Hoffmannswaldaus *Albanie*. Zum Problem von Autorperspektive und Lyrischem Ich in der Barocklyrik. In: Wirkendes Wort 62 (2012), S. 183-198.
- Hillenbrand, Rainer: Demütigung des stolzen Melchers. Der Krieg als göttliche Erziehungsmaßnahme bei Grimmselshausen. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011. Hg. v. Viktoria Ilse u. Zoltán Szendi. Budapest/Bonn 2012, S. 195-218.
- Hollós, Zita: Az ördög a részletekben, mármint a szelekcióban rejlik – egy korpusz-alapú kollokációs szótár, a SZÓKAPTÁR margójára. [Der Teufel steckt im Detail, genauer: in der Selektion – Bemerkungen zum korpusbasierten Kollokationslexikon KOLLEX.] In: Tibor Pintér, Dóra Pődör, Katalin P. Márkus (Hg.): Szavak pázstora. Írások Magay Tamás tiszteletére. Szeged 2012, S. 222-241.
- Horváth, Andrea: Literarische Geschlechterentwürfe in Lou Andreas-Salomés Eine Ausschweifung. In: Horváth, Andrea / Pabis, Eszter (Hg.): Identitäten im Wandel. Grenzüberschreitungen in der Literatur. Festschrift für Tamás Lichtmann. (Német Filológiai Tanulmányok - Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIX. Hrsg. v. Kálmán Kovács) Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, 2012, S. 135-146.
- Horváth, Andrea: Schleim. In: Stephan Günzel (Hrsg.): Philosophisches Raumlexikon. Darmstadt: WBG, 2012, S. 357.
- Horváth, Andrea: Rand. In: Stephan Günzel (Hrsg.): Philosophisches Raumlexikon. Darmstadt: WBG, 2012, S. 323f.
- Horváth, Andrea: Unterbewusstes. In: Stephan Günzel (Hrsg.): Philosophisches Raumlexikon. Darmstadt: WBG, 2012, S. 431.
- Horváth, Andrea: Eine Poetik des Politischen. Zum Werk von Marlene Streeruwitz. In: Grucza, Franciszek (Hg.): Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. (In: Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG), Band 7) Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2012, S. 263-267.
- Horváth, Andrea; Pabis, Eszter (Hg.): Identitäten im Wandel. Grenzüberschreitungen in der Literatur. Festschrift für Tamás Lichtmann. (Német Filológiai Tanulmányok – Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIX. Hrsg. v. Kálmán Kovács) Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó. Debrecen University Press, 2012, 238 S.

- Horváth, Géza: Visionen eines einheitlichen Europas aus der Sicht österreichischer und ungarischer Autoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der Internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Wien, Praesens Verlag (Pécs) Studien zur Germanistik, Bd. 5.), 2012, S. 605-623.
- Horváth, Géza: Eduard Mörike. „Horatius és egy finom sváb asszony fia”. Bevezető Eduard Mörike költeményeinek magyar fordításához. [Eduard Mörike: „Der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin”. Einleitung zu den ungarischen Nachdichtungen von Eduard Mörikes Gedichten]. In: Bivio 2012. Tanulmányok az Evangélikus Országos Könyvtár Műhelyéből. Budapest, Evangélikus Országos Könyvtár, 2012, 157-162. o.
- Horváth, Géza: Assisi Ferenc – Isten dalnoka. [Franz von Assisi – Sängere Gottes]. In: Hermann Hesse: Assisi Ferenc. [Franz von Assisi]. Budapest, Cartaphilus, 2011, S. 85-93.
- Horváth, Géza: Hermann Hesse: Klingsor utolsó nyara. [Klingsors letzter Sommer]. In: Hermann Hesse: Klingsor utolsó nyara. Gunter Böhmer akvarelljeivel. (Klingsors letzter Sommer. Mit Gunter Böhmers Aquarellen). Budapest, Cartaphilus, 2012, S. 109-116.
- Horváth, Géza: Hermann Hesse: Assisi Ferenc. Giotto freskóival. [Franz von Assisi. Mit Giottos Fresken]. Budapest, Cartaphilus, 2012, (93. p.) [Übersetzung]
- Horváth, Géza: Hermann Hesse: Klingsor utolsó nyara. Gunter Böhmer akvarelljeivel. [Klingsors letzter Sommer. Mit Gunter Böhmers Aquarellen]. Budapest, Cartaphilus, 2012. (116 p.) [Übersetzung]
- Horváth, Géza: Friedrich Nietzsche: Emberi, nagyon is emberi II. [Menschliches, Allzumenschliches II] Budapest, Cartaphilus, 2012. [Übersetzung]
- Horváth, Géza: Monica Cantieni: Zöldfülű. [Grünschnabel] Budapest, Gondolat, 2012. (197 p.) [Übersetzung]
- Horváth, Márta: Az olvasás eredete. Evolúcióelméleti érvelés a kognitív poétikában. [Der Ursprung des Lesens. Evolutionstheoretische Argumentation in der kognitiven Poetik] In: Filológiai Közöny 2012/4, p. 465-475.
- Horváth, Márta: Eduardo Punset: A lélek az agyban van. [Die Seele wohnt im Gehirn] In: Új Könyvpiac XXII. évf. 2012, p. 20-21.
- Horváth, Márta: Ki volt Messer Salimbeni? Leo Perutz: Az utolsó ítélet mestere. [Wer war Messer Salimbeni? Leo Perutz' Der Meister des jüngsten Tages] In: Új Könyvpiac XXII. évf. 2012 október. p. 10-11.
- Horváth, Márta: Wolfgang Müller-Funk: Vándorúton. Dimitré dinev Angyalnyelvek [Engelszungen] című regényéről. [Auf Wanderschaft. Dimitré Dinevs Engelszungen] In: FORRÁS 2012/10. p. 100-110.
- Horváth, Márta: Hannes Schweiger: Többnyelvű identitások. A „kultúrák között írók” díjazottjairól. [Mehrsprachige Identitäten. Vom „schreiben zwischen den kulturen“] In: FORRÁS 2012/10. p. 147-155.

- Huber, Ágnes: „unser Herz schlägt natürlich schneller, wenn wir schwäbische Wörter hören...“ Allgemeine Tendenz oder eher die Ausnahme? Teilergebnisse einer empirischen Untersuchung der Sprache und Identität ungarndeutscher Jungerwachsener. In: Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hgg.): *Deutsch grenzenlos. Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag.* Budapest, ELTE Germanistisches Institut (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 58.) 2012, S. 177-189.
- Huber, Ágnes: „ha sváb szavakat hallunk, megdobban a szívünk...“ Fialat magyarországi németek nyelvhasználata és nyelvi azonosságtudata. In: Horváthné Molnár, Katalin; Sciacovelli, Antonio (Hgg.): *Az alkalmazott nyelvészet regionális és globális szerepe. XXI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus, Szombathely, 2011. augusztus 29-31.* Budapest/Szombathely/Sopron: MANYE/NYME (= *MANYE* 8) 2012, S. 237-242.
- Huber, Ágnes: *Ethnische Identität im Zeitalter der Globalisierung am Beispiel der ungarndeutschen Minderheit.* In: Bárdosi, Vilmos (Hg.): *Tanulmányok – Nyelvtudományi Doktori Iskola.* Budapest: ELTE BTK (= *Doktori Iskolák Tanulmányai* 1) 2012, S. 123-134.
- Huber, Ágnes: *Das ethnische Identitätsbewusstsein ungarndeutscher Jungerwachsener.* In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): *Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert.* Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 117-134.
- Iványi, Zsuzsanna: *Gesprächsanalyse als Forschungsmethode interkultureller Untersuchungen.* In: Nagy, Ágota; Boszák, Gizella (Hrsg.): *Interkulturelle Erkundungen. Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Teil 2.* Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang Verlag, 2012 (*Großwardeiner Beiträge zur Germanistik, Bd. 2*), S. 9-16.
- Kalocsi Varga, Éva: *Die Darstellung der Interkulturalität des Bürgertums um die Jahrhundertwende.* In: Andrea Benedek/Szabolcs János-Szatmári: *Interkulturelle Erkundungen Teil 1, Frankfurt am Main:* Peter Lang Verlag, 2012, S. 117-187.
- Katona, Tünde: *Zabeler spricht über Xylander und Thurzó. Zwei Leichenpredigten aus der Zips; Zabeler's (Funeral) Orations over Xylander and Thurzó. Two Funeral Sermons from the Spiš Region.* In: *Kultúrne Dejiny* 2012/1, S. 52-59.
- Katschthaler, Karl: *Latente Theatralität und Offenheit. Zum Verhältnis von Text, Musik und Szene in Werken von Alban Berg, Franz Schubert und György Kurtág.* Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 2012.
- Katschthaler, Karl: *Am Ende Musik? Zur Musikähnlichkeit eines Textes von Samuel Beckett,* in: Anita Czeglédy; József Fülöp; Szilvia Ritz (Hg.): *Inspirationen. Künste im Wechselspiel.* Budapest: L'Harmattan, 2012, S. 84-99.
- Katschthaler, Karl: *“Wie sagen, wie vortragen...” – Sprachstörung, Mehrsprachigkeit und musikalische Theatralität in György Kurtágs Op. 30.* In: András F. Balogh; Christoph Leitgeb (Hg.): *Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa.* Wien: Praesens, 2012, S. 283-303.
- Katschthaler, Karl: *Die Verstellung des Dichters,* in: Horváth, Andrea; Pabis, Eszter (Hg.): *Identitäten im Wandel.*

- Grenzüberschreitungen in der Literatur. Festschrift für Tamás Lichtmann. (Német Filológiai Tanulmányok – Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIX. Hrsg. v. Kálmán Kovács) Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó. Debrecen University Press, 2012, S. 147-155.
- Kegyés, Erika: Über ein Schreibtraining in der Fachsprache der Logistik. In: Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hgg.): Schnittstellen. Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2012, S. 235-248.
- Kegyés, Erika; Kovács, Judit; Henczel, Ildikó: Selmei diákemlékkönyvek, valétakönyvek és valétaívek. In: Illésné Kovács M.: (főszerk.): Docqre et movqre – Bölcsészlet és társadalomtudományi tanulmányok a Miskolci Egyetem Bölcsészettudományi Kar 20 éves jubileumára. Miskolc: Miskolci Egyetem 2012, S. 73-88.
- Kegyés, Erika: A cégnév mint márkanév szerepe az üzleti kommunikációban. In: Névtani Értesítő, XXXIV. Jg., Nr. 2. (2012), S. 101-114.
- Kegyés, Erika: Die Gretchen- und die Helenafrage – unter dem Aspekt der Genderforschung. In: Bernáth, Árpád; Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Verlag 2012, S. 215-228.
- Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz Magdolna (Hgg.): Utak és kalauzok. Változatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. Budapest: Gondolat Kiadó 2012, 307 S.
- Kerekes, Amália: Farben des Terrors: Die Erinnerung von 1919 in Literatur und Film in Ungarn. In: Konrad, Helmut (Hg.): Terror und Geschichte. Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag 2012, S. 67-84.
- Kerekes, Amália: "Montageplan der Wirklichkeit": Frühe Ansätze zur Ästhetik der Filmwochenschau und des Dokumentarfilms. In: Linda Erker et al. (Hg.): Update!: Perspektiven der Zeitgeschichte. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2012, S. 325-331.
- Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, 231 S.
- Kerekes, Gábor: Themen und Tendenzen in der Literatur der Ungarndeutschen. In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 135-161.
- Kerekes, Gábor: Die ungarische Rezeption der „Dortmunder Gruppe 61“. In: Gerhard, Ute; Palm, Hanneliese (Hg.): Schreibarbeiten an den Rändern der Literatur. Die Dortmunder Gruppe 61. Klartext Verlag Essen 2012, S. 237-259.
- Kerekes, Gábor: Das Trauma möglicher Schuld. Die Darstellung und das Motiv der Mitschuld der Elterngeneration an Führerverehrung und Judenverfolgung in Peter Henischs „Die kleine Figur meines Vaters“. In: Knafl, Arnulf (Hrsg.): Traum und Trauma. Kulturelle Figurationen in der österreichischen

- Literatur. Praesens Verlag Wien 2012, S. 113-128.
- Kerekes, Gábor: Die Rezeption Georg Büchners in ungarischen Literaturgeschichten bis ins Jahr 2009. In: Dedner/Gröbel/Vering (Hrsg.): Georg Büchner Jahrbuch 12 (2009-2012). Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2012, S. 337-357.
- Kerekes, Gábor: Nestroy im Spiegel der in Ungarn erschienenen Literaturgeschichten seit 1900. In: Nestroyana. 32. Jahrgang 2012 Heft 1-2, S. 92-102.
- Kerekes, Gábor: Die unwillige Rezeption. In: Transcarpathica. Germanistisches Jahrbuch Rumänien. Bukarest 2012, 10/2011 S. 117-130.
- Kertes, Patrícia: Érvelő szövegek szövegtipológiai sajátosságai – a diskurzuseixis mint a metapragmatikai tudatosság jelzése. In: Parapatics, Andrea – Csernák-Szuhánszky, Debóra – Illés-Molnár Márta (Hrsg.): Doktoranduszok a nyelvtudomány útjain: A 6. Félúton konferencia, ELTE BTK 2010. október 7-8. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó 2012. S. 121-134.
- Kertész, András: Inconsistency and the dilemma of intuitionistic research in generative syntax. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.2, 2012, S. 157-175.
- Kertész, András, Rákosi, Cs.: Data and Evidence in Linguistics: A Plausible Argumentation Model. Cambridge: Cambridge University Press, 2012, 312 pp.
- Kertész, András, Schwarz-Friesel, M., Consten, M. (eds.): Converging Data Sources in Cognitive Linguistics. Amsterdam etc.: Elsevier [= Special Issue of Language Sciences 34, 2012, Number 6, S. 651-778]
- Kertész, András: The ‚Galilean Style in Science‘ and the Inconsistency of Linguistic Theorising. Foundations of Science 17, 2012, S. 91-108.
- Kertész, András: Strategien zur Abgrenzung von Konsistenz, Parakonsistenz und Inkonsistenz in deutschen Grammatiken. In: Brdar-Szabó, R.; Péteri, A.; Rada, R.V.; Uzonyi, P. (Hrsg.): Deutsch – grenzenlos. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2012, S. 200-215.
- Kertész, András; Schwarz-Friesel, M., Consten, M.: Introduction: Converging Data Sources in Cognitive Linguistics. Language Sciences 34, 2012, S 651-655.
- Kertész, András; Rákosi, Cs.; Csatár, P.: Data, Problems, Heuristics and Results in Cognitive Metaphor Research. Language Sciences 34, 2012, S. 715-724.
- Kertész, András: Die Parakonsistenz deutscher Grammatiken. In: Gruzsa, F (Hrsg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Band 15. Frankfurt am Main etc.: Lang, 2012, S. 173-178.
- Király, Edit: Das „Österreichische“ übersetzen. In: Grosso, Francois, Armin Hölter (Hgg.): Doderer-Gespräche I. Würzburg: Königshausen und Neumann 2012, S. 61-69.
- Király Edit: A saját szem: XIX. századi dunai utazások – papíron. In: Orosz Magdolna, Fenyves Miklós, Kerekes Amália, Kovács Bálint (szerk.): Utak és kalauzok: Változatok az Osztrák-Magyar

- Monarchia topográfiájára. Budapest: Gondolat 2012, S. 13-22.
- 2012, S. 35-42 (Pécsér Studien zur Germanistik, 6).
- Király Edit: Donau. In: Dallinger Petra-Maria, Martin Huber, Bernhard Judex, Klaus Kastberger, Manfred Mittermayer, Daniele Strigl (Hgg.): Stichwörter zur OÖ. Literaturgeschichte: Eine Auswahl. Linz: StifterHaus – Zentrum für Literatur und Sprache 2012, S. 111-119.
- Klemm, László: Goethes „Faust I“ auf deutschsprachigen Bühnen von Pest und Ofen und die Theaterkritiken – von seiner Erstaufführung (1833) bis zum Anfang der Krise der lokalen deutschen Bühnen (1847). In: Árpád Bernáth, Lajos Mitnyán, Ágnes Simon-Szabó (Hg.): Faust I und kein Ende. Szeged: Grimm, 2012, S. 388-401 (Acta Germanica, 13).
- Kispál, Tamás: Parömiologische Aufgaben auf der Sprichwortplattform. In: Steyer, Kathrin (Hg.): Sprichwörter multilingual. Theoretische, empirische und angewandte Aspekte der modernen Parömiologie. Tübingen: Narr 2012 (Studien zur Deutschen Sprache, 60), S. 417-435.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Riehl, Claudia M. (Hgg.): Kontaktvarietäten des Deutschen synchron und diachron. Wien: Praesens Verlag 2012, 127 S.
- Klemm, László: Franz Kafka „A feyencgyarmaton“ c. elbeszélésének további bibliai vonatkozásai. [Weitere biblische Bezüge in Franz Kafkas „In der Strafkolonie“] In: Orpheus Noster IV. (2012)/2, S. 83-91.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wortschatzdynamik im Sprachkontakt. In: Knipf-Komlósi, E./Riehl, Claudia M. (Hgg.) (2012): Kontaktvarietäten synchron und diachron. Wien: Praesens Verlag 2012, S. 61-75.
- Klemm, László: Zur Frage der Wünsche bei Paulus und Kafka. In: Anita Czeglédy, József Fülöp, Szilvia Ritz (Hg.): Inspirationen: Künste im Wechselspiel. Budapest: KRE; L'Harmattan, 2012, S. 176-180.
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta (2012): Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60). 166 S.
- Klemm, László: Lessing „Bölcs Náthánja“ és a vallási tolerancia. [Lessings „Nathan der Weise“ und die religiöse Toleranz] In: Gábor Kendeffy, Rita Kopeczky (Hg.): Vallásfogalmak sokfélesége. Budapest: KRE; L'Harmattan, 2012, S. 142-151.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wortschatzschichten im Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten. In: Glauninger, Michael Manfred / Bettina Barabas (Hgg.): Wortschatz und Sprachkontakt im Kontext oberdeutscher Wörterbücher, Sprachatlanten und Sprachinseln. Werner Bauer zum 70. Geburtstag. Wien, 20-21. November 2009. Wien: Praesens 2012 (Beiträge zur Sprachinselforschung 21), S. 103-121.
- Klemm, László: Märchenhaftes und Biblisches in Christine Lavants früherer Dichtung. In: Zoltán Szendi (Hg.): Wechselwirkungen II: Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens,

- Knipf-Komlósi, E.: Methodische Überlegungen in der Minderheitenforschung: Methodenvielfalt und Schwierigkeiten bei der Dateninterpretation. In: Djatlowa, Valentina (Hg.): Forschungen deutscher Dialekte in Russland. Sprachinseldialektologie. Vorträge der internationalen wissenschaftlichen Sprachkonferenz in Moskau 25-29. Juni 2011. Moskau, MSNK-Press 2012, S. 49-56.
- Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Elisabeth: „Mundarten im Minderheitenunterricht in ungarndeutschen Schulen“. In: Glauninger, Manfred M. / Barabas, Bettina (Hg.): Wortschatz und Sprachkontakt im Kontext oberdeutscher Wörterbücher, Sprachatlanten und Sprachinseln & Ortsgrammatiken als Unterrichtsbehelf: Laiengrammatiken für Minderheitensprachen. Wien: Praesens Verlag 2012 (= Beiträge zur Sprachinselforschung Bd. 21), S. 209-222.
- Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Erzsébet: A Magyarországi Német Nyelvjárások Tájszótára. Egy készülő nyelvjárászígétszótárról. In: Magyar Nyelv 108. évf. 2012/3. S. 257-269.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Erb, Maria / Müller, Márta (Hgg.): Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Forschungsstand. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. 2012 (= Budapesti Beiträge zur Germanistik Bd. 68), 57 S.
- Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Erzsébet: A Magyarországi Német Nyelvjárások Tájszótára. Egy készülő nyelvjárászígétszótárról. In: Magyar Nyelv 108. évf. 2012/3. S. 257-269.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Nationale Varietäten und sprachliche Variation am Beispiel des Deutschen. Eine Problemerkizze. In: Szabó, Dávid (Hg.): Szavak, frazémák, szótárak. Írások Bárdosi Vilmos 60. születésnapjára. Budapest: ELTE 2012, S. 33-45
- Brdar-Szabó, Rita / Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Komáromy, András / V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60). 166 S.
- Fekete, Ágnes / Fenyves, Miklós / Komáromy, András (Hgg.): Studien ungarischer NachwuchsgermanistInnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. (= Budapesti Beiträge zur Germanistik; 59) 2012, 182 S.
- Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz Magdolna (Hgg.): Utak és kalauzok. Válogatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. Budapest: Gondolat Kiadó 2012, 307 S.
- Szabó, Judit; Kovács, Bálint: A két világháború közötti útifilm, avagy kamerával az autópálya szolgálatában. [Der Reisefilm der Zwischenkriegszeit oder mit Kamera im Dienst der Autoindustrie] In: Fenyves, Miklós et al. (szerk.): Utak és kalauzok. Válogatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. [Fahrten und Schaffner. Topographien der Österreich-Ungarischen Monarchie] Budapest: Gondolat 2012, p. 215-228.
- Kovács, Kálmán: Identitäten im Wandel. Grenzüberschreitungen in der Literatur. Festschrift für Tamás Lichtmann. Hrsg. v. Andrea Horváth und Eszter Pabis. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó. Debrecen University Press, 2012, 238 S.

- Német Filológiai Tanulmányok – Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIX. Hrsg. v. Kálmán Kovács.
- Kovács, Kálmán: Überwindung der Angst in literarischen Texten über die Türkenkriege In: Goltschnigg, Dietmar (Hrsg.): Angst. Lähmender Stillstand und Motor des Fortschritts. Tübingen: Stauffenburg, 2012, S. 367-374.
- Kriston, Renata: Egy készülő többnyelvű logisztikai tanulói szakszótárról. In: MicroCAD Nemzetközi Tudományos Konferencia, CD-kiadvány. Miskolc: Miskolci Egyetem 2012.
- Kriston, Renata: A német logisztikai szaknyelv felépítése (in Zusammenarbeit mit Erika Kegyes), In: GÉP, a Gépipari Tudományos Egyesület műszaki folyóirata. LXIII. évfolyam, 2012/4. szám.
- Kriston, Renata: Szaknyelvi kommunikáció és a szaknyelvtanítás lehetőségei a logisztikában (in Zusammenarbeit mit Erika Kegyes), In: GÉP, a Gépipari Tudományos Egyesület műszaki folyóirata. LXIII. évfolyam, 2012/4. szám.
- Kriston, Renata: The presentation of a planned trilingual logistics terminology dictionary for learners. In: Advanced Logistic Systems Vol. 6. No. 1. (2012)
- Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Verlag Dr. Kovacs 2012.
- Lindner, Henriett: Durch den Blick des Satirikers: Zur Rezeption der Psychoanalyse bei Karl Kraus und Frigyes Karinthy. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011, S. 57-71.
- Lőkös, Péter: Faust filmszalagon. Fekete és fehér, fény és sötétség. In: Élet és Tudomány, 67 (2012), Nr. 21., S. 659-661.
- Lőkös, Péter: Zwei- und Mehrsprachigkeit in der siebenbürgisch-sächsischen Geschichtsschreibung des 16.-17. Jahrhunderts. In: Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa. Hg. von András F. Balogh und Christoph Leitgeb. Wien: Praesens, 2012, S. 49-57.
- Manherz, Karl: Zur Geschichte der ungarndeutschen Volkskundeforschung (bis 1984). In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 59-79.
- Mezei, Zsuzsa: Deutsch als Wissenschaftssprache – Geschichtliche Übersicht. In: Argumentum 8, 2012, S. 277-305.
- Mezei, Zsuzsa: Fachsprachenforschung – ein Überblick (Teil 1). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.1, Münster: Nodus Publikationen, 2012, S. 39-53.
- Mezei, Zsuzsa: Fachsprachenforschung – ein Überblick (Teil 2). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.2, Münster: Nodus Publikationen, 2012, S. 109-122.
- Mihály, Csilla: Franz Kafka: „In der Strafkolonie“. Quellentexte und Erzählung. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens Verlag, 2012, S. 371-388.

- Mihály, Csilla: Fremdheit als ausgeblendete Identität. Bemerkungen zu Kafkas „In der Strafkolonie“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv. Innsbruck 31/2012, S. 45-67.
- Mitnyán, Lajos: Die Frage nach dem Wesen der Wissenschaft: Virtuelles Gespräch zwischen Goethe und Martin Heidegger anhand ausgewählter Reflexionen und Maximen über Erkenntnis und Wissenschaft. In: Bernáth, Árpád; Mitnyán, Lajos; Simon-Szabó, Ágnes (szerk.) Faust I und kein Ende: Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Kiadó, 2012, S. 44-54.
- Mitnyán, Lajos: „Niemals Nirgends ohne Nicht“ Eine metaphorologische Untersuchung zu Rilkes Raumverständnis in den „Duineser Elegien“. In: Fekete, Ágnes; Fenyves, Miklós; Komáromy, András (szerk.) Studien ungarischer Nachwuchsgermanistinnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: Germanistisches Institut, 2012, S. 59-68.
- Mitnyán, Lajos; Bernáth, Árpád; Simon-Szabó, Ágnes (Hg.): Faust I und kein Ende: Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm Könyvkiadó 2012, (Acta Geomanica; 13.) (419 p.)
- Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, 231 S.
- Müller, Márta: Formen und Nutzen des ungarndeutschen Minderheitenunterrichts. In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 99-116.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth / Erb, Maria / Müller, Márta (Hgg.): Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Forschungsstand. Budapest: ELTE Germanistisches Institut. 2012 (= Budapesti Beiträge zur Germanistik Bd. 68), 57 S.
- Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Elisabeth: „Mundarten im Minderheitenunterricht in ungarndeutschen Schulen“. In: Glauninger, Manfred M. / Barabas, Bettina (Hg.): Wortschatz und Sprachkontakt im Kontext oberdeutscher Wörterbücher, Sprachatlanten und Sprachinseln & Ortsgrammatiken als Unterrichtsbehelf: Laiengrammatiken für Minderheitensprachen. Wien: Praesens Verlag 2012 (= Beiträge zur Sprachinselforschung Bd. 21), S. 209-222.
- Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Erzsébet: A Magyarországi Német Nyelvjárások Tájszótára. Egy készülő nyelvjárászigtészótárról. In: Magyar Nyelv 108. évf. 2012/3. S. 257-269.
- Müller, Márta: A Magyarországi Német Nyelvjárások Szótára a dokumentációs, nyelvjárási és a gyakorlati lexikográfia metszéspontjában. In: Horváthné Molnár, Katalin / Sciacovelli, Antonio Donato (Hgg.): Az alkalmazott nyelvészet regionális és globális szerepe. MANYE Vol. 8. Budapest – Szombathely – Sopron 2012, S. 257-260.
- Müller, Márta: Merkmale deutschsprachiger Fachsprachen in historischer Entwicklung unter dem besonderen Aspekt der technisch-industriellen Fachwortschätze. In: Bárdosi, Vilmos / Gósy, Mária /

- Péteri, Attila (szerk.): *Tanulmányok. Nyelvtudományi Doktori Iskola. Budapest 2012, S. 237-251.* (= Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kar Doktori Iskolák Tanulmányai 1.)
- Nagy, Roland: *Leenfonemen: ouderdom en inburgering. Korte geschiedenis van de inburgering van de [J] en de [3] in het Nederlands.* In: *n/f*, 2012(11), 79–110.
- Fenyves, Miklós; Kerekes, Amália; Kovács, Bálint; Orosz, Magdolna (Hgg.): *Utak és kalauzok. Válogatás az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára.* Budapest: Gondolat Kiadó 2012, 307 S.
- Martínez, Matías / Orosz, Magdolna / Young, Christopher (Hgg.): *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG). Band 5: Vielheit und Einheit des Erzählens? Möglichkeiten einer historischen Narratologie.* Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang Verlag 2012.
- Orosz, Magdolna: *Text und Bild in der deutschen Romantik. Ludwig Tiecks (inter)mediales Erzählen.* In: Zoltán Szendi (Hg.): *Wechselwirkungen 1. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext.* Wien: Praesens Verlag 2012, S. 205-219.
- Orosz, Magdolna / Rácz, Gabriella: *„Így jó a vége”. Egzotizmus, idegenség és identitás az Osztrák-Magyar Monarchia operettjében.* In: Fenyves, Miklós; Kerekes, Amália; Kovács, Bálint; Orosz, Magdolna (szerk.): *Utak és kalauzok. Válogatás az osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára.* Budapest: Gondolat Kiadó 2012 (Műhelyek, 10.), S. 177-194.
- Orosz, Magdolna: *Ein erkenntnistheoretischer Tod: Chamissos fragmentarischer Faust-Versuch.* In: Árpád Bernáth/ Lajos Mitnyán/ Ágnes Simon-Szabó (Hg.): *Faust I und kein Ende. Studien zu Goethes Werk.* Szeged: Grimm Verlag 2012. (Acta Germanica, 13.) S. 246-261.
- Pabis, Eszter: *Kultur, Körper, Kühe. Demontageprozesse in Beat Sterchis „Blösch“.* In: Horváth, Andrea und Pabis, Eszter (Hg.): *Identitäten im Wandel. Grenzüberschreitungen in der Literatur.* Festschrift für Tamás Lichtmann. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, 2012, S. 167-190.
- Pabis, Eszter; Horváth, Andrea (Hg.): *Identitäten im Wandel. Grenzüberschreitungen in der Literatur.* Festschrift für Tamás Lichtmann. (Német Filológiai Tanulmányok – Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIX. Hrsg. v. Kálmán Kovács) Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó. Debrecen University Press, 2012, 238 S.
- Paksy, Tünde: *Facetten des Raumes in E.T.A. Hoffmanns *Die Elixiere des Teufels*.* In: Fekete, Ágnes; Fenyves, Miklós; Komáromy, András (Hg.): *Studien ungraischer Nachwuchs-Germanisten. Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010.* Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012, S. 78-90.
- Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hgg.): *Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag.* Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.), 410 S.
- Péteri, Attila: *Infinite Verben, Verbalnomina im Deutschen und im Ungarischen mit*

- einem Ausblick auf andere europäische Sprachen. (gemeinsam mit Péter Bassola). In: Augustin, Hagen; Fabricius-Hansen, Cathrine (Hgg.): Flexionsmorphologie des Deutschen aus kontrastiver Sicht. Tübingen, Groos (=Deutsch im Kontrast 26) 2012, S. 279-306.
- Péteri, Attila: Nicht zweitpersonige Imperativsätze im Ungarischen, im Deutschen und im Russischen. Analoge Entwicklungen satzmodusmarkierender Hilfs-wörter. In: Lang, Elisabeth / Pólay, Veronika / Szatmári, Petra / Takács, Dóra (Hgg.): Schnittstellen. Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Dr. Kováč 2012, S. 125-139.
- Gósy, Mária; Péteri, Attila (Hgg.): Tanulmányok. Nyelvtudományi Doktori Iskola. Budapest: ELTE 2012, 440 S.
- P. Forgács, Edit: Genuszuweisung bei Lehnwörtern im Deutschen. In: Argumentum 8, 2012, S. 262-266.
- P. Forgács, Edit: Genus der Nomen und Genuserwerb im Deutschen. In: Argumentum 8, 2012, S. 267-276.
- P. Forgács, Edit: Untersuchungen zum Genusystem des Deutschen (Teil 1). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.1, Münster: Nodus Publikationen, 2012, S. 67-81.
- P. Forgács, Edit: Untersuchungen zum Genusystem des Deutschen (Teil 2). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.2, Münster: Nodus Publikationen, 2012, S. 137-156.
- Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Verlag Dr. Kováč 2012.
- Propsz, Eszter: Be-Deutung und Identität. Zur Konstruktion der Identität in Werken von Agota Kristof und Terézia Mora. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012, 161 S.
- Propsz, Eszter: A kortárs magyarországi német irodalomról. [Über die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur] Budapest: Kijárat, 2012, 222 S.
- Propsz, Eszter: Identitástér-tágítás – Balogh Robert „sváb” drámáiról [Erweiterung des Identitätsraumes in den „schwäbischen” Dramen von Robert Balogh] In: Új Forrás (2012), H. 4, S. 73-80.
- Propsz, Eszter: Narrative Wechselwirkungen in literarischer Stiftung einer ungarndeutschen Identität – über István Elmers Roman „Volksbarock”. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens, 2012, S. 331-340.
- Propsz, Eszter: „sie wissen, dass man sich nicht richtig erinnern darf, sonst bricht einem das Herz entzwei“ – der Erinnerungsdiskurs der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Benedek, Andrea; Crişan, Renata Alice; János-Szatmári, Szabolcs; Kordics, Noémi; Szabó, Eszter (Hg.): Interkulturelle Erkundungen. Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Teil 1. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2012, S. 409-417.
- Propsz, Eszter: Dörfer der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Danubiana Carpathica: Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas 5 (52), München: Oldenbourg, 2012, S. 237-245.

- Rácz, Gabriella: Das Musikalische als ästhetisches Paradigma und erzählerische Praxis in der Romantik. In: Szendi, Zoltán (Hrsg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Wien: Praesens 2012. S. 193-204.
- Rácz, Gabriella: „Sehnsucht“ und „mathematische Klarheit“. Arnold Zweig und die Musik. In: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa. Bd. 20. Musik. München: Oldenbourg Verlag 2012. S. 171-187.
- Rácz, Gabriella: Az örület diktálta szöveg: Intertextualitás és metalepszis Bán Zoltán András Hölgysonáta c. elbeszélésében. In: Kovács Árpád/Szitár Katalin (szerk.): Regényművészet és íráskultúra. Tanulmányok. A negyedik Veszprémi Regénykollokvium. Budapest: Argumentum 2012. S. 320-326.
- Rácz, Gabriella; Orosz, Magdolna: „Így jó a vége”. Exotizmus, idegenség és identitás az Osztrák-Magyar Monarchia operettjében. In: Fenyves, Miklós; Kerekes, Amália; Kovács, Bálint; Orosz, Magdolna (szerk.): Utak és kalauzok. Változatok az Osztrák-magyar Monarchia topográfijára. Budapest: Gondolat Kiadó 2012. S. 177-194.
- Reder, Anna: Zur Auffindbarkeit von Kollokationen in Lernerwörterbüchern. In: Ilse, Viktoria; Szendi, Zoltán (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011. Budapest/Bonn: Gondolat Kiadói Kör, S. 290-310.
- Reder, Anna: Ausgewählte Fragen der Deutschdidaktik. Universität Pécs. URL: http://janus.ttk.pte.hu/tamop/tananyagok/dig_jegy_nemet/index.html
- Daróczi, Anikó; Réthelyi Orsolya (Hgg.): *Beatrijs. Egy apáca története.*, Budapest: L'Harmattan., 2012. 113 S.
- Réthelyi, Orsolya. 'Beatrijs a nagyvilágban. A *Beatrijs* és a holland irodalmi kánon'. In Daróczi, Anikó; Réthelyi Orsolya (Hgg.): *Beatrijs. Egy apáca története.*, Budapest: L'Harmattan., 2012, S. 95-109.
- Riszovannij, Mihály: Kulturális nyelvészet és humorkutatás. In: Balázs Géza; Veszelszki Ágnes (Hg.) *Nyelv és kultúra: Kulturális nyelvészet.* Budapest: Magyar Szemiotikai Társaság, 2012, S. 406-411.
- Ritz, Szilvia: Augenblick, verweile doch nicht! „Dorian Gray“ als Antifaust. In: Bernáth Árpád – Mitnyán Lajos – Simon-Szabó Ágnes (Hrsg.): *Faust I. und kein Ende.* Studien zu Goethes Werk. Szeged: Grimm 2012, S. 279-291.
- Ritz, Szilvia: „Sir, wenn Ihr zu uns nach Akkra kämet als Ausstellungsobjekte...“ Ashanti-Schauen im Prater. In: Zoltán Szendi (Hg.): *Wechselwirkungen I.* Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Wien: Praesens Verlag 2012, S. 291- 301.
- Ritz, Szilvia: Salome – Transformationen einer Mörderin. In: Anita Czeglédy; József Fülöp; Szilvia Ritz (Hg.): *Inspirationen. Künste im Wechselspiel.* Budapest: L'Harmattan 2012, S. 50-62. (= Károli Könyvek Bd. 6.)

- Ritz, Szilvia: „Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden.“ Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens in einem multikulturellen Milieu in Doron Rabinovicis Roman *Ohenhin*. In: Ernest W.B. Hess-Lüttich – Corinna Albrecht – Andrea Bogner (Hg.): Re-Visionen. Kulturwissenschaftliche Herausforderungen interkultureller Germanistik. Frankfurt am Main [e.a.]: Peter Lang 2012, S. 607-620. (= Cross Cultural Communication; Bd. 22.)
- Sata, Lehel: Glaubensbekenntnisse als Ich- und Weltkonstruktionen. Der Einfluss von Jakob Böhmes mystischem Blick auf Martin Walsers Novelle *Mein Jenseits*. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Band I. Wien: Praesens 2012 [= Pécs-er Studien zur Germanistik, Band 5], S. 537-548.
- Schauer, Hilda: Gedächtnis und Photographie in W. G. Sebalds Erzählung „Dr. Henry Selwyn“. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Band I. Wien: Praesens 2012 [= Pécs-er Studien zur Germanistik, Band 6], S. 175-188.
- Scheibl, György: Formale und funktionale Analyse des Plurals und der Pluralflexion im Deutschen und im Ungarischen. In: H. Augustin; C. Fabricius-Hansen (Hg.): Flexionsmorphologie des Deutschen aus kontrastiver Sicht. Tübingen: Julius Groos 2012, S. 115-144. (Deutsch im Kontrast 26)
- Surinás, Olga: A három nővér – avagy soeur Monique alakjának hatása a német erotikus irodalomban. *Filológiai Közlöny* 58., 2012/4, p. 432-452.
- Szabó, Csaba: „Vielleicht ein schöner Wunsch“ (Anmerkungen zu einem Fragment von Franz Kafka). In: Kovács, Kálmán (Hg.): Identitäten im Wandel – Grenzüberschreitungen in der Literatur (Festschrift für Tamás Lichtmann), Arbeiten zur Deutschen Philologie, Band XXIX, Debrecen: Universitätsverlag, 2012, S. 201-221.
- Szabó, Csaba: Die Einwurzelung und der unerlässliche interkulturelle Austausch. Eine Skizze zu Simone Weil. In: Benedek, Andrea/Crisan, Renata Alice/János-Szatmári, Szabolcs/ Kordics, Noémi/Szabó, Eszter (Hg.): Interkulturelle Erkundungen (Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen), Teil 1, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang, 2012, S. 297-306.
- Szabó, Dezső: Zuhause in beiden Heimaten – Schicksal der Ungarndeutschen nach 1945. In: Kerekes, Gábor / Müller, Márta (Hgg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Ungarndeutsche Konferenz. Budapest: Ad Librum 2012, S. 81-98.
- Szabó, Erzsébet: Terek és határok Kosztolányi Dezső „Cseregi Bandi Párizsban, 1910-ben” című novellájában. [Heterogene Räume und diverse Blicke. Das Bild der Monarchie in Kosztolányis *Bandi Cseregi in Paris, im Jahre 1910*] In: Fenyves Miklós et al. (szerk.): Utak és

- kalauzok. Változatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. [Fahrten und Schaffner. Topographien der Österreich-Ungarischen Monarchie] Budapest: Gondolat 2012.
- Szabó Erzsébet: A narratívák olvasásának kognitív modellálása. [Kognitive Modellierung des Lesens narrativer Texte] *Literatura* 2012/2, p. 115-125
- Szabó, Judit; Kovács, Bálint: A két világháború közötti útifilm, avagy kamerával az autópálya szolgálatában. [Der Reisefilm der Zwischenkriegszeit oder mit Kamera im Dienst der Autoindustrie] In: Fenyves, Miklós et al. (szerk.): *Utak és kalauzok. Változatok az Osztrák-Magyar Monarchia topográfiájára. [Fahrten und Schaffner. Topographien der Österreich-Ungarischen Monarchie]* Budapest: Gondolat 2012, p. 215-228.
- Szatmári, Petra: Einen Eindruck vermittelt bekommen – signalisiert, dass jemand etwas bekommt. Zum Voll-, Funktions- und Auxiliärverb *bekommen*. In: Karabalic, Vladimir/Varga, Melita Aleksa/Pon, Leonard (Hg., 2012): *Discourse and Dialogue – Diskurs und Dialog*. Frankfurt/M. et al.: Peter Lang, S. 97-111.
- Szatmári, Petra: Wechselwirkungen bei idiomatischen Ausdrücken. Zur Kontamination phraseologischer Ausdrücke bei Elfriede Jelinek. In: Szendi, Zoltán (Hg.): *Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext*. Wien: Praesens 2012 (= Pécs-er Studien zur Germanistik 6), S. 409-422.
- Szatmári, Petra: Komposita beim Bestseller-Autor David Safier und ihre ungarischen Entsprechungen. In: Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; Rada, V. Roberta; Uzonyi, Pál (Hrsg.): *Deutsch – grenzenlos. Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag*. Budapest: ELTE 2012 (= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 58), S. 359-369.
- Szatmári, Petra: Partikelverben im Kontrast: *auf-* und *fel-*Verben. In: Bartoszewicz, Iwona; Haľub, Marek; Maľyszek, Tomasz; Tomiczek, Eugeniusz (Hg.): *Übereinstimmungen und Differenzen*. *Germanica Wratislaviensia* 136/2012, S. 165-180.
- Szatmári, Petra: Affixoide – Pro und Kontra. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 2011, S. 156-175.
- Szatmári, Petra: Bediener-, bedienungs-, bedienfreundlich: Zu Wortbildungen mit dem Zweitglied *-freundlich*. In: *Studia Linguistica* 31 (2012), S. 87-114.
- Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): *Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik*. Hamburg: Verlag Dr. Kovac 2012.
- Szatzer, Szilvia: Zur Grammatikalisierung des FuturPräteritums im Deutschen. In: Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): *Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik*. Hamburg: Dr. Kovac 2012, S. 141-153 (= *Studien zur Germanistik* 43).
- Szendi, Zoltán (Hg.): *Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Band I*. Wien: Praesens 2012 [= *Pécs-er Studien zur Germanistik, Band 5*]. 668 S.

- Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Band I. Wien: Praesens 2012 [= Pécs-er Studien zur Germanistik, Band 6]. 511 S.
- Ilse, Viktoria; Szendi, Zoltán (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011. Budapest/Bonn: Gondolat Kiadói Kör, 2012.
- Szendi, Zoltán: Parallelen und Verzweigungen in der österreichischen und ungarischen Lyrik zur Jahrhundertwendezeit. In: Balogh, András F.; Leitgeb, Christoph (Hg.): Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa. Zur Geschichte einer literarischen und kulturellen Chance. Wien: Praesens, 2012. S. 205-217.
- Szendi, Zoltán: „Gegen die Furcht muß man etwas tun, wenn man sie einmal hat.“ Bangnis als Kehrseite des heuristischen Welterlebnisses im Werk Rilkes. In: Goltschnigg, Dietmar (Hg.): Angst. Lähmender Stillstand und Motor des Fortschritts. Tübingen: Stauffenburg, 2012. S. 375-383.
- Szendi, Zoltán: Die Kunst der Transformation. Zur Inspiration der bildenden Kunst in der Lyrik Rilkes. In: Czeglédy, Anita; Fülöp, József; Ritz, Szilvia (Hg.): Inspirationen. Künste im Wechselspiel. Budapest: L'Harmattan Kiadó 2012, S. 40-49.
- Szendi, Zoltán: Zur Gefühlsrhetorik in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: Kristian Donko, Neva Šlibar (Hgg.): Gefühlswelten und Emotionsdiskurse in der deutschsprachigen Literatur. Ljubljana: Znanstvena založba Filozofske Fakultete, 2012, S. 117-125.
- Szendi, Zoltán: Parallelen und Verzweigungen in der österreichischen und ungarischen Lyrik in der Zeit der Jahrhundertwende. In: Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Hrsg. von Franciszek Gruzca und Jianhua Zhu. Bd.13. Interkulturelles Verstehen und Kontrastives Vergleichen. Formen literarischer und intellektueller Zusammenarbeit. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2012. S. 237-241.
- Szilágyi-Kósa, Anikó: Kreuzwege in den deutschen Dörfern des Komitats Veszprém als Abdrücke deutschsprachiger Kultur. In: Szendi, Zoltán (Hrsg.): Wechselwirkungen II: Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens 2012. (Pécs-er Studien zur Germanistik; 6). S. 341-354.
- Szilágyi-Kósa, Anikó: Kereszt(y)én(y) családnevek – a kereszténység művelődéstörténeti lenyomatai a magyar és német családnévanyagban. In: Vörös Ferenc (szerk.): A nyelvföldrajztól a névföldrajzig III. Nyelvjárás – Néprajz – Művelődéstörténet. Szombathely: Sava-ria University Press 2012. S. 61-77.
- Lang, Elisabeth; Pólay, Veronika; Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik. Hamburg: Verlag Dr. Kovac 2012.
- Takács, Dóra: Inspirationen im dramatischen Werk von Elfriede Jelinek. In: Czeglédy, Anita; Fülöp, József; Ritz, Szilvia (Hg.): Inspirationen. Künste im

- Wechselspiel. Budapest: L'Harmattan 2012, S. 194-200.
- Tarnói, László: Die deutsche Literatur der Goethezeit in ungarischer Sicht. – In: Interkulturelle Erkundungen. Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Teil I. Hrsg. v. A. Benedek, R. A. Crisan, Sz. János-Szatmári, N. Kordics u. E. Szabó. Frankfurt am Main, Berlin etc.: Peter Lang 2012. S. 57-71. = Großwardeiner Beiträge zur Germanistik, Bd. 1.
- Tarnói, László: Deutschsprachiges literarisches Leben in Ofen und Pest um 1800. – In: Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pest, Ofen und Budapest. Hrsg. v. W. Kriegleder, A. Seidler u. Jozef Tancer. Bremen: edition lumiere 2012. S. 87-99. = Presse und Geschichte. Neue Beiträge, Bd. 63.
- Tarnói, László: Deutschsprachige Autoren und Texte im Königreich Ungarn am Schnittpunkt interkultureller Germanistik und Hungarologie. – In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2011. Hrsg. v. V. Ilse u. Zoltán Szendi. Budapest, Bonn: GUG, DAAD 2012. S. 21-35.
- Tóth, Máté: Gisa Rauh: Syntaktische Kategorien. Ihre Identifikation und Beschreibung in linguistischen Theorien. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 22.2. Münster: Nodus Publikationen, 2012, S. 218-225.
- Trippó, Sándor: Eine Pathologie der Bespitzelung: Strukturelle Ähnlichkeiten in den Erzählungen der Stasi-Vergangenheit in deutsch-ungarischem Vergleich. In: Budapester Beiträge zur Germanistik Band 59 (2012), S. 125-132.
- Uzonyi, Pál: Az azonos alakú szótári címszavak és a homonímia kapcsolata. In: Pintér, Tibor; Pődör, Dóra; P. Márkus, Katalin (Hgg.): Szavak Pásztora. Írások Magay Tamás tiszteletére. Szeged: Grimm Könyvkiadó, 2012, S. 86-104.
- Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.). 410 S.
- Varga, Éva: A kooperatív tanulás szerepe a tanári kompetenciák fejlesztésben. In: Pedagógusképzés (2011), H. 1-2, S. 147-156.
- Varga, Éva: Deutschunterricht mit neuen Methoden – nicht nur für Germanistikstudenten. In: Nagy, Ágota; Boszák, Gizella (Hg.): Interkulturelle Erkundungen: Leben, Schreiben und Lernen in zwei Kulturen. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2012 (Großwardeiner Beiträge zur Germanistik 2), S. 173-179.
- Varga, Orsolya: Párhuzamos fordítórাজok. Műfordításszemlélet Magyarországon és Hollandiában a 20. század első felében. Budapest: ELTE Eötvös kiadó, 2012. 215 S.
- Varga, Orsolya: Anna Enquist: Ellenpont [Contrapunt]. Budapest: Libri 2012, 304 S. [Übersetzung]
- Varga, Péter: Die Rolle der deutschsprachigen Literatur und Kultur in der Assimilation des ungarischen Judentums. In: Wechselwirkungen II. Hg. von Zoltán Szendi. Wien: Praesens 2012, S. 282-292.
- Vargyas, Anna: Historische Rezipientenpassiv-Belege in der sprachwissen-

- schaftlichen Fachliteratur. In: Fekete, Ágnes; Fenyves, Miklós; Komáromy, András (Hgg.): Studien ungarischer Nachwuchsgermanistinnen: Beiträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung 2010. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 59.), S. 166-182.
- Vargyas, Anna: Sprachleben und Sprachschäden um 1900: Eine Rundschau über das Rezipientenpassiv in Sprachratgebern. In: Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch – grenzenlos. Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.), S. 370-389.
- Vaskó, Ildikó: Pragmatic Particles Indicating Expectation – the Case of 'Persze' In: Acta Linguistica Hungarica. Budapest: Akadémiai Kiadó 2012.
- Vaskó, Ildikó: Tenk på det, da gitt! Pragmatikai jelölők a norvég nyelvben. In: Budapest: Budapester Beiträge zur Germanistik 62. ELTE Germanistisches Inst. 2012.
- Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hgg.): Deutsch – grenzenlos: Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2012 (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58.). 410 S.
- V. Rada, Roberta: „Damit wir keine englische (Sprach-)Kolonie werden“ – Anglizismen in der ungarischen Gegenwartssprache. In: Kämper, Heidrun/Kilian, Jörg (Hrsg.): Wort – Begriff – Diskurs. Deutscher Wortschatz und europäische Semantik (Sprache – Politik – Gesellschaft; 7). Bremen: Hempen, S. 259-272.
- V. Rada, Roberta: Die stilistische Leistung digital(isiert)er Kommunikationsformen. In: Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hrsg.): Deutsch – grenzenlos. Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 58), S. 320-339.
- Brdar-Szabó, Rita; Fekete, Ágnes; Knipf-Komlósi, Elisabeth; Komáromy, András; V. Rada, Roberta: Wortstruktur und Lexikon. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik; 60) 2012, 166 S.
- V. Szabó, László: „...aber in der Kunst kann *alles lächerlich* gemacht werden“. Ikonoklasmen in Thomas Bernhards *Alte Meister*. In: Lughofer, Johann Georg (Hrsg.): Thomas Bernhard. Gesellschaftliche und politische Bedeutung der Literatur. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012 (Literatur und Leben; 81). S. 84-101.
- V. Szabó, László: Márai und die Deutschen. In: Szendi, Zoltán (Hrsg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010. Wien: Präsens 2012 (Pécser Studien zur Germanistik; 6). S. 231-243.
- V. Szabó, László: Machtstrukturen in Erzählwerken von C. F. Meyer. In: Vilas-Boas, Gonçalo / Martins de Oliveira,

- Teresa (Hrsg.): Macht in der Deutschschweizer Literatur. Berlin: Frank & Timme 2012. S. 105-120.
- V. Szabó, László: Die neugnostische Nietzsche-Deutung von Eugen Heinrich Schmitt. In: Renate Reschke/Marco Brusotti (Hrsg.): „Einige werden posthum geboren“. Nietzsches Wirkungen. Berlin/Boston: De Gruyter 2012 (Nietzsche heute; 4). S. 603-614.
- V. Szabó, László: „Gewissen des Geistes“ – Hermann Hesse und Karl Kerényi. In: Hermann-Hesse-Jahrbuch Bd. 5. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012. S. 139-152.
- V. Szabó, László: Pannwitz, Rudolf. In: Aurnhammer, Achim/Braungart, Wolfgang/Breuer, Stefan/Oelmann, Ute (Hrsg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. Berlin/Boston: De Gruyter 2012. Bd. 3. S. 1566-1569.
- V. Szabó, László: Hermann Hesses Konzept des Individuums. In: Grucza, Franciszek; Khattab, Aleya; Kemper, Dirk (Hrsg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Bd. 6. Frankfurt am Main: Peter Lang 2012. S. 267-272.
- Wild, Katalin: Die deutschen Dialekte der Batschka. In: Brdar-Szabó, Rita; Péteri, Attila; V. Rada, Roberta; Uzonyi, Pál (Hg.): Deutsch grenzenlos. Festschrift für Elisabeth Knipf zum 60. Geburtstag. Budapest 2012, S. 390-399.
- Zsigmond, Anikó: Der Balaton als Erinnerungsraum in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa. *Die Wellen des Balaton* von Siegfried Lenz und *Adam und Evelyn* von Ingo Schulze. In: Wild, Katharina; Szendi, Zoltán (Hrsg.): Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. (= Pécsér Studien zur Germanistik, 6) Pécs: Praesens, 2012, S. 303-317.

Autorinnen und Autoren

Univ.-Prof. Mag. Wolfgang Hackl
 Universität Innsbruck
 Institut für Germanistik
 Innrain 52
 A - 6020 Innsbruck
 Wolfgang.F.Hackl@uibk.ac.at

Dr. Horváth Katalin
 Eötvös-Loránd-Universität
 Germanistisches Institut
 Rákóczi u. 5
 H-1088 Budapest
 horvath.katalin@btk.elte.hu

Prof. Dr. Heinz-Helmut Lüger
 Universität Koblenz-Landau
 Zeppelinstraße 45
 D-76887 Bad Bergzabern
 heinz-helmut.lueger@t-online.de

Orsolya Rauzs
 Universität Szeged
 Institut für Germanistik
 Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
 Egyetem u. 2.
 H-6722 Szeged
 rauzs@lit.u-szeged.hu

Kristina Bieber, M.A.
 Technische Universität Dresden
 Fakultät für Sprach-, Literatur-
 und Kulturwissenschaften
 Institut für Germanistik
 Lehrstuhl für Neuere deutsche
 Literatur und Kulturgeschichte
 Zeunerstraße 1b, Raum 215
 Kristina.Bieber@tu-dresden.de

Mag. Andrea Bicsár
 Universität Innsbruck
 Institut für Fachdidaktik
 Innrain 52
 A-6020 Innsbruck
 Andrea.Bicsar@uibk.ac.at

Robert Forkel, M.A.
 Martin-Luther-Universität
 Halle-Wittenberg
 Landesforschungsschwerpunkt
 „Aufklärung – Religion – Wissen“
 Franckeplatz 1, Haus 24
 D - 06110 Halle (Saale)
 robert.forkel@netzwerk-arw.uni-halle.de

Zoltán Csörgő
 Technische und
 Wirtschaftswissenschaftliche
 Universität Budapest
 Fakultät für Wirtschafts-
 und Sozialwissenschaften
 Institut für Fremdsprachen
 Zentrum für Dolmetscher-
 und Übersetzer Ausbildung
 Egrý József utca 1., E ép. IX.em
 H-1111 Budapest

Mag. Ulrike Koch
 Lavaterstraße 6/4-61
 A - 1220 Wien
 ulrike_koch@gmx.at

HD Dr. phil. hab. Kirsten Sobotta
 Otto-von-Guericke-Universität
 Magdeburg
 Institut für Germanistik/G 18
 Universitätsplatz 2
 D - 30104 Magdeburg
 kirsten.sobotta@ovgu.de

